Deutsch-amerikanische Bibliothek.
9. Band. Preis 50 Cents.

Novellen und Erzählungen.

Von

Carl Dilthey

(Julian Werner).

Dritter Theil:

Henriette Sontag.

New York.
E. Steiger.
1872.

Deutsch-amerikanische
Bibliothek.

9. Band.

Novellen und Erzählungen.

Von

Karl Dilthey.

Dritter Theil.

New York.
E. Steiger.
1872.

Novellen und Erzählungen.

Von

Karl Dilthey

(Julian Werner).

Dritter Theil:

Henriette Sontag.

New York.
E. Steiger.
1872.

Satz und Electrotypie von
E. Steiger in New York.

Henriette Sontag.

Blüthen und Dornen am Baume eines Künstlerlebens.

(Geschrieben 1854.)

Das Hotel „Zum Riesen“ in Coblenz, dicht am Rhein und in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe gelegen, ist ein stattliches Gebäude, dem man's auf den ersten Blick ansieht, daß es für Reisende berechnet ist, die den Geldbeutel nicht allzu straff anzuziehen brauchen. Wenn zuweilen behauptet wird, das Riesenmäßigste im „Riesen“ sei jedes Mal die Zeche, so mag dabei wol etwas Verleumdung und Brodneid im Spiele sein.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts, im Jahre 1806, war der „Riese“ zwar auch schon einer der ersten Gasthöfe der alten Stadt Coblenz, hatte jedoch noch nicht den dritten Theil seines heutigen Umfangs erreicht, und stand auch nicht dicht am Rhein, sondern etwas mehr nach dem Mittelpunkte der Stadt hin. Das Aeußere des dreistöckigen, mit einem spitzen Giebeldach und hoch emporragenden Schornsteinen versehenen Gebäudes zeigte jene symmetrische, altväterliche Einfachheit, die der bürgerlichen Architektur des vorigen Jahrhunderts eigen war, und die sich von den prächtigen Façaden, wie sie heutigen Tags die Hotels der großen Städte am Rhein und anderwärts darbieten, sehr wesentlich unterschied.

Im großen Saale des Gasthofes zum „Riesen“, der in einem nach dem Hofe hingehenden Seitengebäude gelegen war, hatte eine wandernde Schauspielertruppe ihren Musentempel aufgeschlagen. Diese herumziehenden Jünger der Kunst, dieses harmlose und ewig fidele, zwischen Poesie und Prosa, Mangel und Ueberfluß, Jubel und Trübseligkeit schwebende Völkchen hatte damals in den deutschen Landen noch bessere Zeiten, als dies wol später der Fall war. Stehende Bühnen gab es nur in den größten Städten und in fürstlichen Resi-

denzen; die Bewohner kleinerer Orte und mittlerer Städte waren lediglich auf die Kunstleistungen der wandernden Schauspielertruppen angewiesen. Im Ganzen erwuchs ihnen kein Nachtheil daraus. Wenn es den in Gasthof- oder Rathhaussälen, auf Tanzböden oder gar in Scheunen aufgeschlagenen Bühnen gar sehr an äußerer Ausstattung fehlte, wenn sie auch gar manchmal in Hinsicht der Scenerie und des Costüms den Geschmack und die Phantasie ihres Publicums auf eine etwas harte Probe setzten, so entschädigten sie doch nicht selten durch recht befriedigende nnd wol gar ächt künstlerische Leistungen des darstellenden Personals. Die berühmtesten deutschen Mimen, ein Iffland, Eßlär, Devrient gehörten einst solchen wandernden Truppen an und reiften unter der zwar kleinlichen, aber doch tief poetischen, zum Studium und zur Selbstständigkeit hinleitenden Lebens- und Beschäftigungsweise zu ihrer nachmaligen Größe heran. Ein solches jugendliches Genie übte oft auf die übrigen Mitglieder der Truppe einen wunderbaren Einfluß, indem es ihnen etwas von jenem Feuereifer für Kunst und Poesie, von jener schwärmerischen Begeisterung für das Höhere, wovon es selber beseelt und durchdrungen war, einzuhauchen wußte.

Im Saale des „Riesen“ zu Coblenz hatte sich also zur angegebenen Zeit die Truppe des langen Heinz einquartiert. Sie zählte über ein Dutzend Mitglieder, besaß an Requisiten, Garderobe und sonstigen Geräthschaften drei einspännige Karrenladungen voll, und erfreute sich bei den Bewohnern der Städte und Dörfer zwischen Bingen und Andernach, längs des Rheins, eines guten Rufes. Der lange Heinz verstand aber auch sein Geschäft aus dem Grunde und kannte das große, einem Theaterdirector besonders wichtige Geheimniß, es allen Theilen recht zu machen, Publicum und Schauspieler in gleichem Grade zu befriedigen, ohne dabei sein eigenes Interesse gänzlich aus den Augen zu lassen. Sein Repertoir war so mannigfaltig und abwechselnd, wie man es billigerweise verlangen konnte; er führte Alles auf, was das Publicum nur irgend zu sehen wünschte: Opern, Tragödien, Singspiele, Schauspiele, Comödien, Possen. Heute sprach „Hamlet“ seinen Monolog über „Sein und Nichtsein“, während morgen „Rochus Pumpernickel“ mit der Gans unter dem Arm und dem Schwarm von Gassenjungen hinterdrein, über die Scene ritt, übermorgen aber die liebeskranke „Prinzessin Eboli“ ihre Stoßseufzer einem tiefgerührten Publicum

zum Besten gab. Die Schauspieler waren dem langen Heinz von Herzen zugethan und fügten sich willig seinen Anordnungen, denn sie wußten, daß er stets ihren Vortheil im Auge hatte, auch den Gewinn redlich mit ihnen theilte und für sich nur wenig beanspruchte. Er hielt auf Zucht und Ordnung, aber er war kein Tyrann, sondern schwang sein Scepter mit aller möglichen Milde. Bei der Rollenvertheilung, diesem gefährlichsten und undankbarsten Geschäftszweig eines jeden Theatervorstandes, ging er um so unparteiischer zu Werke, da er selber nicht an übermäßiger Künstlereitelkeit litt, sondern für sich in der Regel nur die unbedeutendsten Rollen reservirte, die jeder Andere verächtlich von der Hand wies. Mancher Kunstjünger, der seine lang gestreckte Figur besessen, hätte sich vielleicht gerade um deswillen für einen geborenen Heldenspieler, für einen unvergleichlichen „Hamlet", „Götz", „Wallenstein" oder „Tell" gehalten, er aber war bescheiden genug, seine ausnehmend langen Extremitäten nur hinter und unter der Scene, seine pfeifende Stimme in der geheimnißvollen Tiefe des Souffleurkastens zu verwenden. Wenn der große rheinische Dramaturg Immermann zuweilen ganz unvermuthet während der Vorstellung in jenes, einem Kameelhöcker gleichende Requisit des Prosceniums, das verkörperte Gedächtniß der Bühnenkünstler, hinabschlüpfte, um sich über den Fleiß seines Personals zu unterrichten, so schwebte ihm vielleicht das Beispiel seines Vorgängers, des langen Heinz, vor Augen, der aus noch weit triftigern, ästhetischen und pecuniairen Gründen in die „Unterwelt" hinabstieg.

Intriguen und Cabalen, die sich sonst bei jeder Bühne, sei sie noch so klein, wie giftiges Ungeziefer einzunisten pflegen, waren bei der Gesellschaft des langen Heinz fast gänzlich unbekannt. Wie der Director mit allen Mitgliedern auf gutem Fuße stand, so herrschte auch unter diesen selbst die größte Eintracht. Kam mitunter einmal ein Störenfried dazwischen, so wurde er bei der ersten Gelegenheit wieder abgesetzt. Fast alle Mitglieder standen schon seit einer Reihe von Jahren unter dem Commando ihres „Vater Heinz", wie sie ihn zu nennen pflegten, der für ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse in wahrhaft väterlicher Weise Sorge trug, und der sogar für jedes einzelne seiner Kinder, abgesehen von der wöchentlichen Gage oder richtiger gesagt, dem Taschengelde, das er ihnen zu zahlen pflegte, in guten Zeiten noch einen kleinen

Sparpfennig bei Seite legte, der nur in Fällen dringender Noth oder Krankheit angegriffen wurde.

Ein schlechtes Jahr hatte diese kleinen Ersparnisse sammt und sonders aufgezehrt. Die unruhigen Zeiten waren der dramatischen Kunst nicht günstig. Es sah kriegerisch im Lande aus. An beiden Ufern des Rheins standen schlagfertige Armeen, die sich gegenseitig beobachteten. Bald hatte man die Preußen, bald die Franzosen zu Gast — die einen kamen aber so ungelegen wie die andern, denn sie zehrten die Vorräthe in Stadt und Land auf, und dem Bürger und Bauer wurde keine Vergütung für die Bewirthung des kostspieligen Besuchs. „Unter den Waffen schweigen die Künste", sagt ein lateinisches Sprichwort äußerst treffend, und unser Director Heinz mit seiner Truppe hatte die Wahrheit desselben schmerzlich empfinden müssen. So sehr er auch den Verhältnissen des Augenblicks Rechnung zu tragen suchte, so emsig er sein Publicum mit kriegerischen Schau- und Trauerspielen regalirte, in denen kein Pulver gespart und die Statisten, je nachdem man sich gerade auf dem rechten oder auf dem linken Rheinufer befand, mit blauen oder mit rothen Hosen geschmückt wurden, so wollte doch Alles nicht recht anschlagen, das Deficit wurde immer drohender. Die hin und wieder zu den Vorstellungen sich einfindenden Herrn Militairs vermochten den Ausfall am regelmäßigen Publicum um so weniger zu ersetzen, da, einer stereotypen Notiz des Zettels zufolge, Kinder, Dienstboten und Soldaten nur die Hälfte bezahlten.

So war denn der lange Heinz mit seinem Häuflein hungriger Musensöhne und Töchter nach längerer Abwesenheit endlich wieder in der Hauptstadt seines Bezirks angekommen. Auf dem kunstsinnigen Publicum von Coblenz, das ihm schon manche Beweise von Liebe und Anhänglichkeit gegeben, beruhte seine letzte Hoffnung, schlug die fehl, dann gute Nacht süße freundliche Gewohnheit der Theaterdirigentschaft, dann hieß es: „Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Haide", denn die trauliche Hürde wurde von Gerichtswegen geschlossen, das bischen Tand und Flimmer verkauft, der Schäfer mußte seinen Stab niederlegen und — der Bankerott war ein trübseliges Factum.

Die Mitglieder der Truppe hatten höchst edelmüthig seit Monaten schon auf die baare Auszahlung ihres wöchentlichen Taschengeldes Verzicht geleistet, sich auch außerdem in ihren Bedürfnissen möglichst einge-

schränkt, um dem Haupt der Familie nicht allzu viele Unterhaltskosten zu verursachen. Coblenz war ihr einziger Trost, dort mußte es besser werden. Der „Riese", — so hofften sie mit Zuversicht — sollte die Wunden heilen, die ihnen die Zwerge geschlagen. Doch „mit des Geschickes Mächten — ist kein ew'ger Bund zu flechten", sagt der Hofrath Schiller, und wenn erst einmal das Malheur die Oberhand gewinnt, so theilt es auch Keulenschläge nach allen Dimensionen aus. Gleich bei der Ankunft in Coblenz erfuhr die Truppe einen Verlust und einen Zuwachs, und durch beide zwar nicht ganz unverhoffte, aber doch weder so früh noch zu so ungelegener Zeit erwartete Zwischenfälle sah Director Heinz seine schönen Aussichten gewaltig getrübt. Der „Intrigant" und „polternde Vater", der zugleich als Maschinist und Theaterzimmermann fungirte und im Gesammtorganismus des Heinz'schen Bühnenwesens einen sehr wichtigen Posten eingenommen hatte, fand es in diesen schlimmen Zeiten rathsamer, seine künstlerische Stellung mit der eines schlichten Handwerkers zu vertauschen, erklärte seinem bisherigen Principal ohne Umstände, daß er nicht länger zu hungern gesonnen sei, und trat bei einem Zimmermeister in Arbeit. Den Verlust eines so nützlichen Gliedes zu ersetzen, war keine Kleinigkeit. Der lange Heinz lief sich auf dem holprigen Straßenpflaster die Füße wund, allein kein „Intrigant" und Theaterzimmermann war ausfindig zu machen. Der Zuwachs, welchen die Truppe gleichzeitig erfuhr, schien leider nicht geeignet, eine der beiden Vacanzen auszufüllen, sondern konnte höchstens dazu dienen, eine dritte, wenn auch nur temporäre, hinzuzufügen. Madame Sontag, zweite Liebhaberin und erste Soubrette, zugleich Opern- und Vaudevillesängerin, beschenkte ihren Gatten, der sich ebenfalls in verschiedenen Rollenfächern bewegte, zum großen Leidwesen des geplagten Heinz, der diesem Ereigniß schon längst mit bangem Herzen entgegengesehen, mit einem muntern Töchterchen. Wenn auch Alles nach Wunsche verlief und Mutter und Kind sich des besten Wohlseins erfreuten, so verstrichen immerhin etliche Wochen, bevor erstere ihren Engagementspflichten wieder nachkommen konnte. In der Zwischenzeit aber wollte gelebt sein, zum Leben gehörte Geld oder wenigstens Credit — doch an Beiden litt Director Heinz gewaltigen Mangel. Der Wirth zum „Riesen", dem die verzweifelte Lage seiner Gäste nicht entgehen konnte, ließ sich nur mit Mühe bewegen, die, ein-

schließlich von Kind und Kegel, aus circa zwanzig zehrenden Häuptern bestehende Künstlergemeinschaft für einige weitere Wochen zu beherbergen, verfehlte jedoch nicht, sich die volle Einnahme sämmtlicher Vorstellungen bis zur Deckung seines Guthabens in bündiger Form verschreiben zu lassen.

Der lange Heinz nahm inzwischen seinen ganzen Scharfsinn und Geschäftstact zusammen, um den so tief in den Morast gerathenen Thespiskarren mit einem kräftigen Ruck wieder flott zu machen. Es mußte ein funkelnagelneues Stück producirt werden, das auf das Publicum eine unwiderstehliche Zugkraft übte. Welches hätte sich dazu besser geeignet, als Mozart's „Zauberflöte", die damals allenthalben mit Jubel begrüßt wurde und schon manchem Director auf einen grünen Zweig verholfen hatte? Freilich, die keineswegs leicht auszuführende Musik, die Besetzung, die scenische Ausstattung — — doch ein praktischer Kopf läßt sich durch scheinbare Hindernisse nicht abschrecken. Director Heinz hatte schon schwierigere Probleme gelös't, warum sollte seine theatralische Zustutzungs- und Anordnungskunst gerade hier Schiffbruch leiden? Er selber kannte das Stück bisher nur vom Hörensagen, und dem Coblenzer Publicum ging's nicht besser. Es stand also nicht zu fürchten, daß ein vergleichender Maßstab angelegt wurde; wie man das Kindlein des gewaltigen Meisters zur Welt brachte, so war's recht. Textbuch und Partitur wurden mit Aufopferung des letzten verfügbaren Capitals herbeigeschafft. Der für Mozart schwärmende Stadtcantor hatte bereitwillig die musikalische Leitung übernommen und bildete aus etlichen Dilettanten und Stadtmusikanten ein Orchester, mit dem er Ehre einzulegen hoffte. Sämmtliche Mitglieder der Truppe gingen mit einem Eifer an's Einstudiren, der sowol dem classischen Meisterwerke, wie ihrer eigenen precären Lage gelten mochte. Noch waren kaum drei Wochen seit ihrer Ankunft in Coblenz verstrichen, als an den Straßenecken ellenlange Zettel angeklebt wurden, die das gesammte kunstliebende Publicum der Stadt nach dem geräumigen Saale des „Riesen" einluden, allwo die rühmlichst bekannte Truppe des Director Heinz sich die Ehre geben würde, das weltberühmte Meisterwerk „die Zauberflöte", Text von dem k. k. Hofpoeten Herrn Schikaneder, Musik von dem unvergleichlichen Tonkünstler, Herrn Wolfgang Amadeus Mozart, beide Wohlgeboren,

unter Mitwirkung eines aus den tüchtigsten Künstlern der Stadt zusammengesetzten Orchesters, zur Aufführung zu bringen.

Der Tag kam und der Abend desgleichen. Verschiedener Zwischenfälle wegen hatten die Proben nicht allzu pünktlich abgehalten werden können, allein Director Heinz sah darin kein Hinderniß, im Geiste bereits die Silbergröschlein, Fünfgroschenstücke und harten Thaler abzuzählen, die das Stück einbringen mußte. Hinsichtlich des sonstigen Verlaufs verließ er sich auf sein Genie und auf die Gunst des Augenblicks, die ihn in ähnlichen Fällen noch niemals im Stich gelassen. Der Billetverkauf schon berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. So reißend waren die etwas abgenutzten, mit buntem Papier überzogenen Pappdeckelstreifchen, auf die der Director eigenhändig sein Wappen, ein großes H, in ziegelrothen Siegellack gedrückt hatte, noch niemals abgegangen. Am Nachmittag waren für Parterre und Gallerie sämmtliche Billets vergriffen, und eiligst wurden noch etliche Dutzend mehr angefertigt, deren Inhaber, falls sie sich nicht sehr zeitig einfanden, mit einem Platz im Hofe vorlieb nehmen mußten. Wer den langen Heinz an diesem Nachmittag sah, der hätte ihn sicher kaum wiedererkannt. Seine von Sorgen und Angst während der letzten Wochen zusammengefallene Gestalt hatte sich hoch aufgerichtet, sein graues, halb gutmüthiges, halb verschmitztes Auge leuchtete im seligsten Glanze der Hoffnung, seine langen Arme, die gestern noch schlaff am Leibe herabgehangen, arbeiteten in der Luft herum, wie Windmühlenflügel im frischen Morgenwinde. Unablässig segelte er hin und her, geschäftig polterte er Trepp' auf und Trepp' ab; sein Mund war trocken und seine Zunge lechzte — er achtete es nicht; der Schweiß rann ihm von der Stirn — er nahm sich nicht die Zeit, ihn wegzuwischen.

Die Glocke schlug sechs, und die Thüren des Saales thaten sich auf. Eine dicht geschaarte Menge drängte herein. Im Nu waren die meisten Plätze in Besitz genommen. Der überglückliche Director bahnte sich mit seinen spitzen Ellenbogen einen Weg durch die Menge, um den Nachkommenden Sitze zu verschaffen, wobei er übrigens Jeden, den er auf die Seite schob, mit tiefen Bücklingen tausend Mal um Entschuldigung bat. Als es später wurde, kamen auch die Honoratioren nach und nach an, die dies Mal, ganz im Widerspruch

zu ihrer sonstigen Knauserei, mit größter Bereitwilligkeit zehn gute Groschen opferten, um sich dafür einen Sperrsitz in den vordersten Reihen zu sichern. Die Herren vom Rath, viele Beamte, einige höhere Militairs, sogar der gestrenge Herr Bürgermeister erschienen mit Frau und Töchtern, denn Alle konnten es kaum erwarten, das vielgepriesene Meisterwerk gleich bei der ersten Darstellung zu bewundern.—

Auf der Bühne und hinter den Coulissen ging es inzwischen nicht minder lebhaft zu. Dieselbe freudige Zuversicht, die sich des Directors bemächtigt hatte, war auf sämmtliche Mitglieder der Truppe übergegangen; aller Augen glänzten in Freude und Hoffnung, und Jeder segnete im Stillen die wohlgeborenen Herren Mozart und Schikaneder, denen man die heutige gute Einnahme und die bevorstehende Erlösung aus den Händen der unbarmherzigsten Manichäer zu danken hatte. In allen Winkeln herrschte eine Geschäftigkeit, aus der sich deutlich abnehmen ließ, wie sehr man bestrebt war, sich den Beifall eines hochzuverehrenden Publicums zu verdienen. Hier marschirt „Sarastro", dessen Partie der Heldenspieler übernommen hatte, mit gravitätischen Schritten über die Bühne, hin und wieder sich räuspernd und die tiefen Noten seiner Baßarie leise vor sich hinsummend; er trug einen langen Talar, der ehemals gelb gewesen, jetzt aber bedeutend ins Schmutzig-graue hinüberspielte, dessen Ende in malerischem Faltenwurf über der linken Schulter hing, die Stirne aber schmückte, in Ermangelung eines silbernen, ein breiter, glänzend geputzter Blechreif, der dem Hohenpriester ein recht imposantes Ansehen verlieh. Dort hüpft mit possirlichen Bockssprüngen eine seltsame Figur umher, in der wir ohne viel Nachdenken den lustigen Vogelfänger „Papageno" erkennen; sein Costüm besteht aus bunt zusammengeflickten Lappen, zwischen die hin und wieder einige auf dem Hühnerhof zusammengelesene Federn hineingesteckt sind. Vor einem Topf mit Ruß und zerstoßener Kohle steht „Monostatos", der Mohr, der eben in der angenehmen Arbeit begriffen ist, sich Gesicht und Hände schwarz zu färben, wobei ihm „Papageno" unter lautem Lachen einen Spiegel vorhält. „Tamino" übt sich im Fingersatz auf einer alten einklappigen Flöte, der schwerlich zauberische Töne zu entlocken sind, während „Pamina" hinter einer spanischen Wand das blendend weiße Gewand

der Unschuld überstreift und sich ein züchtiges Roth auf die jungfräulichen Wangen auflegt. Sieh, sieh, welch' niedliche Erscheinung hüpft da über die Bühne! Eine schmächtige, zarte, aber äußerst proportionirte Figur, gehüllt in ein einfaches weißes Kleidchen, ein allerliebstes, fast kindliches Gesichtchen, dem das Rosenkränzchen im dunklen Haar ganz charmant kleidet.

„Pa — pa — pa — pa — gena! Süßes Täubchen! Holdes Weibchen!" ruft der Vogelfänger, der mit einem behenden Satz ihr zur Seite steht und sie umarmen will.

„Papagena" aber entwindet sich ihm, schlägt ihm mit zwei Fingern auf den Mund, macht die Pantomime des Schweigens und ist im Nu hinter dem „Tempel des Friedens" verschwunden, der eben von zwei Arbeitern an Stricken in die Höhe gezogen wird. Statt ihrer aber tritt „Sprecher" hervor, gleichfalls in einen Talar gehüllt, der noch etwas abgenutzter ist, als der seines Vorgesetzten „Sarastro", auf dem Kopf eine thurmhohe, zerzauste Perrücke; er hält eine lange Stange in der Hand, die er gegen den verwegenen „Vogelsteller", der ihm ins Gehege gekommen, drohend emporhebt.

„Hol' Euch der Henker, alter Perrückenstock!" ruft „Papageno" lachend, indem er mit zwei Sätzen nach dem andern Ende der Bühne retirirte. „Müßt Ihr auch überall Eure Nase haben, wo Euer Rücken dieselben Dienste thäte? Aber Spaß bei Seite" — und er nähert sich wieder und zupft „Sprecher" vertraulich an den Enden der Perrücke — „Ihr habt ein Weibchen, Sontag, das sucht seines Gleichen! Wer sieht ihr heute an, wenn sie so leichtfüßig, so graziös, so jungfräulich dahinschwebt, daß sie Euch erst vor drei Wochen zu wiederholten Malen zum glücklichsten aller Väter gemacht hat? Bei meiner Seel', Sontag, wenn man so ein Weibchen sieht, da wird einem der Junggesellenstand gleich zum Ekel."

„Sprecher" kratzte sich hinter den Ohren und schob die Perrücke wieder zurecht.

„Schon gut, Windbeutel! Aber Weibchen und Kinderchen wollen leben, und seit Monaten sind unsere Chancen immer schlechter geworden. Hab' ich doch noch nicht einmal die paar Thaler Unkosten fürs letzte Kindbett herausschlagen können. Jetzt will die Taufe bestritten sein und was sonst noch darum und daran hängt. Wenn's so fort

gehen sollte, da müßt' ich die Künstlerlaufbahn verwünschen und zusehen, wie sich die Familie auf andere Weise durchbringen ließe."

„Nur nicht so kleinmüthig, Alter!" tröstete „Papageno". „Der Wendepunkt unseres Geschickes ist eingetreten. Noch ein paar Mal „gezauberflötet" wie heute — und alle Noth hat ein Ende. Uebrigens — das bitt' ich mir aus — wenn Ihr Euer Jüngstes taufen laßt, Sontag, dann trag' ich die Kosten. 's ist ja ein so allerliebstes Ding, der Mutter ganz aus dem Gesicht geschnitten. Die Alte habt Ihr mir ohnehin weggeschnappt, da überlaßt mir wenigstens die Sorge für die Junge."

Die freundliche Unterhaltung dieser beiden würdigen Glieder der Truppe wurde unterbrochen durch den Director Heinz, der, gefolgt von dem Stadtcantor, athemlos auf die Bühne stürzte.

„Meine Herren und Damen," rief er mit pfeifender Stimme, „wollen Sie sich gefälligst versammeln! Unerhört — — abscheulich! Wir müssen augenblicklich Rath halten!"

„Was gibt's? Was gibt's?" fragten Alle neugierig und drängten sich um den Director, der ein zerknittertes Papier in der Hand hielt.

„Schändlich, unerhört schändlich! Keine „Königin der Nacht!" Ein höchst respectables, baar bezahlt habendes Publicum — und keine „Königin der Nacht"! Sehen Sie hier, lesen Sie — nein, lesen Sie nicht, das wäre Zeitversäumniß, ich kann's Ihnen ja sagen. Schreibt mir diese wortbrüchige Person, diese Pepini, die ich für die Rolle der „Königin der Nacht" engagirt, deren Namen einem hochzuverehrenden Publicum auf dem Zettel annoncirt ist, daß sie plötzlich unwohl geworden und nicht zu singen im Stande wäre. Denken Sie sich — sie schreibt mir das eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung! Um alles in der Welt — was ist zu thun? Wie können wir unsere Schande verbergen? Aufschub ist unmöglich — das respectabelste Publicum bereits versammelt — ein brechend volles Haus, wie wir noch keines gesehen — — Wir wären ruinirt, wenn wir das Geld zurückgeben müßten!"

Geld zurückgeben — dieser Schlag traf alle Hörer mit gleicher Macht. Erschrocken wichen sie drei Schritte zurück und ließen um die Person ihres Directors einen weiten Kreis frei.

„Nichts da!“ brummte „Sarastro“.

„Gott behüte!“ ergänzte „Sprecher“.

„O Mißgeschick!“ seufzte „Tamino“.

„Lieber gar!“ hauchte „Pamina“.

„Das fehlte noch!“ stotterte der Mohr.

„Meine Herren und Damen!“ fuhr der Director fort — „Fassen Sie sich, sammeln Sie sich gefälligst! Lassen Sie es nicht bei Expectorationen bewenden, sondern geben Sie einen guten Rath!“

Allgemeine Stille. Hinter dem Vorhang summte das Publicum, und auf der Gallerie gab schon Einer seine Ungeduld durch leises Trampeln zu erkennen.

„Lieben Kinder, rathet, helft!“ rief der geängstigte Heinz und faßte sich verzweifelnd bei den Haaren.

„Ich wüßte einen Ausweg,“ sagte „Papageno“.

„Süßer Mann! Unbezahlbares Mitglied! Rede! Laß Dich vernehmen!“ bat der Director.

„Reden Sie!“ fiel der Chor ein.

„Die alte Jette könnte die „Königin der Nacht“ machen. Ihre hohe, schlanke Figur qualificirt sie ganz besonders dazu.“

„Aber wo denken Sie hin?“ versetzte der entmuthigte Heinz. „Die Jette hat schon aus Gefälligkeit eine der drei „Damen“ übernommen; überdies kann sie schlechterdings keinen Ton singen — und wenn sie es könnte, sie sitzt in diesem Augenblick noch draußen an der Kasse und ist nicht vorbereitet — — “

„Der Text könnte hinter der Scene unter Musikbegleitung gesprochen werden, der Jette läge nur die äußere Repräsentation des Characters ob.“

„Aber werther Herr,“ fiel der Stadtcantor ein, „wir haben es mit einer Oper des unsterblichen Mozart zu thun.“

„Basta!“ schrie der wieder zu Athem kommende Director. „So soll es sein! Dieser Gedanke ist ein Phönix, der mir aus der Flamme der Vernichtung, aus der Asche der Verzweiflung emporsteigt. „Vogelfänger“, ich danke dir!“

Auf Sturmesflügeln eilte der lange Heinz von dannen, um der alten Jette draußen an der Kasse die frohe Botschaft zu überbringen,

daß sie durch Stimmenmehrheit auf den Thron der „Königin der Nacht“ berufen sei.

Die alte Jette war kein unwichtiges Mitglied der Heinz'schen Truppe, um die sie sich auf indirectem Wege große Verdienste erwarb. Sie war keine Künstlerin, aber eine vortreffliche Wirthschafterin. Auf der Bühne glänzte sie nicht, das Publicum erfuhr nichts von ihren Leistungen, dennoch hätte der Gesammtorganismus ohne sie kaum bestehen können. Sie kochte und flickte, sie stickte und nähte, daß es eine wahre Lust war. Das Fach eines Theaterschneiders hätte nicht besser besetzt sein können. Dabei machte sie sich um die financielle Leitung des Instituts sehr verdient, besorgte das Billetwesen und saß Abends an der Kasse, nachdem sie vorher die Damen angekleidet, frisirt und die Garderobe besorgt hatte. War ein Mitglied krank, so fand es an der Jette eine unermüdliche Pflegerin, die für jedes Uebel ein Hausmittel wußte und es gehörig zu bereiten verstand. Dabei war sie gefällig genug, im Nothfall sogar die Bühne zu betreten und zur Aushilfe irgend eine kleine Rolle zu übernehmen. Das Publicum mochte sich an ihrem Anblick und ihren Leistungen freilich nicht sehr ergötzen, denn die Jette war zwar eine Jungfrau, allein keine besonders reizende, und hatte überdies das erste halbe Jahrhundert ihres Lebens im Rücken.

Die „Königin der Nacht“ wurde flugs in den schwarzen Ornat gehüllt. Der dichte Schleier, der ihre Züge nicht erkennen ließ, war hier ganz besonders an seiner Stelle. „Sarastro“ übernahm es, die große Arie, welche die „Königin“ im ersten Act eigentlich zu singen hat, hinter der Scene mit gedämpfter Stimme zu recitiren. Der Cantor und Orchesterdirector hatte bereits seine Maßregeln getroffen, um den Vortrag melodramatisch begleiten zu lassen. So konnte es die Jette getrost wagen, in diesem schwierigen Character unvorbereiteter Weise vor das Publicum zu treten, denn sie hatte weiter nichts zu thun, als zu erscheinen und hin und wieder eine leidenschaftliche Handbewegung auszuführen.

Es war halb acht Uhr. Das Publicum gab immer deutlicher seinen Wunsch zu erkennen, daß die Vorstellung beginnen möge. Da erschien Director Heinz vor der Gardine, ersuchte die verehrten Anwesenden um einen Augenblick Geduld, theilte die Wortbrüchigkeit der

Pepini mit und bat um gefällige Nachsicht für die Künstlerin, welche an ihrer Stelle die Rolle der „Königin der Nacht" übernehmen werde. Donnernder Beifall folgte seinen Worten und begleitete ihn hinter die Gardine zurück. Hier stürzte „Tamino" auf ihn zu.

„Mein Gott, Director, haben Sie für eine Schlange gesorgt?"

Schlange? Dem armen Heinz fiel es bleischwer in die Glieder. Er, der den Kopf bis zu diesem Augenblick so voll gehabt, wie konnte er auch noch an die Schlange denken?

„Sie haben keine Schlange?" fragte „Tamino" erschrocken. „Wie können wir da das Stück beginnen? Die Schlange ist nächst mir die erste Person, die auf der Bühne zu erscheinen hat."

„Beruhigen Sie sich," entgegnete der Director rasch gefaßt. „Die Noth gibt mir einen Gedanken ein. Ich selber werde die Rolle der Schlange übernehmen. Lassen Sie getrost anfangen. In zwei Minuten sehen Sie mich wieder."

Pfeilschnell stürzte er nach der Garderobe, raffte dort ein Stück graue Leinwand auf, wickelte sich von Kopf bis zu Füßen hinein und ließ es von der „Königin der Nacht" mit einigen Stichen zusammennähen. Der Stadtcantor hatte inzwischen seinen Feldherrnstab geschwungen, die Tacte des kurzen Vorspiels schwirrten und summten durch den Saal, „Tamino's" Hülferuf erschallte schon aus weiter Ferne und athemlos harrten die Zuschauer der Dinge, die da kommen sollten.

Der Vorhang rollt langsam empor. Ueber die Felsen im Hintergrund stürzt „Tamino". Sein Ruf:

„Zu Hülfe! Zu Hülfe! Sonst bin ich verloren!
Der schrecklichen Schlange zum Opfer erkoren!"

findet ein Echo in der Brust jedes Hörers. Da wälzt sich das Ungethüm selber heran. Es ist von haarsträubender Länge und schmutzig grauer Farbe; man unterscheidet weder Kopf noch Schwanz, aber das Ganze bildet eine monströse, lebende Masse, die Jedem Entsetzen einflößt. Wem wäre es eingefallen, hinter diesem Ungeheuer die sonst äußerst manierliche Person des Directors Heinz zu suchen, der noch soeben im schwarzen Frack vor dem Publicum gestanden? „Tamino" flieht von einem Ende der Bühne nach dem anderen, die Schlange immer hinterher. Um die Täuschung recht vollständig zu machen,

mischt sich zwischen das Geschrei ihres Opfers ein bestialisches Grunzen und Zischen. Das Publicum ist außer sich, vergißt den armen „Tamino“ und klatscht der Schlange Beifall. Im Augenblick der höchsten Noth erscheinen endlich die drei „Damen“, die in Ermangelung eines Wurfspießes der Schlange etliche Fußtritte versetzen, daß sie alsbald ihr ungeheuerliches Dasein aushaucht.

Mit ähnlicher Vollendung und unübertrefflicher Meisterschaft wurden sämmtliche Scenen der Oper dargestellt. „Tamino“ trug seine Arie: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön“, mit so viel Gefühl vor, daß sie stürmisch da capo verlangt wurde. Den glänzendsten Triumph aber feierte „Papageno“, dessen unerschöpflich heitere Laune ihre Wirkung auf das gesammte Publicum nicht verfehlte. Die Scene, in der die „Königin der Nacht“ auftritt, ging über Erwarten gut. Die hochgewachsene Gestalt der alten Jette machte in dem rabenschwarzen, mit weißen Sternchen besäeten Gewand einen recht imponirenden Eindruck. „Sarastro“ declamirte hinter der Scene die Arie mit so viel Feuer und der Stadtcantor ließ sein aus elf Mann bestehendes Orchester so kräftige Zwischensätze ausführen, daß die Meisten diese Darstellungsweise für sehr gelungen erklärten. Der lange Heinz, der mittlerweile seine Schlangenhaut abgeworfen und sich aus einem todten Ungethüm zu einem lebenden Director metamorphosirt hatte, verbreitete überdieß beim Auftreten der „Königin“ eine solche Finsterniß über die Bühne, indem er den ganzen Beleuchtungsapparat außer Thätigkeit setzte, daß es den Zuschauern ganz unmöglich war, an die pantomimischen Leistungen der Jette einen specielleren Maßstab zu legen. Mit der Zufriedenheit des Publicums wuchs das Feuer der Darstellenden. „Papageno“ war im zweiten Act noch ausgelassener als im ersten. Der „Mohr“ erregte gleich beim ersten Auftreten großes Interesse. Daß seine schwärze Farbe bei der Umarmung „Pamina’s“ gewaltig abbleichte und auf dem weißen Gewand seines geraubten Opfers deutliche Spuren zurückließ, konnte das sonst vortreffliche Ensemble nur für einen Augenblick etwas stören. Als hierauf „Sarastro“ erschien und mit wahrer Donnerstimme verkündete, daß man „in diesen heil’gen Hallen“ die Rache schlechterdings nicht kenne, da fühlten sich alle Hörer tief durchdrungen und empfanden, wie Goethe treffend sagt, „des Basses Grundgewalt“ so recht aus dem Fundament. Die überaus liebliche

Erscheinung „Papagena's", die den lebensmüden „Vogelsteller" zu der Ueberzeugung bringt, daß die Welt doch immer noch ihre Reize hat, wurde seitens des Publicums mit lautem Bravo begrüßt. Madame Sontag war von jeher ein erklärter Liebling der Theaterbesucher gewesen, heute aber schien die ihr zu Theil gewordene Mutterfreude einen eigenthümlichen Zauber über ihr ganzes Wesen ausgegossen zu haben.

Als der Vorhang endlich fiel und der Stadtcantor ermattet auf seinen Stuhl zurücksank, wollte der Beifall gar kein Ende nehmen. Wem er eigentlich galt, ließ sich schwer ermitteln. Der Eine schrie aus Leibeskräften: „Heinz heraus!" Der Andere rief: „Papagena!" Ein Dritter: „Papageno und Gemahlin!" Ein Vierter endlich wünschte die „Königin der Nacht" noch einmal bei Licht zu besehen. Director Heinz, stets bemüht, allen billigen Wünschen des Publicums zu entsprechen, erschien an der Spitze seiner ganzen Truppe, natürlich nicht als Schlange, sondern als schwarzgekleideter Chef eines Kunstinstituts.

„Repetiren! Zauberflöte repetiren!" tönte der allgemeine Ruf.

Heinz verbeugte sich drei Mal, räusperte sich und sprach:

„Hochzuverehrendes Publicum! Meine geneigten Gönner! Es gibt Momente im Künstlerleben, die mit so unwiderstehlicher Macht auf den Menschen und Künstler einstürmen, daß sie sein Gemüth in sanft hinsterbender Rührung bewältigen. Solche Momente entschädigen für alle Drangsale, schnellen die tiefgesunkene Wagschale des Leidens urplötzlich in die Höhe und lassen unser Herz überfließen von einem Strom beseligender Gefühle. Es ist ein solcher Moment, in welchem Sie mich jetzt, fast sprachlos vor Rührung und Wonne, Ihnen gegenüber sehen. Was wir geleistet — es war kaum der Rede werth, doch was wir leisten wollten — es war ungeheuer, chimborasso-dhawalagiri-ähnlich! Verzeihen Sie mir meine hyperbolische Redeweise. Was ich sagen will, verstehen Sie. "Si desint vires, tamen est laudanda voluntas", drückt sich der Lateiner aus. Uebermorgen werden wir die Ehre haben, die „Zauberflöte" zu wiederholen. Eintrittspreise unverändert dieselben. Es leben die Matadore deutscher Musik und Poesie, die Herren Mozart und Schikaneder!"

„Bravo Heinz! Hoch Mozart und Schikaneder!" rief das Publicum

und drängte sich langsam und unter fortwährenden Beifallsbezeugungen aus dem Saale.

Auf der Bühne schwamm Alles in Jubel und Wonne. „Sarastro" umarmte die „Königin der Nacht", „Pamina" hatte mit dem „Mohren" eine angenehme Unterhaltung angeknüpft, „Sprecher" legte die zerzauste Perrücke bei Seite und zeigte seinem Freund „Papageno" jetzt eine weit heiterere Miene, als vor Beginn der Vorstellung. Der Wirth „Zum Riesen", der noch gestern ein gewaltig schiefes Gesicht gezogen, war heute, wo die Bezahlung seines Guthabens in naher Aussicht stand, plötzlich die Höflichkeit selber geworden, ersuchte die Herren Künstler unter tiefen Bücklingen, sich's in seinem Hause so bequem wie möglich zu machen, und versicherte mit komischem Pathos, daß er von jeher sich berufen gefühlt, die Kunst nach Kräften zu beschützen. Director Heinz hatte sich inzwischen mit der alten Jette zu einem Finanzausschuß organisirt, und in einem Nebenstübchen das wichtige Capitel der Einnahmen und Ausgaben in Berathung gezogen. Das Resultat war jedenfalls ein höchst erfreuliches, denn mit lachendem Gesicht, funkelnden Augen und wohlgefälligem Händereiben trat er nach einer kleinen Weile mitten unter seine Schutzbefohlenen.

„Meine Herren und Damen!" rief er mit hoch erhobener Stimme, „ich habe Ihnen eine frohe Botschaft mitzutheilen. Der heutige Abend hat alle unsere Schulden, herbeigeführt durch verschiedene Unglücksfälle und ein dreiwöchiges Brachliegen, fast vollständig gedeckt. Ihre Ausdauer, Ihre Geduld, Ihr Eifer für die heilige Kunst hat das Mißgeschick, welches seither uns verfolgt, glücklich überwunden. Ich sehe mich in die angenehme Möglichkeit versetzt, jedem von Ihnen am heutigen Abend die baare Summe von einem Thaler und fünfzehn Silbergroschen zur Verfügung zu stellen. Bleibt uns das Glück ferner gewogen, so sollen von nächster Woche an die regelmäßigen Gagen wieder ausbezahlt, binnen Kurzem aber vielleicht gar noch erhöht werden. Meine Herren und Damen, lassen Sie uns ein Glas leeren auf künftiges Wohlergehen und ferneren Erfolg!"

Paff! Puff! Im Hintergrunde knallten einige Champagnerpfropfen in die Luft, das schäumende Getränk brauste über den Rand der Kelchgläser und wurde rasch von den dienstbeflissenen Kellnern herumgereicht. Unsere Künstler thaten ihrem Director mit kräftigen

Zügen Bescheid. Wie die Juden nach langen Entbehrungen durch das Manna in der Wüste gestärkt wurden, so fühlten sie sich durch diesen Zaubertrunk neu belebt und zu fernerem Vordringen auf der dornenvollen Laufbahn der Kunst gekräftigt.

Da kam „Papagena" voller Freude herbeigehüpft. Sie hielt in ihren Armen ihr jüngstes Kindlein, das mit seinen hellen Augen recht verständig umherblickte und sich in diesen Regionen schon ganz heimisch zu fühlen schien.

Als „Papageno" ihrer ansichtig wurde, sprang er hastig auf sie zu und nahm das Kindlein vorsichtig auf seinen Arm.

„Da, schaut her, Vater Sontag", sagte er zu seinem Collegen, „könnt Ihr nicht stolz sein auf das allerliebste Püppchen? Ich sagt's Euch ja, es wird Alles gut gehen. Euer beiderseitiger Antheil und der meinige und nächste Woche unsere Gage, ist das nicht genug, um alle Schulden zu tilgen und auch noch eine recht stattliche Taufe auszurichten?"

„Kinder," sagte der lange Heinz, indem er sich eine Thräne aus dem Auge wischte und rasch zwischen sie trat, „es thut mir leid, wenn Ihr Euch um deswillen Sorge gemacht habt. Ihr werdet doch nicht denken, daß ich mir die Freude wegschnappen lasse, für das kleine Geschöpfchen, das, wie Ihr Alle, zu meiner Familie gehört, in gehöriger Weise zu sorgen? Ei, da müßt ich ja ganz erschrecklich auf den Hund gekommen sein und das ist — Gott sei's gedankt — seit heute Abend nicht mehr der Fall. Nächsten Sonntag wird hier im großen Saale des „Riesen" eine Kindtaufe ausgerichtet, so feierlich, so splendid, wie ihr all Euer Lebtage nur noch eine gesehen habt. Das ist mein Vergnügen und dafür bin ich Director. Basta!"

„Wenn dem so ist," sagte „Papageno" lachend, „da muß ich freilich zurückstehen. Ehre, dem Ehre gebührt. Ich werde mich auf andere Weise nützlich zu machen wissen. Apropos — wie soll denn die Kleine heißen?"

„Papagena" ergriff die alte Jette, die sich bescheiden in den Hintergrund zurückgezogen hatte, beim Arm und führte sie vor.

„Meine gute Jette, die mich und das Kind so liebevoll gepflegt, hat mir bereits das Versprechen gegeben, daß sie Pathenstelle bei der Kleinen vertreten wird."

„Herrlich!“ rief der glückliche Vater, dessen Auge jetzt vor Freude strahlte, „dann nennen wir sie Henriette und bitten auch noch unsern würdigen Vorstand zum Gevatter.“

„Angenommen! Basta!“ jubelte der Director. „Heda, Kellner! Noch ein paar Flaschen und hurtig die Gläser gefüllt!“

„Papagena“ hielt die Kleine, die Alle der Reihe nach mit ihren großen durchdringenden Augen ansah, hoch in die Höhe.

„Henriette Sontag! Zum ersten Mal begrüße ich dich mit diesem Namen. Unter Trübsal und Sorgen geboren, möge Dein Leben in Glück und Heiterkeit verfließen, und möge die Wolke des Kummers, die in diesem Augenblick von der Stirn Deiner Eltern gewichen, sich Zeit Deines Lebens nie wieder auf die Deine niedersenken. Möge die Laufbahn der dramatischen Kunst, zu der Du geboren und die Du sicher betreten wirst, für Dich ein Rosenpfad ohne Dornen sein. Wachse, gedeihe und werde dereinst eine Künstlerin, die den Namen ihrer wackeren Eltern und unserer herrlichen, göttlichen Kunst zur Ehre gereicht! Henriette Sontag lebe lang und glücklich!“

Die Gläser klangen, und unter dreimaligem „Hoch!“ wurden sie bis zur Neige geleert. Die alte Jette aber nahm das Kindlein auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen und trug es, gefolgt von dem überglücklichen Elternpaare, hinauf nach dem stillen Kämmerlein, wo sie es behutsam in Schlaf wiegte.

Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen des Jahres 18**. Die Sonne stieg in voller Pracht auf dem tiefblauen Himmelsgrunde empor und beleuchtete die offen ausgebreitete Landschaft. Eine lange, sanft ansteigende Hügelkette, mit dichtem Nadelholz und frisch grünem Eichenschlage bewachsen, schloß sich an eine weite, theils mit Waldungen, theils mit fruchtbaren Gefilden bedeckte Ebene an, welche in weiter Ferne von einem Strome begrenzt wurde, der sich wie ein schimmernder Silberfaden am Rand des Horizonts hinzog. In einiger Entfernung von der Hügelkette, nach einer Seite hin von dem Tannen-

walde eng eingeschlossen, lag eine nicht unbedeutende Stadt, die sich jedoch seltsamerweise nur durch einen einzigen viereckig emporsteigenden Kirchthurm auszeichnete, der auch beim besten Willen nicht für ein architektonisches Kunstwerk ausgegeben werden konnte.

Es sind die Ausläufer des Odenwaldes, unter dem Namen der Bergstraße den Reisenden gar wohl bekannt, der Vater Rhein in der Ferne und die kleine Residenz Darmstadt, die wir hier auf unserm Landschaftsbild vereinigt finden.

Auf einem dicht beschatteten Waldwege, der sich ziemlich steil an seinem Hügel emporzog, wandelten langsamen Schrittes zwei Männer, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie nur um der Erholung willen einen Gang durch die freie Natur unternommen hatten. Der eine war ein ziemlich corpulenter Mann in höherem Alter, sein scharfes Auge, seine hohe Stirn verriethen den Denker, während ein Zug jovialer Gutmüthigkeit und heiterer Laune, der auf seinem breiten vollen Antlitz ausgeprägt war, zugleich den Weltmann und trefflichen Gesellschafter erkennen ließ.

Der steile Weg schien den wohlbeleibten Herrn etwas anzustrengen, denn während er die vom Kopf genommene Mütze benutzte, um sich mit der Linken etwas Kühlung zuzufächeln, stieß er mit der Rechten den dicken, quastengeschmückten Rohrstock tief in den Boden, und arbeitete sich mit dessen Hülfe langsam den Berg hinan. Sein Gefährte war ein Jüngling von höchstens 17 bis 18 Jahren. Der zarte, schmächtige Körperbau, das schmale, bleiche Gesicht, die dunkeln feurigen Augen deuteten auf eine vorwiegend geistige Thätigkeit. Was ihm an Jahren und persönlicher Erfahrung abging, mochten fleißiges Studium und ungewöhnliche Fähigkeiten ersetzen. Die beiden Spaziergänger waren in ein eifriges Gespräch vertieft, ohne jedoch deshalb die Reize der sie umgebenden Natur zu vernachlässigen. Hin und wieder machten sie Halt und ließen das Auge über die malerische Gegend hinschweifen, die, je höher sie emporstiegen, immer klarer und weiter sich vor ihnen ausbreitete.

„Harmonie, junger Freund, Harmonie ist das Fundament der Musik,“ sagte der Aeltere mit sonorer Baßstimme, indem er sich über den tief in die Erde gebohrten Stock zurücklehnte und mit der Linken den perlenden Schweiß von der Stirn wischte. „Harmonie in der

höchsten Bedeutung des Wortes ist ein Geheimniß, in welches kein Jünger der Kunst über Nacht oder durch einen glücklichen Zufall eingeweiht wird; nur ein angestrengtes, vielseitiges Studinm der classischen Meister, ein eiserner Fleiß und der feste Wille, sich durch kein Hinderniß von der Bahn des Forschens abbringen zu lassen, vermag den Schlüssel zu jenem Geheimniß in unsere Hände zu liefern. Wem die gründliche theoretische Bildung abgeht, wer nicht eingedrungen ist in die Lehren der Harmonie und die Fundamentalsätze des Generalbasses, der bleibt all sein Leben lang, trotz Genie und Naturanlagen, ein Dilettant und erbärmlicher Stümper."

„Sagen Sie das nicht, Herr Abbé, sagen Sie das nicht!" rief der Jüngere lebhaft. „Ich erkenne gar wohl die tiefe Wahrheit, welche in Ihren Worten liegt, dennoch kann ich Ihnen nicht unbedingt und für alle Fälle beipflichten. Ihre Ansicht mit Consequenz durchgeführt, schmiedet die freie göttliche Kunst in Fesseln, unter deren Last sie verkümmern müßte. Was ist alle theoretische Kenntniß, ohne den lebendigen Quell in der Brust, ohne die angeborene, durch kein Studium zu erringende Gabe des Schaffens? Ich habe Tage und Nächte lang über den Werken unserer Meister, über den Schöpfungen eines Bach, Händel und Haydn gesessen, ich habe Tact für Tact in mich hineingesogen, mir über den Werth und die Bedeutung jeder Note, jedes kleinen Zeichens genaue Rechenschaft zu geben gesucht, und wenn ich dann erschöpft und abgespannt die Partituren bei Seite legte, da war ich zwar erfüllt von der Größe jener Koryphäen, doch der eigene Quell des Schaffens war mir fast völlig versiegt, gewaltige Tonmassen wälzten sich in meinem Gehirn, allein nicht einen Tact, nicht eine armselige Note vermochte ich zu Papier zu bringen, es sei denn, daß ich bunt zusammengewürfelte Reminiscenzen aus den Werken der Meister für eigene Schöpfungen hätte ausgeben wollen."

Der Aeltere warf einen verstohlenen Seitenblick auf seinen Gefährten, in dem ein gewisser Grad von Beifall und Billigung zu liegen schien; dann aber nahm er rasch eine ernstere Miene an und versetzte: „Jugendliche Phantasieen, mein Freund! Geht in Ihrem Alter wol Jedem so. Was nimmt man sich nicht Alles vor, mit welchen colossalen Plänen trägt man sich nicht, wenn man als Jüngling beginnt, sein Leben der Kunst zu widmen! Hatte auch meine Zeit, wo ich auf

Sturmesflügeln der Unsterblichkeit entgegeneilen zu müssen glaubte; wollte Meisterwerke schaffen, von denen kein Mensch eine Ahnung und natürlich ich selber nur einen sehr unbestimmten Begriff hatte. Damals dachte ich auch wie Sie. Was Studium, was Contrapunkt! Das sind irdische Mühsale, die man den an der Scholle klebenden Sterblichen überläßt, während der ächte Musensohn sich im Aether des Himmels zu baden wähnt. Doch der Dunst verfliegt, die unsterblichen Schöpfungen kommen nimmer zum Vorschein oder schrumpfen zu unbedeutenden, auf dem Niveau der Alltäglichkeit schwebenden Producten zusammen, wenn die Jugend nicht zu gründlichem Studium benutzt, wenn die edle Zeit des Lernens und tieferen Eindringens in das Reich der Töne mit Träumereien vergeudet wird. Nehmen Sie diese italienischen Operncomponisten zum Beispiel. Sind nicht einige darunter, denen kein Mensch das angeborene Talent, den unverkennbaren, natürlichen Stempel der Kunst absprechen kann? Und doch — wer will sie Meister nennen? Wer will behaupten, daß ihre Schöpfungen auch nur die gegenwärtige Generation überleben werden? In dreißig, vierzig Jahren werden selbst Leute vom Fach nichts von ihnen wissen. Und was ist die Ursache, daß sie sich nur eines ephemeren Daseins erfreuen können? Die theoretische Bildung, die positive Kenntniß der endgültigen Regeln, an die sich selbst das Genie binden muß, wenn es nicht ins Ungeheuerliche, Unkünstlerische und Schrankenlose ausarten will, gehen ihnen ab. Hätten sie zur rechten Zeit nicht versäumt, sich dieses ihnen entbehrlich dünkende Etwas anzueignen, hätten sie der schöpferischen Phantasie ein gediegenes Fundament des Wissens unterbreitet, ihre Namen würden vielleicht für alle Zeiten als Sterne erster Größe am Kunsthimmel prangen."

„Sie glauben also," versetzte der Jüngere, „daß sich selbst das höchste Genie niemals der Fesseln entledigen darf?"

„Ich möchte das nicht Fesseln nennen und nicht als einen lästigen Hemmschuh bezeichnen, was allein den Stempel wahrer Vollkommenheit aufzudrücken vermag."

„Und wenn ein Mozart hin und wieder die starren Regeln der Kunst bei Seite setzt und sich selbst seine Bahn vorzeichnet, werden Sie ihn um deswillen tadeln?"

„Unbedingt, mein Freund," lautete die Antwort des Aelteren.

„Auch einem Mozart, den ich als den erhabensten Meister der Kunst verehre, gestehe ich diese Freiheit nicht zu. Wo er sie selbst beansprucht, würde ich sie ihm mit Aufwand meiner geringen Kräfte streitig zu machen suchen."

Der Andere schwieg. Er war weit entfernt, die Ansicht des Lehrers zu theilen, dennoch mochte er sich nicht ferner dagegen auflehnen. In seinem Busen fühlte er etwas von jenem heiligen Feuer der Kunst, das sich nicht immer bezähmen und auf einen kleinen Raum beschränken läßt, sondern das zuweilen lichterloh emporzuschlagen und Alles zu verzehren droht.

Es waren zwei eifrige Jünger jener erhabenen Kunst, der die heilige Cäcilia als Schutzpatronin vorsteht, die wir hier dem Leser vorgeführt, deren theilweise Unterredung auf einem Gang durch die freie Natur wir belauscht. Obwol innig befreundet und durch jenes unzerstörbare Band verknüpft, welches den wißbegierigen Schüler an den erfahrenen Lehrer fesselt, lief ihre geistige Richtung doch ebenso weit auseinander, wie schon das Lebensalter eine breite Kluft zwischen ihnen ließ. Es war der als gründlich gebildeter Theoretiker und tüchtiger Lehrer der Musik damals in ganz Deutschland bekannte Abbé Vogler und sein später weltberühmter Schüler, Carl Maria von Weber.

Die kleine Residenzstadt Darmstadt war zu damaliger Zeit ein Lieblingsplatz aller Freunde und Jünger der Tonkunst. Großherzog Ludwig I. von Hessen und bei Rhein, der durch eine den Zeitverhältnissen angemessene und den Interessen seines kleinen Ländchens vortheilhafte Taktik von Napoleon aus einem schlichten Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Katzenellenbogen zu dieser höheren Würde erhoben war, zeichnete sich durch eine unbegrenzte Vorliebe für die Musik aus. Componisten, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen fanden an ihm einen eifrigen Beschützer und äußerst freigebigen Gönner. Er hatte sich ein Orchester geschaffen, welches fast nur aus Künstlern ersten Ranges, aus anerkannten Virtuosen zusammengesetzt war, und wie sich zu damaliger Zeit sicher in ganz Deutschland kein gleiches finden ließ. Dramatische Musik war sein vorzügliches Steckenpferd. Die Oper in Darmstadt genoß einen Ruf, der vielleicht nur von dem des ersten musikalischen Kunstinstituts zu Paris übertroffen wurde.

Von weit und breit pflegten Fremde herbeizuströmen, um einer Opernaufführung im Hoftheater zu Darmstadt beizuwohnen. Der Großherzog, der keineswegs nur eine oberflächliche musikalische Bildung besaß, ließ alle Opern unter seiner eigenen Leitung einstudiren, dirigirte die Proben und führte den Tactstock mit solcher Energie und Präcision, daß ihm die berühmtesten Künstler und geübtesten Orchesterdirigenten ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Kein Stück wurde zur Aufführung gebracht, wenn es nicht bis in die kleinsten Details ganz vollendet eingeübt war. Wehe dem Musiker, der einen falschen Griff that, wehe dem Sänger, der einen unreinen Ton hören ließ! Das geübte Ohr des Großherzogs hatte den Schuldigen im Nu aus Hunderten herausgefunden, und nicht selten war augenblickliche Entlassung die Folge des Vergehens. Sänger und Sängerinnen erfreuten sich der ganz speciellen Protection des kunstliebenden Fürsten. Es gewährte ihm eine besondere Genugthuung, die berühmtesten Künstler zu seiner Verfügung zu haben. Keine Ausgabe, kein Honorar war ihm zu hoch, wenn er nur die Gewißheit hatte, dafür eine tüchtige, in ihrer Art einzige Leistung zu erkaufen. Die eigenthümliche Liebhaberei des Fürsten war auf die Bewohner seiner Residenz nicht ohne Einfluß geblieben. Man fand in dem kleinen Städtchen Darmstadt einen so geläuterten musikalischen Kunstgeschmack, wie ihn sich sonst nur ein auserlesenes Publicum großer Städte anzueignen pflegt, und die beste Empfehlung für einen Tonkünstler oder ein neues musikalisches Werk bestand nicht nur in ganz Deutschland, sondern selbst im Auslande darin, daß er in Darmstadt reussirt, oder daß man sich dort günstig darüber ausgesprochen hatte. Was zwanzig Jahre später, gleichfalls durch die Bemühungen eines Ludwig I., München für Malerei, Sculptur und Baukunst geworden, das war damals das sonst unbedeutende Darmstadt für Musik. Ein Unterschied, der überdies die Liebhaberei des hessischen Fürsten in einem günstigeren Lichte erscheinen läßt, als die des bayerischen, besteht darin, daß der Großherzog von Hessen den nöthigen Aufwand nicht aus der Tasche seiner Unterthanen, sondern aus seiner eigenen bestritt. Am Ende einer dreißigjährigen Regierung hatte er ein bedeutendes Privatvermögen von circa vier Millionen fast ganz seiner Vorliebe für die Musik geopfert.

Unter den musikalischen Notabilitäten am Hof zu Darmstadt nahm

der Abbé Vogler eine wichtige Stelle ein. Er bekleidete zwar keinen bestimmten Posten, war auch weder mit dem Theater, noch mit der Hofcapelle direct verknüpft, allein der Großherzog würdigte ihn seines näheren Umgangs, und unternahm in musikalischen Angelegenheiten durchaus nichts, ohne zuvor den Rath des in die Geheimnisse der Tonkunst tief eingedrungenen Meisters in Anspruch zu nehmen. Als Componist wurde der Name des Abbé's seltener genannt; seine allerdings zahlreichen Werke verriethen mehr Gelehrsamkeit als Genie und waren zu sehr in dem steifen Kirchenstyl des vorigen Jahrhunderts gehalten, um wahrhaft populär zu werden. Dagegen stand er als Kunstkritiker und Lehrer der Musik in hohem Ansehen. Fast immer hatte er eine Anzahl junger Leute um sich versammelt, die er für den praktischen musikalischen Beruf theoretisch vorbereitete; manche derselben erwarben sich später einen Namen, der den ihres Lehrers hundert Mal überdauern wird. Unter diesen Schülern hat Carl Maria von Weber die höchste Berühmtheit erlangt. Der erfahrene Meister erkannte gar bald das himmelanstürmende Genie, welches in dem Jüngling schlummerte; seine ganze Sorge ging dahin, es in die richtige Bahn zu leiten, damit es sich in einer die Kunst wahrhaft befördernden Weise entfalten könne. Ein so gründlich gebildeter, unnachsichtlich strenger, hin und wieder vielleicht etwas pedantischer Lehrer mußte auf die geistige Entwickelung eines so reich begabten Schülers einen bedeutenden Einfluß äußern, und in der That spricht sich auch der gediegene, classisch gebildete Geist des Abbé Vogler in den Meisterwerken Carl Maria von Weber's noch deutlich und unverkennbar aus.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unsern beiden Wanderern zurück. Sie waren beinahe auf der Höhe des Hügels angekommen, wo in kurzer Entfernung vor ihnen der Weg eine Krümmung machte. Schweigend gingen sie neben einander, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Ringsum lagerte eine feierliche, das Gemüth erquickende Waldesstille. Leise rauschten die Blätter im frischen Morgenwind. In den schattigen Wölbungen schlugen Fink' und Amsel ihr munteres Lied, um den duftigen Waldmeister und die hellgrüne Ginster summten Bienlein und Käfer, und in der Ferne, über das grüne Blättermeer hin, ertönte der trauliche, stark markirte Ruf des Kukuks, dem ein leises Echo hinter den Bergen antwortete.

Plötzlich hemmten die beiden Wanderer ihre Schritte. Der junge Weber hob den Zeigefinger der rechten Hand empor, als ob er seinen Begleiter auf etwas aufmerksam machen wollte, und lauschte, den Oberkörper weit vorgebeugt, nach der Seite hin. Der Abbé machte eine ähnliche Bewegung. Zwischen den Gesang der befiederten Bewohner des Waldes mischte sich eine liebliche Kinderstimme, die so frisch, so voll, so rein aus der jugendlichen Brust quoll, daß sie mit den natürlichen Virtuosen des Waldreviers getrost wetteifern durfte. Obwol die jugendliche Sängerin noch in einiger Entfernung sein mochte, konnte man doch Text und Melodie des Liedchens deutlich vernehmen. Sie sang:

„Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen,
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih —
Durch Gebirg' und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleucht."

„Himmlisch! Unvergleichlich!" rief Weber, indem er nach der Krümmung des Wegs hineilte, von woher die Stimme erschallt war. „Haben Sie je einen so köstlichen Kindersopran gehört?"

„Excellent!" versetzte der Abbé. „Meinem würdigen Freunde Gyrowetz müßte das Herz im Leibe lachen, wenn er seine Composition so trefflich ausgeführt hörte."

„Diese Stimme könnte die Partie meiner „Fatime" singen; ich muß sie ausfindig machen um jeden Preis!" rief der junge Componist, der schon ein gutes Stück vorausgeeilt war.

Da trat von der Seite, aus dem Dickicht des Waldes eine Erscheinung hervor, die wohl im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit der beiden Wanderer zu fesseln, auch wenn sie sich nicht schon zuvor durch ihren lieblichen Gesang angekündigt hätte. Es war ein zwar noch in kindlichem Alter stehendes, jedoch kräftig entwickeltes Mädchen

von wunderbarer Schönheit. Die schlanke, zierliche Gestalt, die schon jene gefällige Rundung jungfräulicher Formen verrieth, war in ein einfaches, verwaschenes Kattunkleidchen gehüllt. Am linken Arm trug sie ein rundes, mit einem blauen Bande verziertes Strohhütchen, in der rechten aber einen dicken Strauß duftender Waldblumen. Die üppigen kastanienbraunen Locken fielen in reizender Unordnung über den blendenden Nacken, und aus den großen blauen Augen sprach ebensoviel Verstand als zarte Herzensgüte. Als das Mädchen der beiden Herren ansichtig wurde, die so unvermuthet vor ihm standen, sagte es freundlich: „Guten Morgen!" und wollte rasch vorüberhüpfen. Weber aber vertrat ihm den Weg.

„Halt, meine Kleine!" rief er. „Willst Du mir nicht sagen, wer soeben das Schützenliedchen aus „Wilhelm Tell" so allerliebst gesungen hat?"

Das Mädchen schlug lächelnd die Augen nieder, zeigte jedoch nichts von jener unbefangenen Schüchternheit, die sonst ihrem Alter eigen ist.

„Ich hab' es selbst gesungen, mein Herr," antwortete sie mit einem zierlichen Knix.

„Und wer hat Dich im Gesang unterrichtet?"

„Niemand als die Mutter, mein Herr. Um ein einfaches Liedchen singen zu können, bedarf es ja keines Unterrichts."

Mittlerweile war der Abbé herbeigekommen. Er stützte sich auf seinen Rohrstock und betrachtete die Kleine mit Wohlgefallen.

„Wie heißt Du, mein Kind?"

„Henriette Sontag."

„Wie alt?"

„Elf Jahre gewesen."

„Wohnen Deine Eltern in Darmstadt?"

„Ja, mein Herr, aber erst seit einer Woche."

„Und ihr werdet hier bleiben?" fragte Weber neugierig.

Henriette warf einen prüfenden Blick auf die beiden Fremden, um sich zu überzeugen, ob sie wol ungescheut die Frage beantworten dürfe. Als sie aber in den Mienen Beider nichts als den aufrichtigsten Antheil las, als sie der alte Herr recht vertraulich auf die Schultern klopfte und nach dem Stand ihrer Eltern fragte, antwortete sie ganz treuherzig:

„Meine Eltern sind Schauspieler. Wir kommen vom Rhein, wo wir uns einer wandernden Truppe angeschlossen hatten. Vater und Mutter hofften, am Theater zu Darmstadt ein dauerndes Engagement zu finden, deshalb halten wir uns schon eine Weile hier auf. Aber es will nicht gehen — der Intendant hat das Gesuch abgeschlagen — es sollen jetzt keine Stellen vacant sein — Vater und Mutter sind recht betrübt darüber — —"

Eine Thräne glänzte in den schönen blauen Augen des Mädchens.

„Und hast du auch schon die Bühne betreten, mein Kind?" fragte der junge Componist, dessen bleiche Wangen sich lebhaft geröthet hatten.

„Ei freilich, mein Herr, schon seit drei Jahren. Wenn ich nur erst älter wäre, ich wollte schon eine gute Stelle finden und gewiß soviel verdienen, daß Vater und Mutter keine Sorgen zu haben brauchten."

„Wenn Du Dich beim Intendanten in Darmstadt gemeldet hättest, wer weiß, ob er Dir nicht ein Engagement angeboten. Dein Rollenfach ist just vacant, und mich däucht, Du würdest es ganz prächtig ausfüllen," versetzte der Abbé.

Weber nahm den Lehrer bei Seite und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Kannst Du von Noten singen, mein Kind?" fragte er.

„Nicht viel, besser nach dem Gehör, doch das lernt sich bald. Ach, ich wollte so gern lernen!"

„Wirklich?" fragte der Abbé. Nun, es ließe sich ja eine Probe machen. Willst Du morgen früh mit Deinem Vater nach meiner Wohnung kommen, so wollen wir die Sache wegen des Engagements besprechen. Ich gelte etwas bei dem Intendanten. Fragt nur in der Nähe des Paradeplatzes nach dem Abbé Vogler, da wird man euch schon Bescheid sagen. Willst Du's nicht vergessen?"

„Gewiß nicht, lieber Herr," erwiderte Henriette, deren liebliches Gesichtchen vor Freude jetzt wie ein Mairöschen glühte. „Ach, wie werden sich Vater und Mutter freuen, wenn sie das hören!"

Dankbar küßte sie dem Abbé die Hand und flog dann pfeilschnell den Berg hinunter.

Mit innigem Wohlgefallen blickten ihr die Beiden nach.

„Das ist ein munteres, frisches Comödiantenblut!" lachte der Abbé. „Die ist so recht fürs Theater geboren, und aus der kann etwas werden."

„Eine Fatime! Eine Fatime!“ jubelte der junge Weber. „Jetzt, Herr Abbé, müssen Sie mir behülflich sein, daß mein „Harun al Raschid“ in Scene geht.

Als die kleine Henriette nach Hause kam und den Eltern ihre Unterredung mit den beiden Herrn im Walde mittheilte, da ging die tiefe Betrübniß, die sich dieser würdigen Künstlerfamilie seit einigen Tagen bemächtigt, gar bald in laute Freude über. Der Name des Abbé Vogler, seine einflußreiche Stellung bei Hofe lieferte eine hinreichende Garantie, daß er das dem Kinde gegebene Versprechen sicherlich halten werde. Die Noth war groß gewesen, nun schien die Hülfe endlich nahe. Seit Monaten hatte die Familie Sontag, Vater, Mutter und vier Kinder, von denen zwei noch jünger als die kleine Henriette, nirgends ein Unterkommen finden können. Der lange Heinz, bei dem sie getreulich ausgeharrt, war vor etlichen Jahren von seiner Theaterdirigentschaft abgerufen worden, um, wie er bei seinem Tode fest überzeugt war, jenseits die Leitung des himmlischen Hoftheaters zu übernehmen, in welcher Stellung er sicherlich nicht mehr nöthig hatte, zur Aushülfe gelegentlich einmal in eine Schlangenhaut zu kriechen. Nach seinem Hinscheiden zerstreute sich das kleine Häuflein, das er während einer lange Reihe von Jahren so ruhmvoll geleitet nach allen Richtungen. Alle fanden sie nach und nach ein Unterkommen, nur die alte Jette wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie war in ihrer Jugend kein künstlerischer Stern erster Größe gewesen, was vermochte sie erst jetzt zu leisten, wo sie das sechszigste Lebensjahr bereits überschritten hatte? Herzlich gern wäre sie aus dem Fach der jugendlichen Liebhaberin in das der Mütter und älteren Frauen übergegangen, wenn sich ein Theaterdirector gefunden hätte, dem sie dazu brauchbar erschienen. Aber leider traute ihr keiner viel zu. Bei ihren allerdings seltenen wirthschaftlichen und ökonomischen Talenten wäre sie wol für manche wandernde Truppe eine schätzbare Acquisition gewesen, allein sie glich dem Veilchen, das im Verborgenen geblüht hatte. Niemand kannte ihren Werth. Anfangs vereinigten sich sämmtliche Glieder der früheren Heinz'schen Truppe, um sie vor Mangel sicher zu stellen. Später flossen die Beisteuern spärlicher; der Eine wurde dahin, der An-

dere dorthin verschlagen, und wie es so zu gehen pflegt — die alte Jette gerieth in Vergessenheit. Nur die Familie Sontag, die sich einer den Mittel- und Oberrhein bereisenden Truppe angeschlossen hatte, behielt sie in treuem Andenken. Als endlich die arme Jette in Coblenz ihr Leben nicht länger zu fristen vermochte, erbarmten sich ihrer die damals in Speier weilenden Freunde und nahmen sie ganz zu sich. In ihren eigenen beschränkten Verhältnissen war es kein geringes Opfer, das sie brachten. Ihr Edelmuth sollte freilich auf eine noch viel härtere Probe gesetzt werden. Kurze Zeit nachher löste sich auch diese Truppe, der sie jetzt angehörten, in Wohlgefallen auf. Der Director, der Nichts von der Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit des langen Heinz besessen hatte, war eines Morgens mit der Kasse auf und davon gegangen, den Mitgliedern seiner Gesellschaft bedeutende Gagenrückstände und einige werthlose Geräthschaften hinterlassend. So sah sich die Familie Sontag, der nun auch noch die Sorge für die alte Jette oblag, abermals in großer Noth. Bei einer herumziehenden Truppe Beschäftigung zu suchen, konnte nicht viel nützen, denn die meisten derselben fristeten nur mit Mühe ihr Dasein. Deshalb mußte der Versuch gewagt werden, sich an einer stehenden Bühne Engagement zu verschaffen. Doch das ließ sich auch nicht so leicht bewerkstelligen. Madame Sontag war um zehn Jahre älter geworden und vermochte ihr ehemaliges Soubrettenfach nicht mehr mit demselben Erfolg auszufüllen. Der Ruhm des dramatischen Künstlers ist vergänglich, die gebieterische Zeit zeichnet ihm enge Schranken vor, innerhalb deren er sich bewegen muß. Bei der starken Concurrenz durften nur die renommirtesten Kräfte auf ein dauerndes Unterkommen rechnen, namentlich aber mochte es sich selten treffen, daß gerade die beiden Rollenfächer eines Ehepaars an einer und derselben Bühne vacant waren. Außerdem ließen sich auch die Vorsteher größerer Bühnen, namentlich die der Hoftheater, oft durch einen gewissen ésprit de corps, einen lächerlichen Stolz abhalten, ehemalige Mitglieder wandernder Truppen zu engagiren. Auch der Familie Sontag schien dieser sehnlichst erwünschte Uebergang sehr erschwert zu werden. In Carlsruhe und Mannheim hatten sie bereits vergeblich ihre Dienste angeboten, in Darmstadt war ihnen gleichfalls eine abschlägige Antwort zu Theil geworden. Ihre geringen Mittel hatten sich aber schon fast vollstän-

dig erschöpft, und kaum sahen sie noch die Möglichkeit vor Augen, einen letzten, vermuthlich nicht minder hoffnungslosen Versuch in Frankfurt zu unternehmen. Man kann sich denken, mit welch' freudiger Ueberraschung unter solchen Umständen die Botschaft der kleinen Henriette, die ein glücklicher Zufall hinaus in die Wälder geführt hatte, von den besorgten Eltern aufgenommen wurde.

Außer diesem würdigen Künstlerpaare sah aber noch ein Anderer dem kommenden Morgen voll Spannung und Erwartung entgegen. Wir meinen den jungen Weber, dem die liebliche, herrliche Kinderstimme die ganze Nacht durch nicht aus dem Gedächtniß kam. Trotz der eifrigen Ermahnungen seines Lehrers, sich für's Erste nur der theoretischen Musik zu widmen und mit den schwierigen Lehren des Generalbasses vertraut zu machen, hatte er bereits eine kleine einactige Oper componirt, die er natürlich sehnlichst auf der Bühne dargestellt zu sehen wünschte. Der Abbé Vogler, der das Erstlingswerk seines Schülers aufmerksam geprüft, konnte nicht umhin, seinen Beifall auszusprechen, dennoch wünschte er die Aufführung desselben nicht, weil er befürchtete, der junge Componist möchte im Falle eines günstigen Erfolges seine theoretischen Studien mit vermindertem Eifer fortsetzen. Es kam ihm fast gelegen, daß sich in der kleinen Oper „Harun al Raschid“ eine durch ein junges Mädchen zu besetzende Partie vorfand, für die es am Hoftheater zu Darmstadt durchaus an einer passenden Repräsentantin mangelte. Weber hatte den Eingebungen seines jugendlichen Genies freien Spielraum gelassen, jedoch dabei nicht an die Schwierigkeiten der praktischen Darstellung gedacht. Es fand sich kein Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren, welches die Rolle der „Fatime“ zu singen im Stande war, und eine ältere Darstellerin durfte, um nicht mit dem Text in Widerspruch zu gerathen, nicht dazu gewählt werden. Der Abbé Vogler vertröstete seinen Zögling von einer Woche zur andern, daß sich vielleicht durch einen glücklichen Zufall eine „Fatime“ finden möchte, war aber selber überzeugt, ein solcher Zufall würde niemals eintreffen, weil sich im gedachten Alter die weibliche Stimme noch nicht in dem für diese Partie erforderlichen Grade entwickelt zu haben pflegt. Seine Voraussetzung bestätigte sich nicht. Die außerordentlichen Leistungen der jugendlichen Sängerin im Walde hatten ihn nicht minder überrascht, als seinen hoch erfreuten Schüler, der nun

im Geiste bereits sein Erstlingswerk in Scene gesetzt und mit glänzendem Erfolg gekrönt sah.

Am nächsten Morgen wanderte Vater Sontag mit seinem Töchterchen, das heute sein bestes Kleidchen anziehen mußte, schon frühzeitig zum Abbé Vogler. Weber saß vor dem Clavier, auf dessen Notenpult die Partitur seines „Harun al Raschid" aufgeschlagen lag, während der Abbé im bequemen Hausrock in einem alten, weich gepolsterten Lehnstuhl ruhte und behaglich den Dampf aus dem alten Meerschaumkopf in die Luft blies. Die kleine Henriette erschien heute noch fast liebenswürdiger und bezaubernder als gestern. Die Hoffnung, daß sie eine Stütze ihrer Eltern werden könne, verlieh ihrem ganzen Wesen eine Festigkeit und Zuversicht, die bei einem erst elfjährigen Kinde überraschen mußte. Was sie gestern den beiden Gönnern über die Schicksale und Verhältnisse ihrer Eltern mitgetheilt, wurde heute von dem Vater bestätigt, wohingegen der Abbé auch diesem das Versprechen ertheilte, sich für das Unterkommen der ganzen Familie am großherzoglichen Hoftheater kräftigst zu verwenden.

Der junge Weber ließ Henriette dicht neben sich an das Clavier treten; mit reiner, volltönender Stimme sang sie die Tonleiter auf- und abwärts, bald rasch, bald langsam, wie er die einzelnen Noten auf dem Instrument anschlug. Der Abbé gab durch ein behagliches Kopfnicken seinen vollen Beifall zu erkennen. Es unterlag keinem Zweifel mehr: — die Stimme war für ein Kind in diesem Alter ganz außerordentlich. Wenn irgendwo eine weitere, sorgfältige Ausbildung einer so seltenen Naturanlage gerechtfertigt erschien, so war es hier. Der entzückte Componist konnte kaum erwarten, bis dem prüfenden Verlangen des gründlichen Lehrers Genüge geleistet war und ihm endlich gestattet wurde, die Kleine, statt der steifen Uebungen, ein gefälliges Liedchen singen zu lassen. Er spielte und sang eine kleine Arie der „Fatime" aus seinem „Harun al Raschid". Henriette lauschte athemlos auf jeden Ton, ihre Augen glänzten, ihre Lippen bewegten sich leise.

„Könntest Du die Melodie wol nachsingen, meine Kleine, wenn ich sie Dir nochmals auf dem Instrument vorspiele?" fragte Weber.

„O, ich kann es jetzt schon; sie ist ja so leicht und so einfach, und ich habe wirklich ganz genau aufgepaßt."

Der Componist schlug die Tasten des Instruments an, Henriette aber ließ sich nicht irre machen, sondern stimmte gleich mit ein. Nicht nur die Melodie des Liedes, sondern sogar der Text desselben hatte sich schon nach einmaligem Anhören ihrem Gedächtniß Wort für Wort eingeprägt. Die Augen des jungen Componisten strahlten vor Freude und Bewunderung; mit voller Kraft schlug er die Saiten an, aber diese frische, wie Hirtenglöcklein und Schalmeien klingende Kinderstimme übertönte fast das Instrument. Der Abbé hatte sich aus seiner bequemen Lage erhoben, richtete den Kopf hoch empor und schien seinen eigenen Ohren kaum zu trauen; die Pfeife, aus der er bisher regelmäßige Züge gethan, lehnte unbeachtet an der Seite des Stuhls. Vater Sontag stand in einiger Entfernung; abwechselnd blickte er auf die Gruppe am Clavier und dann wieder auf den Abbé; sein freudig schmunzelndes, überglückliches Gesicht schien zu sagen, daß er wol längst von den außerordentlichen Fähigkeiten seines Töchterchens überzeugt gewesen.

Inzwischen hatte sich, von den Anwesenden unbemerkt, noch ein andrer Zuhörer eingefunden. Durch die nur leicht angelehnte Thür war ein kleiner Mann eingetreten, der auf den Fußspitzen einige Schritte vorwärts geschlichen, dann aber in der Mitte des Zimmers lauschend stehen geblieben war. Seine Kleidung, obwol einfach, verrieth den Mann von Stande. In der Wohnung des Abbé's schien er gut bekannt zu sein, denn er hatte weder eine Meldung, noch ein Anklopfen an der Thür für nöthig befunden; überdies behielt er den etwas tief in die Stirn gedrückten Hut ruhig auf dem Kopfe und fand sich auch nicht bewogen, den dicken Quastenstock aus der Hand zu legen. An dem Gesang des jungen Mädchens schien er ein äußerst lebhaftes Interesse zu nehmen. Seine Miene drückte dasselbe Staunen aus, wie es auf dem Antlitz des Abbé's und des jungen Weber deutlich genug zu lesen war.

Gegen das Ende der kleinen Arie bot unsere Sängerin die volle Kraft, den vollendetsten Ausdruck ihrer wunderbaren Stimme auf. Einen solchen Gesang hätte man vielleicht von einer ausgebildeten Künstlerin erwarten dürfen, aus dem Munde eines noch in den Kinderjahren stehenden Mädchens aber mußte er im höchsten Grade überraschen. Die Zuhörer waren hingerissen. Der kleine Mann im

Hintergrund bog den Kopf nach der Seite und lüftete den Hut etwas in die Höhe, damit ihm ja kein einzelner Ton entgehen möge; er beugte sich weit vor und stützte seinen Oberkörper auf den Quastenstock, weil er bei weiterem Vorschreiten durch ein leises Geräusch den Gesang zu stören fürchtete. Als jedoch der letzte Ton verklungen war, klatschte er kräftig in die Hände und rief ein lautes: „Bravo! Bravissimo!“

Die Anwesenden blickten erstaunt um sich, und sobald sie den kleinen Mann gewahrten, der jetzt zu ihnen herantrat, sprangen der Abbé und der junge Componist rasch von ihren Sitzen auf, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

„Allerseits guten Morgen! Bitte Platz zu behalten!“ sagte der Kleine mit einem leichten Kopfnicken. „Bin gerade im rechten Moment gekommen, um hier eines seltenen Genusses theilhaftig zu werden.“

„Haben Sie gehört, Königliche Hoheit?“ fragte der Abbé.

„Freilich, freilich! Von Anfang bis zu Ende. Herrliches Talent, — seltene Naturanlage. Wer ist die Kleine?“

Den guten Vater Sontag hatte der Titel „Königliche Hoheit“ vom Scheitel bis zur Fußzehe durchzuckt. Er that einen Schritt vorwärts, besann sich aber und drehte den Hut verlegen zwischen den Händen.

„Treten Sie näher,“ flüsterte ihm der Abbé zu. „Es ist der Großherzog, dem Sie hier ungescheut jedes Anliegen vorbringen dürfen.“

Vater Sontag faßte sich ein Herz. „Meine Tochter, allergnädigster Herr, — — erst elf Jahre alt — — hat weder Unterricht noch Ausbildung genossen. Eine unbemittelte Schauspielerfamilie, dermalen ohne Engagement, konnte das nicht erschwingen — —“

„Hat für jetzt auch noch Zeit; wär' aber jammerschade, wenn es später nicht geschähe. Wollen Sie in Darmstadt bleiben?“

„Herzlich gern, allein der Herr Intendant —“

„Verstehe! Lassen Sie mich sorgen. Meinen Sie nicht, daß wir die Kleine verwenden könnten, Abbé?“

„Ganz meine Ansicht, Königliche Hoheit. Aus diesem Grunde berief ich sie heut nach meiner Wohnung.“

„Schön; werde mit dem Intendanten reden. Möchtest du ein Mitglied meiner Bühne werden, mein Kind?“ fragte der Fürst, indem er der Kleinen wohlgefällig die braunen Locken streichelte.

„Gewiß, gnädiger Herr! Das war schon längst mein Wunsch,“ versetzte Henriette mit der natürlichsten Ungezwungenheit.

„Gar schon längst? Oho! Das muß wol erschrecklich lange her sein. Aber am Ende können wir uns wegen der Gage nicht einigen. Wieviel verlangst Du, meine kleine Künstlerin?“

„Nur soviel, gnädiger Herr, daß Vater und Mutter keine Sorgen mehr zu haben brauchen.“

„Ei sieh!“ lachte der Großherzog, — „erst elf Jahre alt und will schon eine ganze Familie unterhalten! Da muß ich Dich am Ende gar zu meiner Kammersängerin ernennen.— Aber sagen Sie, lieber Abbé, von wem war die Composition, die ich soeben hier vortragen hörte?“

Der Abbé deutete auf seinen Schüler, der sich erröthend verbeugte.

„Ich habe Ew. Königlichen Hoheit von einer kleinen Oper gesprochen, die Herr Weber componirt hat.“

„Wirklich? Und diese Arie — — Wollen Sie mir nicht die Partitur erlauben?“

Der Großherzog nahm den kleinen Band von dem Notenpult herunter und blätterte aufmerksam darin. Der Inhalt schien ihn sehr zu befriedigen, denn mehrere beifällige Aeußerungen entschlüpften seinen Lippen.

„Hübsche Ideen! Allerliebst durchgeführt — — und für diese Partie der „Fatime“ — —“

„Wäre die soeben engagirte Kammersängerin wie geschaffen, Königliche Hoheit,“ warf der junge Tondichter ein.

„Ei, da wollen wir auch keinen Augenblick säumen, das Werk an die Oeffentlichkeit zu bringen. Schicken Sie mir die Partitur zur Stelle ins Theaterbureau hinüber. Sie soll sogleich ausgeschrieben und einstudirt werden. In ein paar Wochen kann das Erstlingswerk des Herrn Weber in Scene gehen, und die Partie der „Fatime“ soll die Debütrolle meiner kleinen Kammersängerin sein. Schönen guten Morgen, meine Herren!“

Der Großherzog lüftete grüßend den Hut und verließ das Zimmer, in welchem die Uebrigen in freudiger Stimmung zurückblieben. Dem Abbé Vogler kam die baldige Aufführung der Composition seines Schülers allerdings nicht so ganz gelegen, dennoch fühlte auch

er sich über den höchst wahrscheinlich günstigen Erfolg derselben innig erfreut und in hohem Grade geschmeichelt.

Vier Wochen später wurde auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Darmstadt „Wallensteins Lager“ gegeben, hierauf folgte: „Harun al Raschid“, Oper in einem Act, Musik von Carl Maria von Weber. Auf dem Theaterzettel war unter dem Personenverzeichniß zu lesen:

Fatime, eine junge Sclavin des Serails . . . Henriette Sontag,
elf Jahre alt.

Zum ersten Mal las das Publicum die beiden Namen „Weber“ und „Sontag“, die zehn Jahre später, soweit die deutsche Zunge reicht, genannt und gepriesen wurden. Es war eine wunderbare Fügung des Zufalls, durch die sie hier schon zusammengeführt wurden. Der siebzehnjährige Componist und die elfjährige Sängerin erwarben sich, jedes in seiner Art, die volle Anerkennung des kunstsinnigen Theaterpublicums der kleinen Residenzstadt Darmstadt, dennoch mochten an jenem Abend nur Wenige ahnen, daß man es hier mit zwei einstigen Koryphäen der Kunst zu thun habe. Zu diesen Wenigen gehörten aber sicher Großherzog Ludwig I., der hinter dem rothen Sammetvorhang seiner Loge saß und aufmerksam auf die Bühne hinüberschaute; dann aber der Abbé Vogler, der unten in einer Ecke des Parquets stand und mit nicht minderer Aufmerksamkeit den Verlauf und Erfolg des Erstlingswerks seines hoffnungsvollen Schülers beobachtete. Der junge Componist selber hatte es nicht über sich gewinnen können, der Vorstellung beizuwohnen. Voll Angst und Unruhe trieb er sich in der Nähe des Theaters umher und erwartete den Schluß der Oper. Als man ihm berichtete, daß Alles glücklich verlaufen sei, da färbten sich seine Wangen dunkelroth, ein wunderbares Feuer der Begeisterung leuchtete aus seinen Augen, und er legte das heilige Gelübde ab, fortan sein ganzes Streben und alle seine Kräfte der dramatischen Musik zu weihen.

Für die Familie Sontag waren endlich bessere, sorgenfreiere Tage gekommen; jene tausendfältigen Entbehrungen, jene kleinlichen Plackereien und Miseren, die eine fortlaufende Kette im Leben des wandernden Schauspielers bilden, hatten für sie nunmehr ein Ende erreicht.

Die kleine Henriette übte sich fleißig in Kinderrollen, deren etliche eigens für sie geschrieben und componirt wurden. So oft sie auf der Bühne erschien, bewunderte man nicht nur ihre musikalischen Anlagen, sondern eben so sehr ihr naives, reizendes Spiel, ihren feinen Anstand, der sich in allen Bewegungen kundgab und bei einem Mädchen dieses Alters wahrhaft in Erstaunen setzen mußte. Der Abbé Vogler hatte ihr seine besondere Liebe und Protection zugewendet; er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sie in den Elementen der theoretischen und praktischen Tonkunst, in Gesang und Klavierspiel zu unterrichten, und hatte das Vergnügen, seine jugendliche Schülerin reißende Fortschritte machen zu sehen.

Weber, der so innigen Antheil an der Kleinen genommen, war schon wenige Monate nach jener Aufführung seines Erstlingswerkes, welches bald darauf noch einige Wiederholungen erlebte, von Darmstadt weggegangen, woselbst er mehr als ein Jahr den Unterricht des wackeren Abbé genossen. Dem mächtig emporstrebenden Genie konnte ein so enger Kreis des Erfahrens und Wirkens nicht länger genügen. Es zog ihn hinaus in die Welt, nach den Orten, wo die großartigsten Tempel der Kunst aufgepflanzt waren, wo die berühmtesten Künstler ihre Wirksamkeit entfalteten. In Wien, London, und vor allem in Paris wollte er sich für seinen Beruf weiter ausbilden.

Die Trennung von der lieblichen Henriette war ihm recht schwer gefallen. Er hatte sich so sehr an den Umgang des Kindes gewöhnt, in dessen Begleitung er häufig Ausflüge in die reizenden Umgebungen Darmstadts unternommen, wo die Kleine Blumen für ihn gepflückt und Kränze gewunden und ihm mit ihrer glockenreinen Stimme muntere Lieder vorgesungen hatte. In seinen Briefen, die er aus der Ferne an den Abbé richtete, vergaß er niemals, sich nach der kleinen „Fatime" zu erkundigen und ihr freundliche Grüße zu übersenden.

Jahre verstrichen so. Das einzige Ereigniß von Bedeutung war der Tod von Henriettens Vater. Auf einer Rheinreise war er nach kurzem Kranksein gestorben. Die Mutter hatte der Bühne schon vorher völlig entsagt, und lebte nur der Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder. Henriette machte im Gesang so überraschende Fortschritte, daß es der Abbé Vogler trotz ihres jugendlichen Alters bereits für an der Zeit hielt, sie einem tüchtigen Lehrer und erfahrenen Bildner der

weiblichen Stimme zu übergeben. Das Conservatorium zu Prag genoß damals eines besonderen Rufes in der Ausbildung junger Sängerinnen, die sich der Bühne zu widmen gedachten. Der Großherzog hatte bisher immer an dem Schicksal Henriettens lebhaften Antheil genommen. Es bedurfte nur des leisen Wunsches des Abbé, um den freigebigen Fürsten zur Aussetzung eines hinreichenden Stipendiums zu bewegen, wodurch die angehende Künstlerin sich in den Stand gesetzt sah, ihren Beruf mit Eifer zu verfolgen. Er that dies unter der einzigen Bedingung, daß sie später, falls er es je einmal wünschen würde, ein Engagement an seinem Hoftheater annehme.

In Prag eröffnete sich der noch nicht fünfzehnjährigen Sängerin eine neue Welt. Mit unermüdlichem Eifer lag sie ihren Studien und Uebungen im Conservatorium ob, woselbst sie die jüngste aller Schülerinnen war. Um sich zugleich praktisch auszubilden, nahm sie ein untergeordnetes Engagement am Theater an, sang im Chor mit und übernahm hin und wieder auch eine kleine Solopartie. Man sah sie gern auf der Bühne, ohne ihr jedoch besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Von dem wunderbaren Talent, welches in ihr schlummerte, schien man keine Ahnung zu haben. Eine hohe Freude gewährte ihr das Wiedersehen ihres ehemaligen Freundes, des jetzt bereits durch verschiedene Compositionen in weiteren Kreisen bekannten Carl Maria von Weber. Von Paris zurückgekehrt, wurde er von der Direction des Prager Stadttheaters als Dirigent des Orchesters gewonnen. Auch er war nicht wenig überrascht, statt des in Darmstadt verlassenen Kindes, hier eine der herrlichsten Entwickelung entgegengehende Jungfrau wiederzufinden.

Bald nahte der Augenblick heran, der den Ruf Henriettens in der künstlerischen Welt begründen sollte. Ihr sechszehnter Geburtstag war vorüber. Eines Abends versammelte sich das Opernpersonal zur gewöhnlichen Zeit im Theaterlocale. Boildieu's „Johann von Paris" sollte gegeben werden. Da ließ sich, fast zur Zeit als das Publicum bereits die Kasse umdrängte, die Primadonna krank melden. Der Director war in peinlicher Verlegenheit. Es war zu spät, ein anderes Stück auf das Repertoir zu setzen, der „Johann von Paris" aber konnte ohne „Prinzessin von Navarra" schlechterdings nicht in Scene gehen. Sich in der Art und Weise, wie weiland Director Heinz zu Coblenz, aus

der Klemme zu ziehen, mochten die Prager Verhältnisse schwerlich erlauben. Das Publicum zu entlassen und das Theater für den Abend zu schließen, würde gleichfalls einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht haben.

„Rathen Sie, Capellmeister!" sagte der Vorstand der Bühne zu dem im Probezimmer mit verschränkten Armen auf- und abgehenden Weber.

„Lassen Sie Fräulein Sontag die Partie übernehmen; ich denke, sie bringt es fertig," antwortete der Tondichter nach kurzem Ueberlegen.

„Wo denken Sie hin? Ein halbes Kind, — talentvoll zwar, aber doch noch viel zu jung. Die Blamage wäre unvermeidlich; — das Publicum würde es als Geringschätzung aufnehmen."

„Auf meine Verantwortung! Es wird sich machen. Rufen Sie mir Fräulein Sontag hierher."

Er setzte sich vor das zur Begleitung beim Einstudiren der Rollen bestimmte Clavier. Henriette erschien zitternd und in freudiger Bewegung vor dem Freunde. Der Director hatte sie bereits in Kenntniß gesetzt und ihre Einwilligung erhalten. Die Rolle der „Prinzessin von Navarra" war ihr weniger geläufig als viele anderen, dennoch wollte sie die Gelegenheit nicht zurückweisen, in einer ersten Sopranpartie vor das Publicum zu treten. Rasch wurden die schwierigsten Stellen am Clavier durchgenommen; Weber selbst mußte staunen über die Leichtigkeit ihrer Auffassung; er hatte viel erwartet, aber seine Erwartungen schienen weit übertroffen zu werden.

Nach einer halben Stunde stürzte der Director ins Zimmer. Es ist die höchste Zeit; wir müssen beginnen, und mag auch Alles drunter und drüber gehen."

„Keine Sorge, lieber Director," sagte der Capellmeister, indem er vom Clavier aufstand und seine Partitur unter den Arm nahm. „Heute Abend werden Sie Ihr blaues Wunder erleben. Unsere „Prinzessin von Navarra" scheint sich ganz erträglich in den Hofton zu finden. Lassen sie Fräulein Sontag ihre Toilette vollenden, und geben Sie dann in Gottes Namen das Zeichen zum Anfang."

Dem Director fiel ein Stein vom Herzen, dennoch ging er kopfschüttelnd von dannen.

„Henriette," sagte Weber und ergriff die Hand der jungen Künst-

lerin, „der heutige Abend wird über Ihre Zukunft entscheiden. Singen Sie frisch und frei, wie eine höhere Gewalt die Macht dazu in Ihre Brust gelegt. Vergessen Sie die Lampen und das Publicum, versetzen Sie sich in die duftenden Wälder jener lieblichen Landschaft, wo vor Jahren Ihre kindliche Stimme zuerst an mein Ohr schlug. Weg mit Angst und Scheu, und vertrauen Sie sich selbst. Morgen nennt man Ihren Namen unter denen der ersten deutschen Sängerinnen."

Weber hatte sich nicht getäuscht. Die Rolle, in welcher Henriette Sontag durch einen Zufall ihr Debut als Primadonna machen sollte, gehörte nicht zu denen, in welchen eine Künstlerin außerordentliche Gaben entfalten kann. Dennoch war das Publicum von ihren Leistungen überrascht und hingerissen. Jetzt erst erkannte man ihren Werth. Am nächsten Morgen waren die Prager Blätter ihres Lobes voll, und der Director offerirte ihr ein Engagement als erste Sängerin. Sie verließ das Conservatorium, dessen Schülerin sie bis zu diesem Augenblick gewesen, um sich fortan ganz der Bühne zu widmen. In jeder Rolle, in der sie vor dem Prager Publicum erschien, errang sie einen neuen Triumph. Weber, der an ihrem Glück den innigsten Antheil nahm, ließ sich zugleich ihre weitere Ausbildung eifrig angelegen sein. Unter den Rollen, die sie unter seiner unmittelbaren Leitung einstudirte, befanden sich einige aus seinen eigenen Opern, von denen jedoch noch keine zur Aufführung gekommen war.

Prag war inzwischen ein zu bescheidener Wirkungskreis für eine Künstlerin, deren Name bereits in ganz Deutschland genannt wurde. Als daher nach Verlauf eines Jahres die Direction des k. k. Hoftheaters am Kärntnerthor der Prager Primadonna ein Engagement anbot, redete ihr Weber selber zu, diese Gelegenheit zu ergreifen, um in der glänzenden Kaiserstadt ihr Talent zur gebührenden Anerkennung zu bringen, zugleich aber die dortigen reichen Hülfsmittel zu weiterer Ausbildung zu benutzen. Henriette erschien in Wien, und wurde hier mit demselben Wohlwollen begrüßt, das ihr in Prag stets zu Theil geworden. Am Kärntnerthor-Theater glänzte damals die berühmte Sängerin, Madame Mainville-Fedor, welche ihre junge Collegin mit aufrichtiger Freundschaft aufnahm, und durch die Henriette in die Geheimnisse der Kunst noch tiefer eingeweiht wurde. Nichts wirkte lebhafter auf ihr strebsames Gemüth, als das Beispiel einer wirklichen Künstlerin,

die ihr als Vorbild dienen konnte. Ihre Stellung in Wien brachte es mit sich, daß sie bald in italienischer, bald in deutscher Sprache sang. In beiden Idiomen erwarb sie sich eine gleiche Fertigkeit, mit beiden Musikgattungen machte sie sich vollständig vertraut; sie vereinte die Vorzüge der gründlichen deutschen Schule und Gesangsart mit italienischer Lieblichkeit und südlicher Gluth. Man wußte nicht, in welcher Beziehung man ihr den Vorzug geben sollte. Sie entsprach heute den höchsten Anforderungen der Kunst als „Donna Anna" und bezauberte morgen alle Hörer als „Rosine". Die entgegengesetztesten Partieen führte sie mit gleicher Meisterschaft durch.

Als die Saison in Wien zu Ende ging, nahm Henriette Sontag ein Engagement in Leipzig an. Hier war es, wo sich ihr Ruf als erste Sängerin Deutschlands begründete. Weber's classisches Meisterwerk: „Der Freischütz", war mittlerweile in Berlin, wohin sich der Componist begeben, auf der Bühne erschienen, und hatte eine Bewegung so eigenthümlicher Art hervorgerufen, wie in der Kunstwelt wol nie eine ähnliche vorgekommen und die fast nur Der gehörig zu würdigen versteht, der jene interessante Epoche selbst durchlebt und mitgemacht hat. Die ältere Generation erinnert sich mit freudiger Begeisterung daran; wir Jüngeren vermögen es nicht recht zu fassen, denn die Bewegung war ein Product der Zeit, und jene Zeit liegt für uns einestheils zu nah, anderentheils zu fern, um sie richtig zu verstehen. In Leipzig erschien Henriette zum ersten Mal als „Agathe", die Partie welche sie unter Leitung ihres Freundes in Prag schon einstudirt. Es war während der Ostermesse. Tausende und aber Tausende strömten herbei. Das Theater konnte die begeisterte Menge nicht fassen; die Gasthöfe hatten keinen Raum für die Schaaren der Fremden aus allen Himmelsgegenden. Der Name Henriette Sontag war ein Zauber geworden, dem kein lebendes Wesen widerstehen konnte. Wenn vor den Augen der Menge ein Engel vom Himmel gestiegen und den staunenden Menschen die Geheimnisse des Jenseits enthüllt hätte, er würde keine gläubigere Aufnahme, keine willigeren Hörer gefunden haben.

Der Intendant der königlichen Oper zu Berlin war nach Leipzig geeilt, um den neuen Stern am Kunsthimmel zu bewundern. Kaum hatte er die Sängerin gehört, so lud er sie im Namen des Königs zu einem Gastspiel nach Berlin ein. Die Leipziger Direction bot ein

dauerndes Engagement unter glänzenden Bedingungen. Fast im strengsten Sinn des Wortes sollte jeder Ton der Nachtigall mit Gold aufgewogen werden. Henriette schwankte. Das Gold lockte sie nicht, aber man hatte ihr in Leipzig soviel Freundschaft, soviel Liebe erwiesen. Da trafen einige Zeilen von Weber aus Berlin ein. „Kommen Sie, theuerste Freundin," schrieb der Componist des „Freischütz", „und lassen Sie auch mich ihre seltene Gottesgabe bewundern. Ich habe noch einige neue Rollen für Sie in Bereitschaft." Das gab den Ausschlag. Henriette reiste unmittelbar nach Beendigung ihres Leipziger Engagements nach Berlin.

An den Straßenecken der preußischen Hauptstadt wurden ungeheure Zettel mit ellenlangen Buchstaben angeschlagen. Augenblicklich bildeten sich dichte Menschenknäuel davor; Einer suchte den Andern bei Seite zu schieben; es regnete Püffe und spitzige Reden nach ächt Berliner Art. Jeder wollte zuerst lesen, aber keinem wurde der Vorzug gegönnt, bis endlich eine Stimme aus der Mitte heraus den Rath gab: „Einer für Alle!" Damit war man einverstanden. Ein spitzknöchiger, scharfkantiger Jüngling stieg auf die soliden Schultern eines stämmigen Fleischers und verkündete der aufmerksamen Zuhörerschaft Folgendes:

Henriette Sontag in Berlin!!!

Heute, Dienstag den....

Bei aufgehobenem Abonnement und doppelt erhöhten Eintrittspreisen.

Zum 36. Mal in ununterbrochener Folge, und unter des Componisten eigener Leitung:

Der Freischütz.

Große romantische Oper in 3 Acten, von Friedrich Kind. Musik von C. M. von Weber.

Gastrollen:

Max.......... Hr. Wild, vom großherz. Hoftheater zu Darmstadt.

Agathe........ Frl. Henriette Sontag, vom k. k. Theater nächst dem Kärntnerthor zu Wien. Erstes Auftreten in Berlin.

Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen herrschte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Allenthalben standen Gruppen, die mit leidenschaftlicher Erregung das wichtige Tagesereigniß discutirten. In unserer nüchternen Zeit können wir es kaum begreifen, daß vor dreißig Jahren die Aufführung einer beliebten Oper, das erste Erscheinen einer berühmten Sängerin ähnliche Wirkungen äußern konnte, wie sie heutigestags nur durch ein politisches Ereigniß von Bedeutung hervorgerufen werden. Jede Zeit hat ihre Rechte, ihre Bedürfnisse. Vielleicht kann sich in dreißig Jahren die kommende Generation eines Lächelns kaum erwehren, wenn sie vernimmt, welche wunderbaren Rückwirkungen anno 48 oder 49 eine in einer Vorstadt Berlins, Dresdens oder Frankfurts von einigen müßigen Gamins aufgeworfene Barrikade auf die Verhältnisse Deutschlands auszüüben vermochte.

Es würde die Feder eines Meisters der Darstellung dazu gehören, um eine nur einigermaßen getreue Beschreibung jenes denkwürdigen Abends zu liefern, an welchem Henriette Sontag zum ersten Mal vor dem an tüchtige musikalische Leistungen gewöhnten Publicum Berlins erschien. Diejenigen, die damals so glücklich waren, einen Platz im Opernhause zu erringen, haben eine Erinnerung davongetragen, welche ihnen bis zum letzten Athemzug treu bleiben und nicht für die Schätze einer halben Welt feil sein wird. Aus der mündlichen Erzählung eines dieser Glücklichen, der sie stets mit innigem Wohlgefallen zum Besten zu geben pflegte, entnehmen wir die folgenden Einzelnheiten:

Der Zuschauerraum bot kurz vor Beginn der Darstellung einen merkwürdigen, imposanten Anblick. Das Parquet war mit einer dicht gedrängten Masse glänzender Uniformen ausgefüllt. Die Officiere aller Waffengattungen und was nur in Berlin von höheren Militairs anwesend sein mochte, hatte sich eingefunden. Dicht dahinter, auf den sechs bis acht vordersten Bänken des Parterres, schimmerten farbige Mützen und bunte Bänder. Hier hatte die Universität ihr Hauptquartier aufgeschlagen. In geschlossenen Reihen, Kopf an Kopf gedrängt, saßen sämmtliche academische Verbindungen, die Senioren, mit den breiten, dreifarbigen Bändern auf der Brust, jedes Mal in der Mitte. Einen herrlichen Eindruck mußte es machen, wenn man von oben aus den Logen auf diese jugendlich kräftigen Gestalten mit dem langen burschenschaftlichen Haar, den gewaltigen Bärten und den breitumge=

legten weißen Halskragen herabblickte. Ihre entschlossenen Mienen verkündeten den festen Vorsatz, der national-deutschen Musik und deren hochberühmter Priesterin, die sie heute zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sehen sollten, einen glänzenden Triumph zu verschaffen. Hatte ja doch die deutsche Tonkunst die Fesseln des Auslands, in denen sie so lange befangen gewesen und die selbst ein Mozart nicht gründlich zu lösen verstanden, von sich abgeschüttelt und stand nun in der vollen Majestät ihrer Stärke und jugendlichen Frische vor der staunenden Welt. Nach einer Richtung hin wenigstens war Deutschland frei und selbstständig geworden; dieser Gedanke erfüllte die schwärmerischen Musensöhne, die damals in dem Ringen nach unerreichbaren Idealen einigen Ersatz für die ihren Wünschen und Hoffnungen wenig entsprechende Wirklichkeit suchten, mit einem leicht begreiflichen Enthusiasmus, der in dem Erscheinen von Weber's „Freischütz" und dem Auftreten Henriette Sontag's eine willkommene Gelegenheit zu recht eclatanter Aeußerung fand.

Den hintern Theil des Parterres und die oberen Logenreihen füllten die Bürger Berlins und die Massen der Fremden, die aus der Umgegend, selbst aus einer Entfernung von 20—30 Meilen herbeigeströmt waren. In der ersten Rangloge erblickte man den hohen preußischen Adel, die Generalität und wem sonst die Ehre einer Einladung zu diesen Räumen, die sich der Hof vorbehalten, zu Theil geworden. Die königliche Loge strotzte von blitzenden Uniformen, schweren Atlasgewändern und kostbarem Diamantschmuck. Wenige Augenblicke vor Beginn der Vorstellung trat ein einfach gekleideter, ältlich aussehender Herr hinein und ließ sich auf einem der rothen Sammt-Fauteuils dicht an der Brüstung nieder. Sein blautuchener, fest zusammengeknöpfter Oberrock stach seltsam ab von der mit Gold und Silber überladenen Umgebung. Wer ihn nicht kannte, mochte wol denken, er sei nur durch einen Irrthum hierher gekommen. Jeder Berliner wußte freilich, daß Friedrich Wilhelm III. für seine eigene Person ein abgesagter Feind jedes überflüssigen Luxus war.

Eine ungewöhnliche Stille lag über der ganzen Versammlung. Jeder Anwesende schien von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieser Abend einer der denkwürdigsten in der deutschen Kunstgeschichte sein werde. Endlich wurde im Parquet ein leises Flüstern vernehm-

bar, das rasch über das Parterre und bis zur Gallerie emporflog. Wie durch einen Zauberschlag erhob sich die ganze Versammlung und brach in ein dreimaliges Hoch aus, zu dem die Instrumente mit einem kräftigen Tusch einfielen. Diese ehrenvolle Begrüßung galt dem gefeierten Componisten, der soeben vor den Dirigentenpult getreten war. Mit einer dankbaren Verbeugung ergriff er den Stab, und die Klänge der herrlichen Ouverture hallten durch den Saal.

Der erste Act wurde mit gewohnter Meisterschaft durchgeführt. Wild, damals der berühmteste Tenor Deutschlands, war dem Berliner Publicum bereits durch mehrmaliges Auftreten bekannt, erntete aber heute als „Max" neue Lorbeeren. Nicht mindere Anerkennung verschaffte sich der tüchtige Bassist Sesselmann als „Caspar". Der „Erbförster Kuno" brachte bei Gelegenheit, wo er seinen Jägerburschen eine Geschichte erzählen will, die diese noch nie gehört zu haben versichern, den hübschen Witz an: „Ihr Schlingel, ich hab' sie Euch ja schon 35 Mal erzählt, werd' sie Euch aber, wenn's so fort geht, wol noch 100 Mal erzählen müssen."

Mit gespanntester, fast fieberhafter Erwartung sah man dem Beginn des zweiten Actes entgegen. Der Vorhang hob sich: — das muntere „Aennchen" klopfte das Bild des Urgroßvaters an die Wand fest, „Agathe" saß nachdenkend am Tische. Alles blieb still. Lautlos lauschte man dem Dialog. Die gefeierte Künstlerin schien etwas befangen, nur scheu richtete sie hin und wieder das tiefblaue seelenvolle Auge auf die Versammlung. „Aennchen" sang ihre allerliebste Arie, die heute nicht einmal so jubelnd aufgenommen wurde, als man es gewohnt war. Nun ist „Agathe" allein auf der Bühne. Sie erhebt sich vom Tisch und schreitet langsam vor. Man prüft jede ihrer Bewegungen. Der Meister schwingt den Tactstock. Mit süß flötender, fast überirdisch klingender Stimme trägt sie die ersten Tacte der classischen Arie: „Wie nahte mir der Schlummer" vor. Da löst sich das Staunen, die erste gespannte Erwartung hat volle Befriedigung gefunden. Ein donnernder Beifallsturm bricht los, der kein Ende nehmen will. Die Sängerin selber fühlt sich ergriffen, sie vollendet die Arie mit bisher unerreichter Meisterschaft. Als sie auf dem Balcon steht und dem herannahenden Geliebten mit dem weißen Taschentuche winkt, als sie in die Worte ausbricht: „Mein Max! Er ist es! Er kommt!" und

das „Alle meine Pulse schlagen!“ ihm vorjubelt — da ist ihr Spiel so wunderbar belebt, ihre Stimme so unmittelbar zum Herzen dringend, daß sich eine nimmer enden wollende Begeisterung der ganzen Versammlung bemächtigt, die sich wie ein Mann erhebt und die Künstlerin mit einem wahren Regen von Sträußen und Kränzen überschüttet. Henriette verneigt sich tief gerührt nach allen Seiten. Da trifft ihr Blick einen kostbaren Lorbeerkranz, der aus der königlichen Loge geworfen, dicht zu ihren Füßen niederfällt. Rasch hebt sie ihn auf, fliegt damit nach dem äußersten Punkte des Prosceniums und, indem sie sich voll Anstand und Grazie nach unten beugt, drückt sie ihn unter jubelndem Zuruf auf die Stirn des Tondichters, dessen Händen der Tactstock entsunken war.

Wozu eine Beschreibung des weiteren Verlaufs dieser Vorstellung? Es bliebe nichts übrig, als das bereits Gesagte mit anderen Worten zu wiederholen. Erschöpft und in einer Aufregung, wie sie bisher nie eine ähnliche erlebt, eilte Henriette am Schluß des dritten Actes nach ihrem Garderobezimmerchen.

„Lassen Sie Niemand ein!“ rief sie dem ehrerbietig zurücktretenden Theaterdiener zu. „Niemand — als Herrn Weber!“

Sie wußte, daß er kommen würde. Noch tobte der Sturm des Beifalls durch das Haus; im Busen der Künstlerin tobte und stürmte es nicht minder. Wenige Augenblicke noch, und der erwartete Componist stürzte in das Zimmerchen. Er war seiner selbst nicht mächtig. Laut schluchzend stürzte er zu ihren Füßen, preßte ihre Hand an seine Lippen und vermochte nichts, als die Worte, zu stammeln:

„O mein Gott — mein Gott — erhalte mir die Jette!“

Die Künstlerin wollte ihn zu sich emporziehen — ihre Augen umfloren sich — sie schwankt und wäre gefallen, wenn sie nicht der Theaterdiener und ein hinzugekommener Dritter in ihren Armen aufgefangen hätten. Es war der alte Herr im einfach blauen Ueberrock, den wir vorhin in der königlichen Loge gesehen. Weber hatte sich rasch erhoben und stotterte:

„O Majestät — meine Ungeschicklichkeit —“

„Unbesorgt, lieber Weber,“ versetzte der König. „Eine freudige Aufregung geht meist ohne schädliche Folgen vorüber.“

Henriette schlug die Augen auf. Ihr classisch-schönes Profil überzog eine dunkle Röthe, als sie sich in den Armen des Königs sah.

Nachdem sie völlig wieder zu sich gekommen war, schüttelte der Monarch dem Componisten und der Sängerin die Hände und sagte:

„Der Zufall machte mich zum Zeugen einer überraschenden Gruppe. Jener Anblick wird mir immer im Gedächtniß bleiben. Nie hat ein König einen schönern gehabt, und ich bin stolz darauf, daß er mir zu Theil wurde.“

Vor dem Theatergebäude bereitete sich unterdessen eine interessante Scene vor. Eine unzählbare Menschenmenge wogte auf dem Platze umher. Die Studenten hielten einen mit sechs Schimmeln bespannten Wagen in Bereitschaft und hatten Hunderte von Pechfackeln angezündet. Als die Künstlerin am Arme Weber's am Ausgang des Theaters erschien, wurde sie mit einem tausendstimmigen Hurrah begrüßt und rasch in den geöffneten Wagen gehoben. Langsam setzte sich der Zug nach der Wohnung der Sängerin in Bewegung. Die Fackeln verbreiteten ein taghelles Licht über alle benachbarten Straßen; die Träger aber stimmten aus tausend Kehlen ein kräftiges “Gaudeamus igitur” an, das unter feierlicher Begleitung einer starken Blechmusik weithin durch die Nacht hallte.

Rasch verflossen einige Jahre des Glücks und der Zufriedenheit. Henrietten's Stellung in Berlin war in der That beneidenswerth. Alles, was eine Künstlerin wünschen und begehren kann, wurde ihr im höchsten Maße zu Theil. Die hochstehendsten und angesehensten Personen: Künstler, Schriftsteller, Gelehrte und Staatsmänner, drängten sich in ihre Nähe, suchten ihren Umgang und wetteiferten in der Darbringung schmeichelhafter Huldigungen. Bei Hofe selbst hatte sie Zutritt und wurde hier von allen Gliedern der königlichen Familie mit der höchsten Auszeichnung behandelt. Das Publicum wurde nicht müde, sie mit Beweisen seiner Gunst zu überhäufen. So oft der Name Henriette Sontag auf dem Theaterzettel zu lesen stand, hatte das Haus nicht Raum, um die herzudrängende Menge zu fassen. Der deutschen Musik widmete sie fortwährend ihre besten Kräfte. In den Opern Mozart's und Spohr's, vor allen aber in denen ihres unverbrüchlich treuen Freundes Weber, dessen Ruhm mit dem ihrigen eng verknüpft war, trat sie stets mit besonderer Vorliebe auf. Sie war es,

für die er seine Oper „Euryanthe“ geschrieben hatte, sie allein vermochte sie zur Geltung zu bringen. An anderen Orten, die Titelrolle in den Händen anderer Sängerinnen, schien die Oper durchaus kein Glück zu machen. Wenn man auch in einzelnen effectvollen Nummern, vorzüglich in den herrlichen Chören das Genie des Freischützcomponisten erkannte, so wollte doch der größere Theil der Oper nicht recht munden. Aus der „Euryanthe“ machte man spottweise eine „Ennuyante“. Kaum aber übernahm Henriette Sontag die Rolle, so wurde man den Irrthum gar wohl inne. Ihre glockenreine, ins Innerste der Seele dringende Stimme, die keiner Schnörkelei und Fiorituren bedurfte, um alle Hörer zu fesseln, ihr herrliches, naturgetreues Spiel, ihre ganze bezaubernde, den Stempel der höchsten künstlerischen Vollendung an sich tragende Erscheinung hatte der Tondichter im Sinn gehabt, als er jene Rolle schuf. Henriette Sontag als „Euryanthe“ zu sehen, war einer der erhabensten Kunstgenüsse, deren man theilhaftig werden kann; mit ihr verschwand auch die Oper vom Repertoir, weil keine ihrer Nachfolgerinnen, so tüchtige Stimmmittel auch Einzelnen zu Gebote standen, den Geist dieser Rolle aufzufassen verstand.

Um diese Zeit überschüttete man in Paris zwei Gesangskünstlerinnen mit Ehrenbezeugungen aller Art. Auch in Deutschland wurden ihre Namen mit jenem Respect genannt, den man dort stets dem Ausländischen angedeihen läßt, dem eigenen Verdienst jedoch oft versagt oder nur spärlich zumißt. Es waren die seit Jahren rühmlichst bekannte Pasta und das neue Gestirn am französischen Kunsthimmel, die wunderbare Malibran. In Paris nahm man keinen Anstand, diese beiden Künstlerinnen als die vorzüglichsten ihrer Zeit zu bezeichnen. In Deutschland kannte man zwar eine Henriette Sontag, dennoch war man, Dank der leidigen germanischen Bescheidenheit, nur allzu geneigt, in das französische Urtheil einzustimmen und ihr erst den dritten Rang einzuräumen. Henriette fühlte eine unwiderstehliche Sehnsucht nach jener großen Weltstadt, die allein im Stande war, ihren Ruhm unerschütterlich zu befestigen. Nicht Ehrgeiz trieb sie dorthin, sondern mehr das Verlangen, sich selbst von dem Werth ihrer berühmten Rivalinnen zu überzeugen und im Verein mit ihnen die erhabenen Zwecke der Kunst zu fördern. Die Reise nach Paris war beschlossen. Ein ihr bereitwilligst gewährter Urlaub sollte

dazu benutzt werden. Ungern sahen die Berliner ihre liebgewordene Primadonna scheiden, dennoch trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß sie sicher zurückkehren werde.

Ihre Reise durch Süddeutschland glich einem Triumphzuge. Der Ruhm ihres Namens war zwar längst hierher gedrungen, noch aber hatte man keine Gelegenheit gehabt, die Leistungen der im Norden hochgefeierten Künstlerin zu bewundern. Am längsten verweilte sie zu Darmstadt, wo sie sich von den liebgewordenen Erinnerungen ihrer Kinderjahre begrüßt sah. Der Großherzog empfing seine einstige kleine Kammersängerin mit wahrhaft väterlicher Liebe. Von allen Seiten behandelte man sie mit der größten Auszeichnung und Zuvorkommenheit. Einen freilich, nach dem sie sich am meisten gesehnt hatte, der ihr einst soviel Liebe erwiesen, sollte sie nicht wiederfinden. Ihr Lehrer und Freund, der Abbé Vogler, war vor mehreren Jahren schon in ein besseres Leben eingegangen. Auf dem sogenanten alten Friedhofe, dicht neben der reformirten Stadtcapelle, besuchte sie sein Grab, auf dem ihm sein fürstlicher Freund ein schönes Monument errichtet hatte. Die ersten Thränen des Schmerzes und der Trauer, die seit Jahren ihr schönes Auge befeuchtet hatten, vergoß sie auf dem Grabe des theuren Lehrers, dessen sie sich mit dem Gefühle innigster Dankbarkeit erinnerte. Er hatte zwar noch vernommen, daß seine kleine Schülerin zu den schönsten Hoffnungen berechtige und mit bestem Erfolg die künstlerische Laufbahn betreten habe, allein Zeuge ihrer seltenen Triumphe, die sein Herz mit Freude und Stolz erfüllt haben würden, sollte er nicht mehr werden.

Der Großherzog von Hessen hätte die berühmte Künstlerin gern für die Dauer an seine Bühne gefesselt; da er jedoch wußte, welche Absicht sie jetzt nach Paris führte, mochte er ihren Plänen kein Hinderniß in den Weg legen, indem er sie an früher gegebene Versprechungen erinnerte. Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten verließ sie das freundliche Darmstadt, wo ihr so manches Herz warm entgegengeschlagen. Auch in Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe — wohin sie den Fuß nur setzte, wurde sie mit Jubel begrüßt. Der schon theilweise abgelaufene Berliner Urlaub ermahnte sie endlich, das so erfolgreiche Gastspiel in Süddeutschland abzubrechen und sich ohne Zögern nach dem eigentlichen Ziel ihrer Reise zu begeben.

Paris war erreicht. Ihre Ankunft konnte zwar nicht verfehlen, in allen künstlerischen Cirkeln Aufsehen zu erregen; das pariser Publicum im Allgemeinen nahm jedoch wenig Notiz davon. Es war bisher noch nicht vorgekommen, daß eine aus Deutschland eingetroffene Primadonna den Wettkampf mit den ersten Größen des pariser Kunstinstitutes einzugehen wagte. Am 15. Juni 1826 betrat sie die Bretter der Großen Oper als „Rosina" im „Barbier von Sevilla". Der Erfolg übertraf die Erwartungen aller Kunstkenner und sicherlich noch ihre eigenen. Man hielt sie nicht nur einer Pasta und Malibran vollkommen ebenbürtig, sondern man schätzte sie womöglich noch höher. Sie wußte Rossini's geistsprudelnde Musik mit einem solchen Feuer, einer so unübertroffenen Grazie vorzutragen, daß der große Maëstro später selber eingestand, diese nordische Sängerin könne den berühmtesten Künstlerinnen der italienischen Schule zum Vorbild dienen. Während der Scene am Clavier im zweiten Act sang sie Rhode's bekannte Variationen, eine der schwierigsten und originellsten Compositionen, an der sich zwar schon tausend Sängerinnen versucht haben, die aber nur Henriette Sontag ganz im Sinne des Componisten auszuführen verstand.

Für jetzt war es noch nicht ihr Wille, längere Zeit in Paris zu verweilen, obwol sich hier bereits die ersten Fäden eines zarten Verhältnisses angesponnen hatten, welches später nicht wenig dazu beigetragen haben mochte, sie dauernd nach der französischen Hauptstadt zurückzuführen. Ihr Berliner Urlaub ging zu Ende, und im August trat sie die Rückreise nach Deutschland an. Doch man sollte in Berlin nicht lange mehr das Glück genießen, sie ganz die seinige zu nennen. Einige an und für sich unbedeutende Vorfälle verleideten ihr den dortigen Aufenthalt. Ihr Freund Weber, der sie früher hauptsächlich gefesselt, war einem Rufe nach London gefolgt. Die Wanderlust war einmal in ihr erwacht, und noch zu Ende des Jahres 1826 verließ sie die Berliner Bühne für immer. Zunächst wurde die erlangte Freiheit zu einem Gastspiel an verschiedenen deutschen Theatern, namentlich in Hamburg, Leipzig, Dresden rc. benutzt. Den größten Theil des Jahres 1827 verbrachte sie abermals zu Darmstadt, woselbst sie dem Großherzog die Freude bereitete, allwöchentlich ein oder zwei Mal auf einer Bühne aufzutreten. Im December endlich verließ sie Deutsch-

land und begab sich abermals nach Paris, dies Mal in der Absicht, ein länger dauerndes Engagement an der Großen Oper anzutreten. Die Direction hatte ihr glänzendere Bedingungen gestellt, als selbst der Malibran und Pasta. Henriette, die Tact genug besaß, jeder Veranlassung zu kleinlicher Eifersucht auszuweichen, lehnte dieses Anerbieten ab und schätzte den Werth ihrer eigenen Leistungen nicht höher, als den ihrer berühmten Colleginnen. Auf diese Weise entwaffnete sie von vornherein alle Intriguen, denen sonst selbst Sterne erster Größe auf den verführerischen Brettern, die die Welt bedeuten, nicht zu entgehen pflegen. Am 2. Januar 1828 trat sie zum ersten Mal als „Desdemona" in Rossini's „Othello" auf; ihre Darstellung dieses tragischen Characters war so ergreifend und hinreißend, daß sich für mehrere Wochen alle Kritiker und Aesthetiker von Paris in den enthusiastischsten Lobeserhebungen erschöpften.

Es war ein schneidend kalter Wintertag. In den Straßen von Paris lag ein fußtiefer, festgefrorener Schnee, über den die Schlitten mit lustigem Geklingel pfeilschnell dahinflogen. Wer zu Fuß gehen mußte, suchte so rasch wie möglich vom Fleck zu kommen, um sich durch Bewegung etwas zu erwärmen oder baldigst in eine behaglichere Atmosphäre zu gelangen. Nur dicht vermummte Gestalten trippelten hastig hin und her; Jeder suchte Hände und Gesicht vor der Einwirkung der grimmigen Kälte zu schützen, und wo ja ein paar abstehende Ohren oder eine unverhüllte Nasenspitze zum Vorschein kamen, da waren die unglücklichen Theile starr und steif gefroren und hatten eine dunkelbläuliche Färbung angenommen.

Vor der Thür eines kleinen Hauses, am äußersten Ende des Faubourg St. Germain, hatte ein in einen eleganten Mantel gehüllter Herr schon drei Mal mit steigender Ungeduld die Klingel gezogen. Die grünen Jalousieläden des Hauses waren so dicht verschlossen, daß man füglich hätte annehmen können, es sei von keiner lebenden Seele bewohnt. Der Fremde aber, der zum vierten Mal die Hand an den Schellengriff legte, schien seiner Sache gewiß zu sein; er zog den Mantel fester um die Schultern und stemmte sich in die Thür, von der er überzeugt war, daß sie sich doch noch öffnen würde. Seine

beharrlichen Anstrengungen blieben nicht erfolglos. Nach abermaligem Verlauf einiger Minuten wurden Schritte im Innern vernehmbar, die Riegel schoben sich zurück und in der Thürspalte ließ sich das nicht übermäßig reizende, von einer breiten Morgenhaube eingefaßte Antlitz einer Frau in mittlerem Alter blicken.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte eine etwas scharf und unangenehm klingende Stimme.

Dem Fremden schien diese ziemlich verständliche Andeutung, sein Anliegen von der Schwelle aus vorzubringen, bei so schneidender Kälte nicht recht zu behagen; mit einem kräftigen Ruck schob er die Thür auf und schlüpfte behende in die Hausflur, wo er sich einem weiblichen Individuum in ziemlich tiefem Negligé gegenübersah.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ wiederholte die scharfe Stimme mit einem deutlichen Anflug von Unwillen.

Der Fremde lüftete den Mantel etwas von den Schultern, nahm den Hut ab und fragte mit schmeichelnder Höflichkeit:

„Habe ich die Ehre, die Dame des Hauses vor mir zu sehen?“

Diese Anrede schien das weibliche Individuum etwas geschmeidiger zu machen.

„Wenn Sie so wollen, mein Herr, — allerdings,“ lautete die Antwort. „Es ist außer mir kein Frauenzimmer im Hause.“

„Ohne Zweifel Mademoiselle Rosabella, die würdige Haushälterin unseres großen Maëstro?“

Die Angeredete knixte, und auf ihrem citronfarbigen Antlitz zeigte sich eine gewisse Spur von Freundlichkeit.

„Rosabella ist mein Name. Womit kann ich dem Herrn dienen?“

„Erlauben Sie mir, meinen Mantel und meinen Hut auf diesen Tisch zu legen?“ sagte der Fremde, indem er ohne Umstände sich seiner äußern Hülle entledigte. „Kann ich so glücklich sein, Herrn Rossini für einige Augenblicke zu sprechen?“

„Wird kaum möglich sein. Der Herr schläft noch.“

„Schläft noch?“ wiederholte der Fremde verwundert und zog die goldene Repetiruhr aus der Tasche. „Aber es ist jetzt ein Viertel nach ein Uhr.“

„Thut nichts, der Herr schläft noch.“

„Glauben Sie, hochgeschätzteste Mademoiselle, daß Herr Rossini

noch im strengsten Sinne des Worts in süßem Schlummer liegt, oder wollen Sie vielleicht nur im Allgemeinen einen Zustand der Ruhe, des behaglichen Alleinseins andeuten?" fragte der elegante Herr, indem er statt der Uhr die wohlgefüllte Börse in die Hand nahm.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Signor Rossini hat sich gestern Abend, nach seiner Gewohnheit, Schlag neun Uhr zu Bette begeben und ist bis jetzt noch nicht aufgestanden."

„Ah, dann steht zu hoffen, daß er doch vielleicht ausgeschlafen hat und sich selber nach dem Aufstehen sehnt."

Einige Goldstückchen blitzten zwischen seinen Fingern und glitten unvermerkt in die weiten Aermel des häuslichen Gewandes der jungfräulichen Rosabella.

„Wollten Sie nicht vielleicht die Mühe auf sich nehmen, einen Blick durch das Schlüsselloch seines Schlafzimmers zu werfen — —"

„Welche Zumuthung, mein Herr! Wofür halten Sie mich?"

„Für ein vortreffliches Frauenzimmer, dem die Welt für die Pflege, die es dem großen Tonsetzer angedeihen läßt, zu besonderem Danke verpflichtet ist. Wenn Sie vielleicht nur in der Nähe des Zimmers horchen wollten, ob vielleicht Herr Rossini — —"

Noch ein Goldstück schlüpfte in den Aermel.

„Sie sind ein so artiger Herr, daß ich Ihren Bitten nicht widerstehen kann," versetzte die haushälterische Rosabella. „Wenn aber der Herr ungehalten wäre, müssen Sie die Verantwortung tragen. Er will eigentlich absolut Niemand bei sich sehen."

„Ohne Sorge, ich stehe für Alles, und da ich die Ehre habe, einer von Herrn Rossini's speciellen Freunden zu sein, so wird er Ihnen den Ungehorsam selber Dank wissen."

„Ihr Name, mein Herr, für den Fall, daß der Herr bereits aufgestanden wäre?"

„Eugène de Leon."

„Wie sagen Sie? Herr de Leon? — Doch nicht — —?"

„Ich habe die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, Mademoiselle?"

„Der Director der Großen Oper?"

„Derselbe."

„O mein Gott, das ist ja ganz erschrecklich fatal!"

„Daß ich Director der Oper bin? Mitunter ist es für mich aller-

dings fatal, allein ich wüßte nicht, was es Ihnen in diesem Augenblick verschlagen könnte?"

„Viel, mein Herr, sehr viel; ich darf Sie um keinen Preis bei Herrn Rossini melden."

„Warum nicht, werthe Mademoiselle? Hat er es Ihnen verboten?"

„Allerdings, er will keinen Menschen bei sich sehen, am wenigsten aber Jemanden, der in Geschäften kommt; und unter Denen, die in Geschäften kommen könnten, hat er obenan Ihren Namen genannt."

Der Fremde konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, doch schien er nicht daran zu denken, sich dadurch abschrecken zu lassen.

„Herr Rossini ist ein Muster der Vorsicht. Aber ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß ich heute nicht in Geschäften komme; es ist eine reine Privatangelegenheit, eine höfliche Einladung, die mich hierher führt."

„Dann könnte ich es dem Herrn wol ausrichten."

„Nicht doch, er würde die Einladung nicht berücksichtigen, wenn ich sie ihm nicht selber überbringe. Zudem sehnt man sich nach dem Anblick eines Freundes, den man so lange nicht gesehen. Wollen Sie mir deshalb nur die Gefälligkeit erweisen, mich bei ihm anzumelden. Sollte er sich noch nicht erhoben haben, so werde ich auch ein Stündchen auf ihn warten."

Zum dritten Mal ließ Herr de Leon ein Goldstück in den zur Aufnahme solcher Gaben trefflich geeigneten Aermel der würdigen Haushälterin schlüpfen; dann warf er sich behaglich in einen Sessel, der auf dem Hausflur stand, zog eine Brieftasche hervor und begann einige Notizen niederzuschreiben.

Mademoiselle Rosabella, die derartigen zarten Aufmerksamkeiten niemals widerstehen konnte, und bei dem sprichwörtlichen Geiz ihres Herrn vielleicht auf solche Nebenverdienstchen angewiesen war, zeigte sich jetzt um so mehr geneigt, dem Verlangen des höflichen Directors zu entsprechen, da sie die Ueberschreitung ihrer Befugnisse mit seinem unerschütterlichen Vorsatz, nicht unverrichteter Sache von dannen zu gehen, entschuldigen konnte. Ueberdies kannte sie auch aus vieljähriger Erfahrung Mittel und Wege, wie ihr Herr, falls er für den Augenblick ungehalten sein sollte, sich bald wieder begütigen ließ. Behende setzte sie sich nach dem oberen Stockwerk in Bewegung. Schon nach

wenigen Minuten kehrte sie mit einem süßen Lächeln auf dem citrongelben Antlitz zurück und benachrichtigte Herrn de Leon, daß der Maëstro aufgestanden sei, sich in ungewöhnlich heiterer Stimmung befinde und über seinen Besuch durchaus nicht ungehalten zu sein scheine. Zugleich führte sie ihn in ein nach dem Hofe hinaus gelegenes Empfangszimmer zu ebener Erde und entfernte sich mit der Versicherung, daß sie jeder Zeit bereit sei, einem so charmanten Herrn, wie Monsieur de Leon, ihre geringen Dienste zu widmen.

Das Zimmer, in welchem sich der Director der königlichen Oper befand, war äußerst einfach ausgestattet, und hätte ebenso gut oder noch besser zur Wohnung eines beliebigen Bürgers oder wohlhabenden Handwerkers gehören können, als zu der des weltberühmten Componisten. Ein ziemlich altfränkisches, jedoch bequemes Sopha und sechs gepolsterte Stühle, mit grünem Damast überzogen, ein massiver runder Tisch in der Mitte und ein kleines Nipptischchen zwischen den Fenstern, ein einfacher Spiegel mit goldnem Rahmen, endlich ein Paar schwere, jedoch schon etwas abgeblaßte Gardinen bildeten die ganze Einrichtung des Zimmers, dessen Fußboden eine aus Binsen geflochtene Matte bedeckte. Nicht das kleinste Geräth deutete auf die künstlerische Beschäftigung des Besitzers dieser Wohnung, weder ein Clavier noch ein sonstiges Instrument befand sich im Zimmer, kein musikalisches Werk war zu sehen, ja nicht einmal ein einzelnes Notenblatt. Auf dem runden Tisch lagen einige kostbar gebundene Bücher. Herr de Leon schlug sie neugierig auf, er dachte einen interessanten Fund zu thun. Das erste war eine Lebensbeschreibung der raffinirtesten Gourmands von Lucull bis auf die neuesten Zeiten, das zweite eine Anleitung zum Fischfang, zur Aufbewahrung, Pflege und Zubereitung sämmtlicher eßbaren Fischarten, das dritte ein berühmtes Universal-Kochbuch in siebenter Auflage. Der Director legte kopfschüttelnd diese literarischen Kunstschätze bei Seite, denn ein leises Knistern auf der Treppe unterrichtete ihn, daß der Ersehnte nicht allzu lange auf sich warten lasse.

Ein Mann von etwas unter mittlerer Größe, wohlgenährt und gepflegt, von jovial-pfiffiger, sonst aber ziemlich ausdrucksloser Physiognomie, eingehüllt in einen buntgeblümten Schlafrock und eine kleine Hausmütze auf dem Kopf, trat ins Zimmer. Es war der

„Schwan von Pesaro", aber auch einem geübten Menschenkenner hätte es begegnen können, ihn seinem Aeußern nach für einen behäbigen Gewürzkrämer zu halten. Mit einem verbindlichen Lächeln schritt er auf den Director zu und schüttelte ihm die Hand.

„Unerwarteter, überraschender Besuch! Seien Sie willkommen in der stillen Klause des Einsiedlers. Es ist eine gute Weile, seit ich nicht das Vergnügen hatte."

„Hätte wol noch länger anstehen können," versetzte der Director, „wenn ich nicht meine Portion Zudringlichkeit zu entwickeln verstände. Pfui, Signor, ist das auch erlaubt, seine besten Freunde von der Thür weisen zu lassen, ihnen die Möglichkeit abzuschneiden, sich durch den Augenschein von dem Wohlergehen des hochgefeierten Meisters zu überzeugen?"

Rossini schien etwas verlegen.

„Hat die alte Hexe Unsinn geschwatzt? Zum Henker mit dem Frauensvolk! Sie wissen selber nicht, was sie plappern und klatschen."

„Mademoiselle Rosabella wollte nur die Befehle ihres Herrn vollziehen, indem sie dem Director der Großen Oper die Thür zu weisen suchte."

„Papperlapapp! Das ist ein Mißverständniß. Sie wissen ja selber, wie man in einer Stadt wie Paris überlaufen wird. Ich könnte meines Lebens nicht froh werden, wenn ich alle die Menschen sehen und becomplimentiren müßte, die täglich hierher kommen, um ihre Neugierde zu befriedigen, oder um eine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Deshalb zieh' ich mich in die Einsamkeit zurück und bin nur — wie Sie in diesem Augenblick bemerken — für die intimsten Freunde sichtbar. Doch Sie verzeihen, lieber Director — ich habe noch nicht gefrühstückt, und ein Mensch ohne Frühstück ist eine Form ohne Inhalt, ein verstimmtes Instrument, das keinen reinen Ton von sich zu geben vermag. Erlauben Sie, daß ich mich nicht aus meiner Gewohnheit bringen lasse. Vielleicht trinken Sie gleichfalls eine Schaale echten Mokka und erweisen mir das Vergnügen, eine omelette aux confitures eigner Erfindung mit mir zu verzehren."

Der Director gab durch eine Verbeugung zu erkennen, daß er diese Einladung annehme.

„Ich muß Sie freilich ersuchen," fuhr der Componist fort, „mich

nach meinem Arbeitscabinet zu begleiten, wo ich derartige häusliche Angelegenheiten selber zu erledigen pflege."

Ohne Umstände faßte er seinen Gast am Arm und führte ihn in einen anstoßenden Raum, dessen geöffnete Fenster eine Aussicht auf den mit dichten Weinranken bewachsenen Hofraum gestatteten. Was der Componist als sein Arbeitscabinet bezeichnet hatte, nennt man im gewöhnlichen Leben wol die Küche. Ein kleiner Tisch stand in der Mitte und war bereits sorgfältig servirt. Im Kamin loderte ein lustiges Feuerchen, und auf dem Gesims standen Kochgeschirre der verschiedensten Art, die für den Gebrauch zurechtgesetzt schienen.

Rossini bot seinem Gast einen Stuhl an; er selber aber schürzte die Aermel seines Hausrocks auf, band eine weiße Küchenschürze vor und holte einige Eier aus einem Schrank, die er in eine Schüssel ausschlug.

Herr de Leon betrachtete mit lächelnder Verwunderung diese seltsamen Anstalten.

„Ich glaube gar, Signor, Sie haben das Küchendepartement Ihres Hauses unter eigne Verwaltung genommen?"

„Daß ich ein Narr wäre, es fremden Händen zu überlassen," versetzte Rossini, indem er mit bewunderungswürdiger Gewandtheit die Eier verrührte. „Es ist eine wahre Schande, daß man ein so hochwichtiges Geschäft, wie die Zubereitung der Speisen, gemeiniglich dem Frauensvolk anvertraut. Wie kann dieses verschwenderische, von tausend Vorurtheilen befangene, weder Tact noch Geschmack besitzende Geschlecht eine für Leib nnd Geist zuträgliche Speise herstellen? Ueberdies ist es noch der allerroheste, unwissendste Theil des weiblichen Geschlechts, dem man gewöhnlich die Sorge für die Küche überläßt, und doch steht die Kochkunst an Wichtigkeit der Erziehungskunst gleich. Was hilft alle geistige Bildung, ohne einen gesunden Körper, und was befördert besser die Gesundheit, als eine sorgfältig zubereitete, den Bedürfnissen jedes einzelnen Individuums angemessene Nahrung? Ich sage Ihnen, lieber Freund, die Philosophie der Kochkunst enträthselt die tiefsten Geheimnisse der Menschheit."

„Aber wie in aller Welt finden Sie Zeit zu diesen Beschäftigungen?" fragte der erstaunte Director.

„Zeit? Pah! Wenn man vierzehn Stunden täglich der Ruhe

widmet, bleiben immer noch zehn übrig, um sein sonstiges leibliches Wohl in vernünftiger Weise befördern zu können. Glauben Sie, daß ich noch so thöricht bin, mich mit andern Geschäften herumzuplagen? Das hat Alles aufgehört. Ich bin klüger geworden. Wenn man Jahre lang für Andere gearbeitet, will man auch etwas für sich selber thun. Außerdem fahre ich in ökonomischer Hinsicht weit besser. Von einer Frauensperson lasse ich mir meine Speisen schlechterdings nicht zubereiten; der bloße Gedanke ist schon im Stande, mir jeden Bissen zu vergällen. Einen Koch zu halten, einen Künstler im höheren Sinne, dem man ein so wichtiges Geschäft unbedenklich anvertrauen kann, würde mich schweres Geld kosten. Ob ich sonst mit ihm zufrieden wäre, ob er meinen Bedürfnissen entspräche, wäre überdies sehr die Frage. Unter solchen Umständen finde ich es am zweckmäßigsten, mich selber zu bedienen."

„Ich hoffe nicht, Signor, daß Sie sich nur aus Gründen der Sparsamkeit bewegen lassen, Ihren Haushalt dergestalt zu beschränken. Verfügen Sie über mich, über meine Mittel ganz nach Ihrem Belieben. Wenn Sie befehlen, engagire ich noch heute für Sie den unbestrittensten Meister der Kochkunst, den Paris aufzuweisen hat. Eine einzige Nummer aus einem Ihrer unsterblichen Werke bestreitet die Kosten, die ein solcher Künstler für ein ganzes Jahr verursachen würde."

„Danke, sehr verbunden, kann aber Ihre Gefälligkeit nicht annehmen, denn ich componire nicht mehr."

„Wie? Sie wollten — —"

„Aufhören, mich für Andere zu plagen, weil ich es nicht länger nöthig habe."

„Aber bedenken Sie den unersetzlichen Verlust, den die Kunst erleidet!"

„Pah! Für die Kunst hab' ich genug gethan, jetzt will auch etwas für mich thun. Sehen Sie, lieber Director — — Aber mein Eierkuchenteich hat gerade die richtige Consistenz. Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, Ihren Stuhl etwas näher zu rücken und mir die Schüssel zuzureichen? Ich setze unterdessen die Pfanne auf und lasse die Butter zergehen. Das Geheimniß einer guten Omelette liegt in der Zähigkeit des Teigs und der Geschwindigkeit, mit der man ihn

über das Feuer bringt. Da haben Sie gleich ein Exempel, wie übel man bei einer Köchin fährt. So eine gefallsüchtige Frauensperson ist im Stande, sich erst noch ein Mal vor dem Spiegel die Haare glatt zu streichen, ehe sie einen fertigen Teich zum Backen in die Pfanne schüttet. Ein guter Eierkuchen, ein vollendetes Backwerk erfordert ebenso gut männlichen Character, männliche Entschlossenheit, wie die prompte Ausführung eines Schlachtplanes oder etwas dergleichen. So — meine Butter zischt in der Pfanne —— eins, zwei, drei —— Herrlich! In zwei Minuten sehen Sie mein Kunstwerk in schönster Vollendung aus seiner Form hervorgehen.— Doch wovon sprachen wir eigentlich? Richtig, von jener anderen Kunstsphäre, in der ich mich früher zum Nutzen und zum Vergnügen Anderer zu bewegen pflegte. Sehen Sie, seit ich so vernünftig war, eine Aenderung in meiner Lebens- und Beschäftigungsweise eintreten zu lassen, bin ich ein weit glücklicherer Mensch geworden. Mit Schrecken denk' ich an die vor dem Schreibepult und dem Clavier durchwachten Nächte zurück; ganz unheimlich wird mir zu Muth, wenn ich mir die Bühnenintriguen, die Probenplackereien, all die Angst und Noth einer ersten Opernaufführung in Gedanken vorstelle. Kann das bischen Ruhm, der von Zeitungsscriblern spärlich genug gestreute und stets mit hundert Wenn und Aber vermischte Weihrauch für alle die Höllenqualen entschädigen? Behüte! Man wird alt vor der Zeit, man zerstört seine besten Kräfte, man jagt einem Phantom nach, was sich nimmer greifen läßt. Jetzt hab' ich eine andere Ordnung der Dinge eingeführt. Mein Haus ist gründlich gereinigt von jenem Ungeziefer, als da sind hochberühmte und höchst anmaßende Künstler und Künstlerinnen, Kunstenthusiasten, Kritiker, Recensenten, Direc — —"

„Directoren! Sprechen Sie es nur aus!" fiel lachend Herr de Leon ein. „Unser unsterblicher Maëstro bewahrt seine Originalität, wenn er auch der Kunst absolut entsagen will."

„Mit Unterschied, mein lieber Director, mit Unterschied. Sie bilden z. B. eine rühmliche Ausnahme von jenem habgierigen, heißhungrigen Geschlecht der Impressarios, wie sie bei uns in Italien daheim sind. Sie sind eine Zierde Ihres Berufs, eine Oase in der Wüste — und als Beweis meiner Aufrichtigkeit erhalten Sie diese ganz delicate Omelette, der Sie sicher Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Der Componist schüttete aus verschiedenen Büchsen einige Confitüren und Präserven über den vollendeten Eierkuchen, der einladend auf einer Porzellanschüssel dampfte, und machte sich dann hastig darüber, ein zweites Exemplar für seinen eigenen Verbrauch herzustellen.

„Ich wollte Ihnen etwas über meine Lebensweise sagen, lieber Director," fuhr er fort. „Sehen Sie, um die Mittagszeit beginne ich mein Tagewerk mit einem selbstbereiteten Frühstück. Wenn es das Wetter irgend erlaubt, packe ich sodann meine Fischleinen, Angeln und sonstigen Geräthschaften zusammen und wandle hinaus an die Bièvre oder auf eine Insel der Seine. Gibt es einen höheren Genuß als so, in gemüthliches Nachdenken versunken, in die spielenden Wellen zu blicken und hin und wieder ein zappelndes Fischlein an der Angel emporzuziehen? Die Stunden verfliegen wie Minuten. Ehe man sich's versieht, mahnt die sinkende Sonne zur Heimkehr. Mein Weg führt über einige der besuchtesten, reichlichst ausgestatteten Märkte. Da werden denn die häuslichen Einkäufe besorgt, hier ein saftiger Braten, ein fetter Truthahn, dort ein Gericht Artischoken, frische Trüffeln, oder was man sonst so zum Lebensbedarf nöthig hat, um möglichst billigen Preis erstanden und nach Hause geschleppt. Eine der angenehmsten Stunden verstreicht während der eigenhändigen Zubereitung eines schmackhaften Gerichts; eine noch angenehmere während der Mahlzeit selber. Ich halte nichts von vielen Gerichten, aber eine oder zwei auserlesene Schüsseln, die mit Geschmack, Tact und Sachkenntniß zubereitet wurden — die sind zur Erhaltung der leiblichen und geistigen Gesundheit unumgängliches Bedürfniß. Nach der Mahlzeit eine kleine Berechnung, was dieser Tag gekostet hat, wobei sich gewöhnlich das erfreuliche Resultat ergibt, daß man billig und doch vortrefflich gelebt hat; dann winkt die süße Ruhe, Morpheus nimmt den mit sich selbst zufriedenen Erdenpilger in seine Arme und — ein glücklicher Tag nach dem andern sinkt ins Meer der Ewigkeit. — Voila, eine zweite Omelette! Beliebt es, Platz zu nehmen? Langen Sie zu — schenken Sie ein! Unser Frühstück ist frugal, aber nach den Regeln der Kunst zubereitet. Jeder soll sich nach seiner Decke strecken, und die meinige ist weder überflüssig lang noch breit. Bitte, bitte, lieber Director!"

Von beiden Seiten sprach man dem Frühstück gehörig zu. Der

Maëstro schlürfte seinen braunen Mokka mit innigem Wohlbehagen, schnitt den Eierkuchen in kleine Bissen und schob einen nach dem andern bedächtig in den Mund, wobei seine Miene den höchsten Grad von Selbstgenügsamkeit ausdrückte, seine Blicke aber mit einem gewissen Stolz bald auf das Product seiner culinarischen Geschicklichkeit, bald auf das Antlitz seines Gastes gerichtet waren, auf dem er natürlich nur das schmeichelhafteste Lob zu lesen vermochte. Herr de Leon kannte seinen Mann und verstand ihn richtig zu behandeln. Hätte er dem eigensinnigen Tonsetzer in diesem Augenblick von seinen musikalischen Meisterwerken vorgesprochen, hätte er ihn über alle Componisten der Vergangenheit und Gegenwart erhoben und ihm die Anwartschaft auf unsterblichen Ruhm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zugesichert, er würde sich weit weniger beliebt gemacht haben, als durch das freigebige Lob, welches er dem selbst bereiteten Eierkuchen spendete. Große Männer haben gewöhnlich ihre kleinen Schwächen. Friedrich der Große nahm als König und Feldherr den härtesten Tadel geduldig hin, wer sich aber eine zweideutige Anspielung auf sein Flötenspiel erlaubte, dem konnte er diese Ammaßung nie vergessen. Rossini, der hochgefeierte, unumschränkte Herrscher im Reich der Töne, hatte eine Periode seines Lebens, wo ihm jede Anerkennung seiner musikalischen Leistungen verhaßt war, während er mit lächerlicher Aengstlichkeit nach der Ehre geizte, für den raffinirtesten Gourmand, den geschicktesten Meister der Kochkunst gehalten zu werden.

„Ich lasse mir es an Ihrem Tische wohl sein, verehrter Freund,“ sagte der Director, als das Frühstück beinahe vollständig vertilgt war, „während doch der eigentliche Zweck meines Besuches auf eine Einladung hinauslief.“

„Gedenken Sie eine Fête zu geben? Ein großes Diner für die Mitglieder der Oper oder ein Souper für Ihre zahlreichen Freunde?“

„Keines von beiden.“

„Um so besser, ich hätte sonst ablehnen müssen,“ versetzte der Maëstro. „Es ist mein unerschütterlicher Grundsatz, mich bei dergleichen kostspieligen und den gewöhnlichen Lebenslauf derangirenden Affairen, die jedem Theilnehmer ähnliche Verbindlichkeiten auferlegen, niemals einzufinden.“

„Meine Einladung erstreckt sich nur auf den Besuch der heutigen Opernvorstellung.“

Rossini ließ Messer und Gabel fallen und machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung.

„Um Gottes Willen, wohlgeborener Herr, verschonen Sie mich mit solcher Zumuthung. Seit drei Jahren habe ich keinen Fuß über die Schwelle der Oper gesetzt.“

„Um so mehr sollten Sie heute kommen, denn wir haben eine Vorstellung zu erwarten, die in den Annalen unseres Kunstinstituts als unerreicht und einzig in ihrer Art dastehen wird.“

„Bilden Sie sich das nicht ein,“ sagte der Maëstro, der die Gabel schon wieder zur Hand genommen hatte und jetzt gleich zwei Bissen auf ein Mal zum Munde führte. „Das sind Redensarten, die man wol einem schwärmerischen Kunstenthusiasten, nicht aber einem alten Practiker gestatten kann. Unerreicht — einzig in seiner Art! Ich bitte Sie, lieber Director, haben Sie sich etwa heute früh schon zu sehr in eine geistreiche Recension im Feuilleton des Moniteur vertieft? In der musikalischen Welt und gar auf der Bühne ist Nichts unerreicht, Nichts einzig in seiner Art. Schlägt Ihnen heute Madame X. einen Nachtigallentriller, so säuselt morgen Mademoiselle Y. ein wahres Sphärenlied. Kenne das Alles, kenne es durch und durch — nichts als Täuschung — thörichte Illusion — bin ein glücklicher Mensch, seit es hinter mir liegt.“

„Aber Sie pflegten doch sonst die Opern Mozart's fleißig zu besuchen.“

„Mozart's? — Hm, ja, bin selten weggeblieben — — Allen Respect vor Mozart. Was geben Sie denn heute?“

„Ihr Lieblingswerk, Signor: — „Don Juan.“

„So? Ei, was Sie sagen! — Herrliches, unschätzbares Werk — — hat jedes Mal eine mächtige Wirkung auf mich geäußert. — — Wenn es nicht gerade mein Grundsatz wäre, mich allen künstlerischen Einflüssen zu entziehen —“

„Das ist für Sie ein Ding der Unmöglichkeit, Signor!“ rief der Director etwas voreilig. „Dazu sind Sie selber zu sehr Künstler.“

„Ich? Erlauben Sie, nichts weniger als das. Legen Sie mir

nicht ein so unbestimmtes, in meinen Augen wenig schmeichelhaftes Attribut bei."

„Mann von Geschmack, wollte ich sagen," verbesserte Herr de Leon.

„So geht es besser. Den Geschmack will ich mir schon gefallen lassen, denn der Geschmackssinn ist und bleibt der edelste von allen."

Der Director zog einen Theaterzettel aus der Tasche und überreichte ihn dem Componisten. „Was die heutige Darstellung des Mozart'schen Meisterwerks vor allen früheren auszeichnet, das ist die Besetzung sämmtlicher weiblichen Rollenfächer durch drei europäische Kunstcelebritäten."

„O weh, Kunstcelebritäten!" rief Rossini, der den ihm präsentirten Zettel ruhig liegen ließ, doch dafür um so eifriger den letzten Rest seines Kaffees aus der Tasse schlürfte und rasch noch einiges feine Backwerk nachfolgen ließ. „Davon versprech' ich mir am wenigsten. Viele Köche verderben den Brei. Eine Celebrität ist schon vom Uebel, kommen aber gar deren mehrere, so muß das größte Kunstwerk zu Schanden werden. Ihre kleinliche Eifersucht, ihr lächerlicher Dünkel, ihre Lust an Ränken und Intriguen verdirbt Alles. Armer Mozart! Ich möchte heute Abend nicht an deiner Stelle sein!"

„Wenn Sie einen Blick auf den Zettel werfen wollten, Signor, fänden Sie sich vielleicht zu einem andern Urtheil bewogen," bemerkte Herr de Leon. „Eine Henriette Sontag als „Donna Anna", eine Malibran als „Zerline", eine Heinefetter als „Elvira" — würde nicht Mozart selbst entzückt sein durch ein Zusammenwirken solcher Kräfte?"

Rossini antwortete nicht. Er hatte sein Frühstück beendet, wischte sich mit der Serviette den Mund, legte Messer und Gabel kreuzweis über dem Teller zusammen und sagte dann, indem er behaglich den Stuhl rückwärts schaukelte:

„Gesegnete Mahlzeit, lieber Director! Mag übrigens ein theures Vergnügen für Sie werden heute Abend."

„Ich hege keinen Zweifel, daß mich das Publicum für meine Opfer entschädigt."

„Sie sind ein Mann des Vertrauens. Wünsche von Herzen, daß Ihnen keine Täuschungen bereitet werden."

„Die fatalste Täuschung für den Augenblick wäre mir die, wenn mein geehrter Freund meine Einladung ausschlagen sollte."

„Was in aller Welt kann es Ihnen aber nutzen, wenn Sie mich aus meiner gewöhnten Ordnung aufscheuchen und bei dieser grimmigen Kälte die weite Entfernung nach der Großen Oper zwei Mal zurücklegen lassen?"

„Ein weich ausgepolsterter Schlitten steht zu Ihrer Verfügung."

„Schlitten? Ei, das wäre — — Ich fahre sehr gern Schlitten, ist mir sonst nur ein zu kostspieliges Vergnügen. Wenn man, wie ich in diesem Augenblick, von den Einkünften vergangener Zeiten zehrt, darf man sich keine ungewöhnlichen Ausgaben erlauben."

„Ueberdies erwägen Sie, Signor," fuhr der Director fort, „daß Sie durch Ihre bloße Anwesenheit einem Freunde einen sehr wesentlichen Dienst leisten, der für ihn sogar einen materiellen Gewinn herbeiführen kann. Es wird nicht ohne Einfluß auf das Publicum bleiben, wenn morgen die öffentlichen Blätter berichten, daß die heutige Vorstellung von den beiden unsterblichen Meistern Paër und Rossini besucht wurde."

„Was Sie sagen! Also der alte Paër—"

„Hat seinen Besuch bereits zugesagt."

„Ehemals hätte mir diese Bekanntschaft viel Vergnügen gemacht."

„Heute Abend bietet sich die schönste Gelegenheit; ich werde die Herren einander vorstellen."

„Mit nichten! Bin nicht mehr dazu disponirt, — brächte mich nur in Verlegenheit. Meine jetzige Lebensweise verbietet mir die Anknüpfung neuer Bekanntschaften. Wenn ich das Theater besuchen soll, verlange ich durchaus eine Loge für mich, in der ich von Niemanden gestört werde. Nur keinen Nachbar im Theater! Mag er stumm sein oder gesprächig, er ist mir im Wege. Am schlimmsten freilich ist das Frauenvolk, das mich mit seinen Fächern und Lorgnetten geradezu zur Verzweiflung treiben kann."

„Eine Seitenloge im ersten Rang steht zu Ihrer ausschließlichen Verfügung."

„Und der Schlitten —"

„Soll zur bestimmten Stunde vor Ihrer Thür sein."

„Topp, ich komme! Ihre Kunstcelebritäten, und wenn Sie noch drei mehr hätten, um das halbe Dutzend voll zu machen, würden

mich nicht anziehen, allein um Mozart's willen wird schon eine Ausnahme von der Regel gestattet sein."

„Auf Wiedersehen in der Oper also!"

"Au revoir! Au revoir!" rief Rossini dem Director nach, der auf der Hausflur den Mantel wieder umwarf und eilig das Haus verließ, im Innern hoch vergnügt, daß ihm der erste Schritt, den seit Jahren der Kunstwelt entfremdeten Meister in die alten Kreise zurückzuführen, glücklich gelungen war.—

An diesem Nachmittage erlitt der geordnete Haushalt des Componisten einige Störung. Mademoiselle Rosabella konnte nicht begreifen, weßhalb Herr Rossini sich nicht zum Ausgehen anschickte und keine Miene machte, seinen Fischapparat in Ordnung zu bringen. Zu wiederholten Malen brachte sie in Erinnerung, daß drei Uhr längst vorüber und das Wetter, trotz der intensiven Kälte, eigentlich sehr angenehm und gewiß auch gesund sei. Sie mochte ein Mal eine Abweichung von der herkömmlichen Ordnung durchaus nicht leiden. Der Herr war seit Jahren, trotz Wind und Wetter, fast täglich seiner gewohnten Unterhaltung nachgegangen, warum nicht auch heute, wo es eigentlich nicht viel kälter war, als an früheren Tagen? Doch ihre Verwunderung sollte noch steigen, als sich Herr Rossini angelegentlich nach einer weißen Atlasweste erkundigte, die er längst nicht mehr getragen, und den blauen Frack mit den glänzenden Metallknöpfen herbeiholte, der seit undenklichen Zeiten unbenutzt im Schranke gehangen. Als er nun aber gar den Spiegel zurechtrückte und das Rasirzeug zur Hand nahm, was sonst regelmäßig nur des Sonntags zu geschehen pflegte, da konnte sie es nicht länger übers Herz bringen, und die Frage nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Anstalten mußte heraus. Ihr Staunen wuchs, als sie den kurzen Bescheid erhielt, daß Herr Rossini die Oper besuchen werde. Einige Einwendungen, zu denen sie sich verpflichtet hielt, fanden kein Gehör. Das Ungewöhnliche schien fest und unabänderlich beschlossen.

Es war noch ziemlich früh am Abend, als der Schlitten, wie verabredet, bereits vor der Thür hielt. Der Componist stieg ein und machte sich's auf den weichen Kissen so bequem wie möglich; pfeilschnell trug ihn das elegante Fuhrwerk durch die glänzend erleuchteten Straßen der Hauptstadt und hielt zuletzt vor den Pforten der Großen Oper. Beim

Aussteigen besann er sich, ob er nicht dem Kutscher ein Trinkgeld anbieten müsse; bald aber kam er zu der Ueberzeugung, daß diese Leute ohnehin Geld genug verdienen. Obwol er seit Jahren das Opernhaus nicht betreten hatte, wußte er doch in diesem Locale gut genug Bescheid und stieg eine enge Treppe hinan, die zu dem Privatzimmer des Directors führte. Herr de Leon kam ihm bereits auf halbem Wege entgegen, schüttelte ihm hocherfreut die Hand und geleitete ihn nach der für ihn bestimmten Loge dicht am Proscenium.

„Es thäte mir außerordentlich leid, Signor," sagte er „wenn ich mein heute Nachmittag gegebenes Versprechen nicht ganz buchstäblich erfüllen könnte. Die Nachfrage nach Billets übersteigt alle Erwartungen. Sämmtliche Plätze, mit Ausnahme einiger reservirten Logen sind bereits vergeben; jeden Augenblick drängen sich hochstehende, einflußreiche Personen zur Kasse, denen man den Eintritt nicht gut verweigern kann. Wenn Sie mir daher erlauben wollten, nur noch einen, höchstens zwei Plätze in der für Sie bestimmten Loge zu vergeben, so würden Sie mich einer augenblicklichen, höchst unangenehmen Verlegenheit entreißen."

„Meinethalben!" brummte Rossini etwas ungehalten. „War ich einmal so thöricht, mich aus meiner Ruhe aufjagen zu lassen, so muß ich auch nun die Folgen tragen. Nur um Alles, was Sie thun:— schicken Sie mir keine Exemplare des schönen Geschlechts über den Hals! Sonst hat Mozart sammt Ihren Kunstcelebritäten nicht Kraft genug, mich hier festzuhalten."

„Seien Sie unbesorgt," entgegnete der Director lächelnd. „Ich kenne die Antipathien meines verehrten Freundes zu gut, um mich eines derartigen Versehens schuldig zu machen."

Er öffnete die kleine Thür der Loge, vor der sie jetzt angekommen waren, und schob den Componisten mit den Worten hinein:

„Rechnen Sie ganz auf meine Vorsicht. Am Schluß der Vorstellung werde ich mir Ihr Urtheil erbitten."

Rossini trat ein und ließ sich auf einem gepolsterten Sessel dicht an der Brüstung nieder. Er fühlte sich etwas unbehaglich in diesen Räumen; fast mochte es ihn gereuen, dem Verlangen des Directors nachgegeben zu haben. Sonst pflegte er um diese Zeit zu Hause in der Ecke seines Sophas behaglich eine Cigarre zu rauchen, während

Mademoiselle Rosabella aus irgend einem nützlichen Buche, am liebsten aus einer seiner zahlreichen Werke über die Zubereitungskunst der Speisen, ein Capitel vorlas. Hin und wieder wurden dann über das Gelesene Betrachtungen angestellt und erläuternde Bemerkungen aus der eignen Erfahrung hinzugefügt. So verging die Zeit, bis man sich zur Ruhe begab, was mit dem Glockenschlag Neun geschah. Jetzt war es schon fast so spät, aber die ersehnte Ruhe winkte noch lange nicht.

Das Theater war wirklich gedrängt voll, obwol die Zeit des Beginns der Vorstellung noch nicht einmal gekommen war. Fast nur in der ersten Logenreihe waren hin und wieder noch einzelne Sitze vacant, und ein fortwährender Zustrom von den Corridors her schien auch diese alsbald zu füllen. Rossini fürchtete jeden Augenblick, irgend einen störenden Nachbar an seiner Seite zu sehen. Endlich öffnete sich die Thür hinter ihm, und er hörte die Stimme des Logenschließers, der einen Herrn mit den Worten hereinschob:

„Nehmen Sie gefälligst neben jenem Herrn auf der vorderen Reihe Platz.“

Böses Omen! Also sollte die hintere Reihe gar auch noch besetzt werden. Der neu Angekommene, der mit einer höflichen Verbeugung gegen seinen Nachbar sich auf dem angewiesenen Platze niederließ, war ein alter Herr mit schneeweißem Haar, und einer gutmüthigen, einnehmenden Miene. Seine etwas altfränkische und ziemlich abgetragene schwarze Kleidung, sowie die weiße Halsbinde und das ehrwürdige Ansehen schien den treuen Seelenhirten einer kleinen Dorfgemeinde zu verrathen, der aus irgend einer der Departements nach Paris gekommen war, um die Wunder der Hauptstadt in Augenschein zu nehmen, und dann daheim seiner gläubigen Gemeinde über die sündigen Vergnügungen der großen Welt vorzupredigen. Rossini hatte eine gründliche Abneigung gegen den geistlichen Stand, deshalb rückte er seinen Sessel so fern wie möglich, um nicht von dem frommen Herrn ins Gespräch gezogen zu werden. Noch hatte er sich von seinem Schrecken über die wenig zusagende Nachbarschaft nicht völlig erholt, als die Thür abermals geöffnet wurde. Dies Mal war es ein kleiner, schmächtig gebauter, gleichfalls schon etwas bejahrter Herr, der hereintrat und seinen Platz hinter dem Pastor nahm. Er trug einen braunen, bis an

den Hals herauf zugeknöpften Oberrock, sehr weiße und breite Manschetten, ungewöhnlich hohe Vatermörder und eine massive Goldbrille auf der spitz auslaufenden Nase. Rossini, der sich auf seine physiognomischen Kenntnisse nicht wenig zu Gute that, zweifelte keinen Augenblick, daß er einen Beamten, einen Kanzleirath oder sonst ein nützliches Glied des französischen Staatshaushalts vor sich habe. Den Beamtenstand mochte er aber nicht viel besser leiden, als den geistlichen, die Actenmenschen waren ihm von jeher zuwider gewesen, deshalb schien ihm auch eine nähere Bekanntschaft mit diesem Nachbar, der glücklicher Weise schon etwas ferner saß, nicht eben wünschenswerth.

Das Orchester hatte sich inzwischen gefüllt, der Capellmeister schwang den Stab und die Ouvertüre begann. Mozart's herrliche Musik verfehlte auch dies Mal ihre Wirkung auf den der Kunst wol nur scheinbar entfremdeten Maëstro nicht; er neigte den Kopf tiefer, um die ganze Fülle des Stroms herrlicher Töne in sein Ohr aufzunehmen. Da wurde abermals die kleine Thür geöffnet und eine dritte Person trat in die Loge. Der Componist war nicht im Stande, seine Aufmerksamkeit länger der Musik zuzuwenden. Er verwünschte im Stillen den Director, der es darauf angelegt zu haben schien, ihn in große Gesellschaft zu bringen, während er doch ausdrücklich sich Einsamkeit ausbedungen hatte. Dies Mal war es ein junger, hochgewachsener Mann, der seinen Sitz mit einer gewissen vornehmen Nonchalance hinter dem des Componisten nahm. Das schwarze, sorgfältig gekräuselte Haar, der elegante Anzug, der erst heute aus der Meisterhand irgend eines der fashionabelsten Garderobekünstler von Paris hervorgegangen schien, die mit kostbaren Ringen geschmückten Hände und die massive goldene Kette, die auf der chamoisgelben Weste baumelte, endlich der süße Patschouliduft, der sich gleich bei seinem Eintreten über die ganze Umgebung verbreitete — alles das ließ keinen Zweifel übrig, daß dieser junge Mann zu dem großen Geschlecht jener vornehmen, tonangebenden Dandys gehörte, die in der italienischen Oper ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Unserm Componisten konnte nichts unangenehmer sein, als einen dieser hohlköpfigen Menschen, die überdies noch unendlich redselig sind und vor aller Welt ihr seichtes Kunsturtheil auskramen möchten, unmittelbar hinter sich zu haben. Die Folgen einer so äußerst fatalen Nachbar-

schaft machten sich auch alsbald bemerklich. Der junge Herr hatte so unverschämt lange Beine, daß seine beiden Kniee, da die hinteren Sitze um eine Stufe erhöht waren, eine förmliche Wand vor den Ohren des Componisten bildeten, der auf die äußerste Kante seines Sessels rutschen mußte, um sich von dieser lästigen Umgebung zu befreien. Junge Leute dieser Klasse haben überdies mancherlei, nach ihrer Ansicht vielleicht liebenswürdige Gewohnheiten, die jedoch auf Andere höchst störend wirken. Kaum begann „Leporello" seine Arie: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht", als der junge Herr den Tact dazu mit den Füßen schlug, wobei die vermuthlich sehr eng schließenden Schuhe aus lackirtem Patentleder ein knarrendes Geräusch hervorbrachten, das für ein an strenge Harmonie gewöhntes Ohr schier unerträglich war. Der Componist nahm die unbequemste Positur von der Welt ein, um nur diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Er hing im spitzesten Winkel auf seinem Sessel, die Beine waren fest gegen die Brüstung gepreßt, während sich der Oberkörper weit über den Rand der Loge vorbeugte. Er schloß die Augen, um nicht ferner durch den Anblick der fatalen Umgebung im Genuß der Mozart'schen Musik gestört zu werden.

Horch! Ist es eine Möglichkeit? Der Schlüssel dreht sich abermals in der Logenthür. Rossini kann nicht umhin, einen Blick nach hinten zu werfen, wobei er sich freilich etwas erheben muß, denn die Beine seines Hintermannes bilden eine Mauer von beträchtlicher Höhe. Eine ziemlich magere Gestalt mit scharf markirten Gesichtszügen, denen man auf den ersten Blick die israelitische Abkunft ansicht, drängt sich durch die schmale Thürspalte. Es ist freilich kein Sitz mehr in der Loge, die höchstens nur für vier Personen berechnet ist, allein der Fünfte läßt sich dadurch nicht abschrecken, sondern drückt sich fest an die Wand und schaut über die Schultern des kleinen Mannes mit der goldenen Brille. Rossini war außer sich vor Zorn und Ingrimm. Hätte er den perfiden Director zur Stelle gehabt, er wäre trotz seiner sonstigen friedliebenden Natur im Stande gewesen, einen persönlichen Angriff auf ihn zu unternehmen. Es war ein unverzeihliches Vergehen, ihn mit einem Pastor, einem Actenmenschen, einem Stutzer und einem Juden in den engen Raum einer viersitzigen Loge einzusperren; sein Blut gerieth immer mehr in Wallung, seine Faust

ballte sich in der Rocktasche; — er war eben im Begriff, wüthend aufzuspringen, den Pastor bei Seite zu schieben und sich einen Weg zwischen dem Stutzer, dem Kanzleibeamten und dem Juden hinaus auf den Corridor zu bahnen — als plötzlich eine Stimme an sein Ohr schlug, die mit ihrem wunderbar süßen Klang alle Leidenschaften besänftigte, die geballte Faust niedersinken machte und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an seinen Sitz fesselte.

„Donna Anna", gefolgt von dem Verführer, war im weißen Nachtgewande, mit fliegendem Haar auf die Bühne gestürzt. Wer hätte ungerührt bleiben können bei diesen aus dem Innersten der Seele dringenden Klagetönen? Rossini fühlte sich wie von einem Blitz durchzuckt; seine Augen waren starr auf die herrliche Erscheinung der Künstlerin gerichtet, seine Lippen murmelten leise den Namen: Henriette Sontag! Ja, sie war es, die Perle des Gesanges, die deutsche Philomele, die hier vor dem ersten Publicum der Welt einen nie dagewesenen Erfolg feierte. Er hatte sie vor Jahren in einigen seiner eigenen Opern gehört, damals schon hatte er ihre künstlerischen Leistungen gebührend gewürdigt, dennoch schien sie ihm jetzt weit vollendeter, unendlich vollkommener zu sein. Kaum war „Donna Anna" von der Bühne abgetreten, als ein neues wunderbares Gestirn aufging: — Sabine Heinefetter als „Donna Elvira". Abermals eine deutsche Künstlerin, die alle ihre italienischen Vorgängerinnen in derselben Rolle weit in den Schatten stellte. Henriette Sontag und Sabine Heinefetter, so verschieden ihre äußere Erscheinung, so verschieden ihre Stimmmittel und die Art und Weise ihres Vortrags war, so kamen sie doch darin überein, daß jede in ihrem Rollenfach das Meisterhafteste leistete. Konnte man nach den Triumphen dieser beiden Künstlerinnen, nach den schmeichelhaften Huldigungen, die ihnen gespendet wurden, es noch für möglich halten, daß eine Dritte erscheinen würde, um einen neuen Ausbruch des endlosesten Entzückens hervorzurufen, um den Anderen den Rang streitig zu machen? Und doch war es so. Der heutige Abend schien Alles im herrlichsten Glanze entfalten zu wollen, was menschliche Kunst Edles und Erhabenes zu erzeugen vermag. Madame Malibran, die reizende Sylphe mit dem üppigen kastanienbraunen Haar, dem dunkel glühenden Auge und den symmetrischen, geistreichen Zügen erschien als „Zerline".

Das Publicum erwies ihr dieselben Ehrenbezeugungen wie ihren Vorgängerinnen. Als endlich im Finale des ersten Acts die drei größten Gesangskünstlerinnen ihrer Zeit mit einander wetteiferten, ein in der That großartiges Ensemble hervorzubringen und die geniale Schöpfung des Meisters in höchster Vollendung vorzuführen, da bemächtigte sich eine wohl erklärliche Begeisterung der ganzen Versammlung, alle Herzen klopften lauter und helle Thränen glänzten in gar manchem Auge.

Rossini, der schon längst nicht mehr an Weggehen dachte, hatte mit Vergnügen wahrgenommen, daß seine Nachbarn einiges tiefere Interesse für die Musik an den Tag zu legen schienen, und diese Entdeckung söhnte ihn wenigstens in etwas mit ihnen aus. Daß sie gerade ihm hier zur Last fielen, war nicht ihre Schuld, sondern die des Directors, der sich offenbar einen Scherz mit ihm erlaubt hatte, wofür er gebührend bestraft werden mußte. Als der Vorhang gefallen war, überlegte der Componist, ob er etwa jetzt gleich den Wortbrüchigen aufsuchen, oder ob er damit bis zum Schluß der Vorstellung warten solle. Da man sich jedoch in der langen Pause einer zweiactigen Oper, wenn man Freunden und Bekannten in die Hände fällt, leicht zu allerlei unnützen Ausgaben verleiten läßt, da das Büffet und die Restauration der Oper verführerische und kostspielige Locale sind, in die man selbst ohne seinen Willen zuweilen hineingeräth, so hielt er es für rathsam, auch während des Zwischenacts geduldig auf seinem Sitze auszuharren, der jetzt etwas bequemer geworden war, da der Stutzer seine erstaunlich langen Beine mehr in der Richtung des Pastors hin entfaltet hatte. Nach einer kleinen Weile, als sich die Aufregung unter der Versammlung gelegt und Logen und Parterre etwas entleert hatten, konnte der hoffnungsvolle junge Mann mit seinem Kunsturtheil nicht länger an sich halten; er neigte das sorgfältig frisirte Haupt halb seitwärts nach seinem Nachbar, dem ältlichen Herrn mit der Goldbrille, halb etwas tiefer, zwischen die Sitze seiner beiden Vordermänner, und sagte mit vieler Bestimmtheit:

„Excellent, meine Herren, einzig in seiner Art! Kann es einen höheren Kunstgenuß geben, als der, der uns heut Abend geboten wird?“

Der Geistliche, dem jedenfalls diese Unterbrechung äußerst er-

wünscht kam, nickte beifällig und sagte mit einem freundlichen Lächeln, das seine innere Befriedigung zu erkennen gab:

„Es ist fürwahr eine seltene Gottesgabe, welche diesen drei Priesterinnen der himmlischen Tonkunst verliehen wurde. Wenn man jede einzeln hört, glaubt man ihr die Palme zuerkennen zu müssen; wirken sie aber dann alle drei im Verein, so wird das frühere Urtheil wankend, und man weiß nicht, welcher in Wahrheit der Vorzug gebührt."

Rossini, der sich gleichfalls etwas nach der Seite gewendet, als ob er an der Unterredung Antheil zu nehmen gesonnen sei, fand sich durch die eben vernommenen Worte in seiner früheren Ansicht bestärkt. Gottesgabe, himmlische Tonkunst, Palme zuerkennen — das waren lauter Redensarten, die eben so sicher den Kanzelstyl verriethen, wie die vorausgeschickte Anrede des Langbeinigen auf einen echten Vollblut-Dandy hinwies.

„Soviel steht fest, meine Herren," warf der Kanzleirath mit wichtiger Betonung ein, indem er dabei die massive Goldbrille hoch über die kahle Stirn emporschob, „das Zusammenwirken dieser drei Künstlerinnen in dem berühmtesten Werke Mozart's wird noch nach vielen Jahren als der glänzendste Lichtpunkt in der Geschichte unserer Großen Oper bewundert werden."

Der „Schwan von Pesaro" wünschte zu seiner eigenen Unterhaltung, daß die Herren etwas mehr ins Detail eingehen und sich über den speciellen Werth der einzelnen Künstlerinnen streiten möchten.

„Ich kenne die Ansichten der Herren nicht," sagte er mit einer leichten Kopfbewegung gegen seine drei Nachbarn, welche bis jetzt das Wort ergriffen hatten, „doch würde es mir jedenfalls erwünscht und belehrend sein, sie in Erfahrung zu bringen. Was mich anbelangt, so halte ich dafür, daß der entschiedenste Vorzug immer unserer unvergleichlichen Malibran gebührt, und daß der heutige Abend nur dazu beitragen kann, die siegende Allgewalt ihres Genies um so augenscheinlicher hervortreten zu lassen."

Diese leicht hingeworfenen Worte thaten die gewünschte Wirkung. Die Aufmerksamkeit der vier Uebrigen lenkte sich rasch auf den kleinen Mann, der unten rechts in der Ecke saß, und den bisher keiner einer besondern Beachtung gewürdigt hatte. Der Geistliche wendete sein friedliches, mild lächelndes Antlitz dem Nachbar zu, der Beamte schob

mit einem kräftigen Ruck die Brille auf ihren gebührenden Platz zurück, der Stutzer zupfte die Weste zurecht und warf einen Blick rückwärts nach dem Juden, um in Erfahrung zu bringen, ob dieser wol auf seiner Seite stehen würde, falls er sich zu einer Widerlegung des eben Vernommenen anschickte. Letzterer endlich, dessen Stehplatz im Hintergrund der Loge keineswegs der bequemste war, beugte sich weit vor, damit ihm kein Wort der ferneren Unterredung entgehen möge.

„Wollten Sie uns nicht gefälligst einige Gründe angeben, mein Herr, weßhalb Sie die beiden deutschen Künstlerinnen gegen Madame Malibran, deren hohen Werth ich allerdings bereitwillig anerkenne, so mit Bestimmtheit zurücksetzen?“ fragte der Beamte.

„Weil ich in dem ganzen Wesen der Letzteren eine gewisse hinreißende Glut, eine Innigkeit der Empfindungen ausgeprägt finde, die, südlichen Naturen im höchsten Grade eigen, zur Hervorbringung künstlerischer Schöpfungen jedenfalls unerläßlich sind.“

„Sie sprechen also den deutschen Sängerinnen das Gefühl ab, während Sie andere gerade um deswillen bewundern?“ fragte die Stimme im Hintergrund in geläufigem Französisch, jedoch mit etwas ausländischem Accent.

„Weniger das Gefühl, als vielmehr die Macht, mit sich fortzureißen und zu erschüttern, den Sturm der Leidenschaften in poetisch verklärter Weise darzustellen.“

„Aber, werther Herr, Sie widerlegen sich ja selber! Wer erschüttert denn am heutigen Abend unsere Gefühle, wer gibt ein anschaulicheres Gemälde wild erregter Leidenschaften! Die liebliche, neckische, leicht versöhnte „Zerline“, oder die in ihrer Liebe schmählich betrogene „Elvira“, die des Vaters beraubte und auf Rache gegen den Mörder sinnende „Donna Anna“? Ich denke, hier kann die Wahl unter keinen Umständen schwer fallen. Gerade in der Vorstellung großartiger Leidenschaften stehen die deutschen Künstlerinnen unerreicht.“

„Sie sprechen pro domo, mein Herr; Sie sind ein Deutscher,“ entgegnete Rossini, der diesen Streit mehr um der Anderen willen angefangen und nicht erwartet hatte, daß man ihm so ernstlich zu Leibe rücken würde.

„Die Nationalität muß wol hier ganz aus dem Spiel bleiben,“ antwortete der Jude. „Obwohl ich stolz darauf bin, ein Landsmann

von Henriette Sontag und Sabine Heinefetter zu sein, so kann mich das doch niemals abhalten, fremdes Verdienst, wo ich es irgend finde, ebenso bereitwillig anzuerkennen."

„Vorurtheile lassen sich niemals völlig abstreifen," bemerkte der Componist, der es bereits zu bereuen anfing, sich in diese Unterredung eingelassen zu haben.

„Ganz recht," warf der Stutzer ein, „und die Belege dazu liegen wol ziemlich nahe. Es erscheint mir äußerst gewagt, unter den drei Heldinnen dieses Abends einer den Preis zuzuerkennen; ich würde es niemals gewagt haben, mit einem solchen Beispiel voranzugehen, da es jedoch einmal geschehen ist, so erkläre ich mich unumwunden für Henriette Sontag, die alle Erfordernisse einer großen dramatischen Sängerin in einer Vollkommenheit vereinigt, wie nicht leicht eine ihrer früheren oder gegenwärtigen Rivalinnen auf dem Gebiete der Kunst."

„Einverstanden, mein Herr!" erklärte der Beamte. „Ich stimme Ihnen von ganzem Herzen bei. Henriette Sontag gebührt der Preis des heutigen Abends."

„Nehmen Sie mich gleichfalls auf Ihre Seite," schaltete der Geistliche mit demselben freundlichen Lächeln ein, das niemals von seinem Antlitz zu weichen schien. „Je deutlicher ich mir diese herrliche, den Stempel künstlerischer Vollendung und höchster sittlicher Reinheit tragende Gestalt ins Gedächtniß rufe, je lauter ihre süße, schmelzende Stimme in meinem Ohr nachklingt, um so mehr muß ich bekennen, daß der Eindruck, den sie hervorbrachte, der bewältigendste, der unvergeßlichste ist."

„Sehen Sie, mein Herr," rief hocherfreut der Jude im Hintergrund, „wir stehen vier gegen Einen. Wollen Sie noch immer meinen Landsmänninnen die gebührende Anerkennung versagen, weil ihre Namen zufällig keinen italienischen oder französischen Klang haben?"

„Sie verstehen mich falsch, mein Herr," entgegnete Rossini, „die Namen thun nichts zur Sache. Ich will den Damen Sontag und Heinefetter nicht zu nahe treten; sie verdienen jedes Lob, das ihnen gespendet wird. Was ich sagen wollte, läuft ganz einfach darauf hinaus, daß ich die Rollen der „Donna Anna" und „Elvira" schon mit fast gleicher, die der „Zerline" jedoch noch nie mit solcher Vollendung durchführen sah, als am heutigen Abend."

„Oho" rief der Stutzer lachend, „Sie weichen uns aus, mein Herr; Sie wollen jetzt Ihren Worten eine andere Deutung geben, da Sie zu viele Gegner auf sich einstürmen sehen. Allein das gilt nicht; bleiben Sie bei Ihrer ursprünglichen Behauptung und geben Sie uns noch einige schätzbare Aufklärung über diesen Gegenstand. Ihr kritisches Urtheil, Ihre scharfe Beobachtungsgabe hat Sie gewiß zu wichtigen Resultaten gelangen lassen, die Anderen nicht vorenthalten bleiben sollten. Sie pflegen wol die Oper sehr häufig zu besuchen?"

„Allerdings, so oft es meine Geschäfte erlauben," antwortete Rossini, etwas ungehalten über diese Wendung des Gesprächs, jedoch fest entschlossen, dem jungen, vorlauten Herrn vor Schluß der Vorstellung noch einen kleinen Denkzettel anzuhängen.

„Das mag wol so alle drei bis vier Wochen ein Mal vorkommen?" fragte der Andere weiter, den die lächelnden Mienen der Uebrigen in seinen Angriffen gegen den etwas philiströs aussehenden Vordermann ermunterten.

„Es ist sogar jetzt seit mehreren Jahren nicht vorgekommen."

„Der Tausend auch, da haben Sie manche Vorstellung des „Don Juan" versäumt und hätten mehr als eine treffliche „Zerline" hören können. Eine solche Entsagung ist Ihnen gewiß schwer angekommen, denn da Sie ohne Zweifel selber musikalisch sind — —"

„Ein wenig, mein Herr, so was man fürs Haus braucht."

„Welches Instrument spielen Sie, wenn man fragen darf? Vielleicht die Flöte?"

„Versteht sich, und die türkische Trommel obendrein. Ich componire sogar meine eigenen Themas und ersinne mir Variationen dazu."

Der junge Herr stockte, denn in den letzten Worten schien ein eigenthümlicher Hohn zu liegen, den er hinter diesem Gegner kaum gesucht hätte. Der Beamte aber, dem der Streit zu weit gehen mochte, lenkte behutsam ein und sagte mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Rossini:

„Es erscheinen gar manche an sich vortreffliche Compositionen, deren Urheber jedoch nicht die ihren Leistungen gebührende Anerkennung finden. Ist es ja doch oft ein bloßer Zufall, der dem größten Genie den Weg bahnt."

„Wer sagt Ihnen denn," rief der Jüngere, der inzwischen wieder

Muth gefaßt hatte, „daß wir den Herrn nicht als großen Musiker und Componisten kennen, wenn er sich nur herablassen will, uns seinen Namen zu nennen.“

„Steht zu Diensten,“ erwiderte der Tonsetzer, indem er von seinem Sitz aufstand und die Loge verlassen wollte. „Es wäre mir sehr schmeichelhaft, wenn eins meiner unbedeutenden Werke, die ich ehemals componirte, bereits die Ehre gehabt hätte, bis zu den Ohren so competenter Richter vorzudringen. Mein Name ist Rossini.“

Die Wirkung dieser Worte war eine zauberähnliche. Im gleichen Moment standen Alle auf den Füßen und streckten die Hände aus, um den berühmten Meister aufzuhalten, der sich den Ausgang erzwingen wollte. Der Geistliche, auf dessen sonst so friedlichen Zügen das höchste Erstaunen zu lesen war, hatte ihn mit der linken Hand beim Zipfel des Fracks, mit der rechten aber am Arm gefaßt und bemühte sich, ihn auf seinen Sitz zurückzuziehen. Der Beamte und der Stutzer schoben Arme und Beine kreuzweis übereinander, um eine Barrikade zu bilden, die sich nicht so leicht überschreiten ließ. Der Jude endlich, auf den jener Name nicht minder elektrisch gewirkt hatte, klemmte sich fest zwischen die Sitze der beiden zuletzt genannten und machte das Vordringen zur Logenthür vollends zum Ding der Unmöglichkeit.

„Meine Ahnung! Meine Ahnung!“ rief der Beamte, dem bei den raschen Bewegungen die Goldbrille durch ein hoch emporstehendes Knie seines Nachbarn etwas schief über die Nase geschoben worden. „Kamen mir doch die Züge dieses Herrn gleich so bekannt vor, und dennoch vermochte ich nicht, meinen viel bewunderten Herrn Collegen nach dem Portrait, das in den Händen jedes seiner Verehrer ist, zu erkennen.“

„Hochverehrtester Herr College,“ sagte der Geistliche in salbungsvollem Ton, „ich segne diese Stunde und den Zufall, der mir das Glück einer seit Jahren sehnlichst gewünschten Bekanntschaft verschafft. Seien Sie mir von Grund des Herzens gegrüßt!“

Der Angeredete und gewaltsam Zurückgehaltene, dem diese so überaus freundlichen Bewillkommnungen galten, war nicht wenig erstaunt über eine so unerwartete Collegenschaft, und glaubte nicht anders, als daß ein Mißverständniß hier obwalten müsse; seine Verwunderung erreichte jedoch den höchsten Gipfel, als ihn nun auch gar

noch der Stutzer und zuletzt der Jude als Collegen begrüßte, und jeder seine Freude über das ganz unerwartete Zusammentreffen ausdrückte.

„Meine Herren!“ rief Rossini, indem er immer noch einen schwachen Versuch wagte, sich loszumachen und nach der Logenthür hinzuarbeiten. „Meine Herren, ich bin ohne Zweifel gleichfalls sehr erfreut — allein ich muß bitten — — Sie sehen, ich war im Begriff aufzubrechen —“

„Bleiben Sie! Bleiben Sie! Der zweite Act des „Don Juan“! Die Sontag — die Malibran — die Heinefetter!“ riefen fünf Stimmen durcheinander, und das Manöver des Händedrückens und Festhaltens begann von Neuem.

„Aber, meine Herren — ich habe Ihnen meinen Namen genannt; wenn Sie nur Gleiches mit Gleichem vergelten wollten — —“

„Es ist wahr; verzeihen Sie meine Nachlässigkeit,“ sagte der Beamte. „Ich bin Cherubini.“

„Die Freude hat mich alle Formen der Hölflichkeit vergessen lassen,“ versetzte der Geistliche. „Sollten Sie denn Ihren alten Collegen Paër nicht kennen?“

„Vergebung, Signor, für meinen früheren Muthwillen,“ stotterte der junge Elegant etwas verlegen. „Mein Name hat freilich keinen Klang, wie die Namen der beiden berühmten Collegen, die sich Ihnen soeben vorstellten, dennoch wäre es möglich, daß vor Ihrem geübten Kennerauge eines der unbedeutenden Werke eines gewissen Auber Gnade gefunden hätte, der sich wenigstens beeiferte, dem Beispiel seiner erhabenen Vorbilder nachzustreben.“

„Ein deutscher Musiker ist stolz darauf, dem Altmeister der Kunst seine aufrichtige Bewunderung auszudrücken,“ rief die Stimme des Fünften aus dem Hintergrunde. „Sollte Ihnen der Name Meyerbeer auch noch fremd klingen, so darf ich Sie doch versichern, daß der Name Rossini in meinem Vaterlande bereits dieselbe Popularität erlangt hat, deren er sich in Italien und Frankreich erfreut.“

Wir unterlassen es, den unmittelbaren Erfolg dieser Erklärungen zu schildern. Große Männer hegen oft eine eigenthümliche Abneigung auf den gewöhnlichen und alltäglichen Wege die persönliche Bekanntschaft ihrer Geistesgenossen zu machen; führt sie aber der Zufall mit

ebenbürtigen Streitern auf dem Felde der Kunst oder des Wissens zusammen, so entsteht dann ein um so lebhafterer, innigerer Verkehr. Dies Mal war die schlaue Berechnung des Herrn Eugène de Leon dem Zufall zu Hülfe gekommen. Rossini hatte natürlich, nachdem die Begrüßungen vorüber und mit Jedem einige freundliche Worte gewechselt waren, seinen Sitz wieder eingenommen, und aller Groll war aus seinem Herzen entschwunden. Nach wenigen Minuten schon sah man die fünf berühmtesten Tonsetzer, die damals innerhalb der Mauern von Paris lebten, in ein so herzliches und eifriges Gespräch verwickelt, als ob sie von Alters her die besten Freunde und Bekannte gewesen.

Der zweite Act der Oper begann. Rossini's Theilnahme stieg von Nummer zu Nummer. Die persönliche Bekanntschaft der berühmten Collegen schien das unter der Asche glimmende Feuer angeschürt und sein nur scheinbar erloschenes Interesse an der Kunst neu belebt zu haben. Das Champagnerlied, von dem berühmten Baritonisten Lomelli mit Feuer und Begeisterung vorgetragen, versetzte ihn in solche Extase, daß er alle seine fünf Sinne zusammennehmen mußte, um nicht selber von seinem Sitz aufzuspringen und in das donnernde „Vivat Champagner!“ jubelnd einzustimmen. Als endlich „Don Juan“, von den Fackeln schwingenden Teufeln verfolgt, in den feurigen Abgrund stürzte, und der Vorhang unter dem erschütterndsten Applaus der versammelten Menge herniedersank, da wendete er sich rasch zu seinen neuen Freunden mit den Worten:

„Lassen Sie uns Alle zusammen auf die Bühne gehen, meine Herren, um den drei Künstlerinnen unsern Dank und unsere Bewunderung auszudrücken. Ich bin der Ansicht, daß sie ein solches Zeichen der Anerkennung gerade von unserer Seite am meisten verdient haben. Mein würdiger Nachbar, der Aelteste unter uns, mag uns führen und im Namen der Uebrigen das Wort ergreifen.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Unter dem Vortritt Paër's bahnte man sich durch die dicht gefüllten Corridore einen Weg zur Bühne. Hier standen die drei Heldinnen des Abends, noch im Costüm der Oper, umgeben von dem übrigen Personal und einer Zahl von Verehrern, die sie mit Complimenten und Glückwünschen überhäuften. Beim Herannahen der berühmten, jedem Mitglied der Oper zur Genüge bekannten Tonsetzer wichen die Reihen auseinander.

Der alte Paër hielt im Namen seiner Collegen eine Anrede an die Künstlerinnen. Seine ehrwürdige Erscheinung mit dem schlichten, schneeweißen Haar, seine einfachen, zum Herzen dringenden Worte machten einen so tiefen Eindruck auf alle Anwesende, daß in manchem Auge eine Thräne glänzte. Henriette Sontag und Madame Malibran konnten der Allgewalt des Augenblicks nicht widerstehen, sie umarmten und küßten sich unter Freudenthränen, während die dahinterstehende kräftige Gestalt Sabine Heinefetter's mit vollen Armen Beide umschlang.

Fürwahr, ein seltener, ein erhebender Anblick! Hier fünf der größten Tonsetzer, dem Verdienst ihre Huldigungen darbringend, dort die drei gefeierten Gesangskünstlerinnen zu einer rührenden Gruppe vereinigt. Stumm und lautlos standen die Zuschauer im Kreise umher, denn Jeder fühlte die Bedeutung und den unvergleichlichen Werth dieses Augenblicks.

Rossini schien so seelenvergnügt, so empfänglich für diese Eindrücke des künstlerischen Lebens, wie man es längst nicht mehr an ihm gewohnt gewesen. Der Director der Oper rieb sich hocherfreut die Hände, daß seine unschuldige Kriegslist so über Erwarten gelungen war, übrigens ging er dem „Schwan von Pesaro" doch etwas aus dem Wege, denn er fürchtete, daß sich noch ein kleines Ungewitter über sein Haupt entladen möchte. Endlich wurde der Componist hinter einem der Felsen, die vor wenigen Augenblicken noch in höllischem Feuer geglüht hatten, seiner habhaft.

„Sie Spitzbube!" flüsterte er, indem er ihn halb in Scherz, halb im Ernst beim Ohrläppchen packte. „Welche Strafe haben Sie für Ihre diabolischen Umtriebe verdient!"

„O weh, lassen Sie los, Signor!" schrie der Director lachend, „Legen Sie mir lieber eine Geldstrafe auf. Wenn Sie mir die Partitur einer neuen Oper liefern wollten, so würde mich das bei Ihrer bekannten Kostspieligkeit ein hübsches Sümmchen kosten."

„Undankbarer, lohnen Sie mir so für meine selbstbereitete unvergleichliche omelette aux confitures? Wenn Sie wieder bei mir speisen wollen, mögen Sie sich durch Mademoiselle Rosabella bedienen lassen."

Am nächsten Vormittag erhob sich Rossini schon um elf Uhr.

Eine halbe Stunde später wurde zur großen Verwunderung der Haushälterin ein Clavier ins Haus gebracht und im Empfangszimmer, welches jetzt statt der Küche für das Arbeitszimmer des Herrn galt, aufgestellt. Zwei Stunden saß Signor Rossini jeden Morgen vor dem Instrument, wobei eine Unmasse kleiner Blättchen mit allerlei kritzlich geschriebenen Noten und unleserlichen Zeichen bedeckt wurden. Häufiger als sonst, ging wieder Besuch im Hause aus und ein; ja, zu ihrem größten Erstaunen sah Mademoiselle Rosabella eines Tages sogar eine glänzende Equipage vorfahren, aus der ihr Freund, Herr de Leon, mit einer bildschönen Dame ausstieg. Seit sie in Rossini's Diensten stand — und das war schon seit mehr als zehn Jahren — hatte er niemals einen weiblichen Besuch empfangen; um so mehr mußte sie sich wundern, daß er jetzt der Dame selber entgegenkam, sie aus dem Wagen hob, und sie mit einer Galanterie behandelte, deren sie ihren Herrn nimmermehr für fähig gehalten hätte. Die Unterredung währte länger als eine Stunde, und als der Wagen endlich wieder die Straße entlang rasselte, stand der Maëstro nachdenklich auf seiner Thürschwelle und murmelte vor sich hin: „Hm, hm, wenn der gräfliche Diplomat oder der diplomatische Graf nicht wäre — — — Sonderbar, es gibt doch noch immer Leute, die zur rechten Zeit kommen!"

Mademoiselle Rosabella vermochte diese abgebrochenen Worte schlechterdings nicht zu deuten, dennoch ließ sie eine dunkle Ahnung herzlich froh darüber sein, daß bereits Jemand zur rechten Zeit gekommen war.

Rossini lebte im Uebrigen ganz wie zuvor. Er besorgte seine Küche und seine Einkäufe selber, unternahm ziemlich regelmäßig seine Fischpartie, besuchte jedoch ebenso regelmäßig wöchentlich drei Mal die Große Oper und fehlte am allerwenigsten, wenn Henriette Sontag auftrat. In der musikalischen Welt verbreitete sich das Gerücht, daß eine neue Oper von dem berühmten Meister in Aussicht stehe. Wenige glaubten daran, denn die oft ausgesprochene Hoffnung war bereits zu häufig getäuscht worden. Dies Mal war es inzwischen keine Täuschung. Sechs Wochen nach jener Darstellung des „Don Juan" erhielt Herr Eugène de Leon die Partitur des „Comte d'Ory," wofür er mit Vergnügen einen auf Sicht zahlbaren Wechsel von 25,000 Fr. auf seinen Banquier ausstellte.

Henriette Sontag stand auf dem Gipfel des Ruhmes und des Glücks; höher sich emporzuschwingen war keiner Sterblichen gestattet. Ihre Name hatte eine europäische Berühmtheit erlangt und wurde selbst in fernen Welttheilen mit Auszeichnung genannt; Hunderttausende hatten die liebliche Erscheinung bewundert, waren von ihren ergreifenden Tönen überwältigt und bezaubert worden; kein Neid, keine Mißgunst wagten, ihren Werth zu verkleinern oder durch üble Nachrede ihren Ruf zu beflecken. Inmitten eines stürmenden Meeres voll Untiefen und Klippen, an denen schon manches leicht bethörte Herz gescheitert, stand sie fest und unerschüttert, eine stets heitere, der Kunst opfernde, beglückende Erscheinung. Ein glänzendes Einkommen, wie es vor ihr keine andere Künstlerin besessen, gestattete ihr, ihrem natürlichen Hang zum Wohlthun freien Lauf zu lassen. Wie manche Thräne des Kummers wurde durch sie getrocknet, wie mancher Schmerz durch sie in der zartesten schonendsten Weise gestillt. Ihre nächste Umgebung wußte viel von diesen Beweisen eines edlen, liebevollen Herzens zu erzählen. Oft, wenn sie allzu beträchtliche Summen opferte, machte man ihr Vorstellungen, suchte ihren Hang zum Wohlthun einzuschränken; doch sie ließ sich nicht beirren, wen sie für bedürftig und ihrer Hülfe für würdig hielt, dem gab sie mit vollen Händen, mit aufrichtigem Herzen. Einen durch glaubwürdige Zeugen verbürgten Fall, der ihre Freigebigkeit, ihren Entschluß, gründlich und für alle Zeiten zu helfen, in ein schönes Licht setzt, glauben wir in einer dem Andenken der Unvergeßlichen gewidmeten Skizze nicht übergehen zu dürfen.

Es war eine stürmische Winternacht, als Henriette Sontag aus der Oper in ihre Wohnung zurückkehrte. Die Straßen, durch welche ihr Wagen dahinrollte, waren sonst trotz der späten Stunde um diese Zeit noch ziemlich belebt, heute aber ließ sich nur hin und wieder ein dicht vermummtes Wesen blicken und huschte eilig längs der Häuserreihen hin. Der eisige Nordwind war alleiniger Herr der Straßen; ein mit Schneeflocken untermischter Regen schlug in großen Tropfen auf das Pflaster. An einer Ecke, wo zwei Hauptstraßen sich kreuzten, war dicht bei einer hellflackernden Straßenlaterne eine kleine Gruppe versammelt, die hier unter einem hölzernen Ueberbau, der das Trottoir überwölbte, einen geringen Schutz gegen die Unbill des Wetters fand. Schon in einiger Entfernung vernahm man die Accorde

einer Guitarre, die dem mehrstimmigen Gesang einiger Kinder zur Begleitung dienten. Henriette beugte sich aus dem Wagen, denn sie glaubte die Melodie eines bekannten deutschen Liedes zu vernehmen. In der That, es war eine Composition ihres Freundes Weber, die hier durch drei wohltönende, doch von Kälte zitternde Kinderstimmen, vor einem aus einigen späten Nachtwandlern bestehenden, nicht sehr gewählten Publicum zur Ausführung gebracht wurde. Der Kutscher mußte anhalten. Die Sängerin stieg aus und näherte sich der Gruppe. — Neben den singenden Kindern saß auf einem großen Stein eine bleiche Frau, die mit ihren halb erstarrten Händen der verstimmten Cither nur mühsam einige Töne entlockte. Der helle Schein der Laterne fiel auf die von Kummer entstellten Züge; Henriette schauderte, denn sie hatte die arme Frau erkannt. Es war eine Sängerin, mit der sie in ihren Kinderjahren am Hoftheater zu Darmstadt genauer bekannt gewesen. Damals war sie ein junges, blühendes Mädchen, der man von allen Seiten schmeichelte, und die vielleicht durch die Schmeicheleien ins Elend gerathen. Weiterer Aufklärung bedurfte es nicht; die edle Künstlerin wollte helfen, ohne jedoch für ihre Hülfe einen Lohn zu beanspruchen. In diesem Augenblick machten sich einige rohe Gesellen über den Gesang der Kinder lustig, und als eine der Kleinen ihre Händchen bettelnd nach einer Gabe ausstreckte, da stießen sie sie rauh zurück und zogen lachend von dannen. Henriette trat rasch hinzu, um sich nach der Wohnung der armen Familie zu erkundigen; als sie die erwünschte Auskunft erhalten, ließ sie einige Goldstücke in die abgezehrte Hand der Mutter gleiten, kehrte ebenso schnell nach ihrem Wagen zurück und befahl dem Kutscher, weiter zu fahren.

Am nächsten Morgen, als die Sonne kaum über Paris aufgegangen war, klopfte ein Bedienter an eine halb verfallene Stubenthür im sechsten Stockwerk eines schmutzigen Hauses im Faubourg du Temple. Die Thür war nicht verschlossen, denn die Armuth braucht weder Schlösser noch Riegel. Eine bleiche Frau, deren hohle Augen deutlich genug sagten, daß nicht einmal der erquickende Schlummer, der letzte Freund des Armen, bei ihr einzukehren pflegte, trat ihm entgegen, und schien seinen Worten wenig Glauben beizumessen, als ihr der Fremde versicherte, daß er gute Nachrichten für sie bringe. Er

überreichte einen Brief, den die Aermste alsbald entfaltete. Wie erstaunte sie, als sie sich darin bei ihrem einstigen Mädchennamen angeredet fand, von dem sie nicht glaubte, daß er irgend Jemandem in der fremden Stadt bekannt sein könne. Der Brief lautete:

„Wenn Sie diese Zeilen bei dem deutschen Bankier, Hrn. M. B., No. 17 Chaussée d'Antin, vorweisen, so wird Ihnen derselbe die Summe von 3000 Franken auszahlen. Ein unbekannter Freund, nach dessen Namen Sie nicht weiter forschen mögen, ersucht Sie, augenblicklich nach Ihrer Vaterstadt, Darmstadt, zurückzukehren. Für die Erziehung Ihrer Kinder soll daselbst Sorge getragen werden."

„Mein Gott, das ist nicht möglich! Es ist eine Täuschung!" rief die arme Frau, die in der Tiefe ihres Elends ein solches Glück nicht zu fassen vermochte.

„Verfügen Sie sich zu dem Bankier, Madame, so werden Sie die Wahrheit inne werden," lautete die Antwort des Dieners.

„Aber mein Gott, wer ist dieser Retter in der Noth, der sich eines verlassenen Weibes und ihrer hungernden Kinder erbarmt?"

Der Diener zuckte die Achseln und wollte gehen.

„Halten Sie ein, einen Augenblick nur! Ist es die schöne Dame, die mir wie ein Engel des Himmels in letzter Nacht erschien und eine so reiche Gabe spendete?"

„Fragen Sie nicht, Madame," sagte der Diener, indem er bereits wieder die baufällige Treppe hinabkletterte. „Entsprechen Sie dem Verlangen Ihres unbekannten Wohlthäters, und forschen Sie nicht weiter nach seinem Namen."

Noch an demselben Tage wurde der überglücklichen Frau das Geld von dem Bankier ausbezahlt, und der Abend fand sie bereits mit ihren drei Kindern auf der Heimreise nach Deutschland. Das edle Herz der Künstlerin glaubte sich hierbei aber nicht begnügen zu dürfen. Eine geraume Reihe von Jahren hindurch wurde der Frau im Namen ihres unbekannten Wohlthäters eine kleine Pension ausbezahlt, wodurch sie sich im Stande sah, ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Die älteste Tochter, die große musikalische Anlage verrieth, bezog das Conservatorium zu Leipzig und bildete sich als Sängerin aus. Noch heute ist sie eine der ersten deut-

schen Künstlerinnen und nimmt eine angesehene Stellung an einer großen Hofbühne ein. Erst in späteren Jahren erfuhr sie durch einen Zufall den Namen des rettenden Engels, der ihr in jener kalten Winternacht in den Straßen von Paris erschienen, und dem sie ihr ganzes Glück verdankte.

Immer näher rückte inzwischen der Augenblick, der über das zukünftige Schicksal Henriettens entscheiden, der die hochgefeierte Künstlerin in eine andere Sphäre des Lebens und Wirkens hinüberführen sollte. Ihr Herz war nicht mehr frei. Schon während der ersten Anwesenheit in Paris hatte sie die nähere Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der sich in den höheren Cirkeln der Gesellschaft bewegte und, obwol noch sehr jung, doch bereits einen wichtigen diplomatischen Posten bekleidete. Er vereinigte alle Vorzüge der sorgfältigsten geistigen Bildung mit einem auf den ersten Blick gewinnenden Äußeren, dem feinsten Anstand und liebenswürdigsten Benehmen. Gleich bei der ersten Begegnung trat eine innigere Beziehung zwischen Beiden ein, sie fühlten, daß sie sich unentbehrlich waren und dachten deshalb auch bald an eine dauernde Vereinigung.

Jener junge Mann, dessen feurige Liebe zu der von Hunderttausenden vergötterten Künstlerin ebenso lebhaft und aufrichtig erwiedert wurde, war Graf Rossi, damals Attaché der sardinischen Gesandtschaft am französischen Hofe. Nicht sein Rang, nicht sein Adel und seine gesellschaftliche Stellung hatte ihm das Herz der Sängerin erobert, der es nicht an Gelegenheit zu ähnlichen, vielleicht noch glänzenderen Parthien, fehlte, und die bei ihrer Wahl nur den Adel der Seele, die dauerndes Glück verheißenden Eigenschaften des Characters berücksichtigte. Es war eben jene, der ihrigen überlegene gesellschaftliche Stellung des Grafen, die es Henrietten für eine kurze Zeit zweifelhaft machte, ob sie der Neigung ihres Herzens ungehindert folgen dürfe. Mochten auch Tausende den Glücklichen beneiden, der diese unschätzbare Perle sein eigen nennen sollte, so gab es doch Personen, die an den althergebrachten Standesvorurtheilen unerschütterlich festhielten, Verhältnisse, die jener Verbindung feindlich entgegenstanden. Die Familie des Grafen mochte vielleicht den hohen Ruf, die persönlichen Eigenschaften und den makellosen Character der Künstlerin nicht für

ein genügendes Aequivalent halten, um damit den Mangel an Ahnen und adeliger Abkunft auszugleichen; von der sardinischen Regierung selbst konnte es ungünstig aufgenommen werden, wenn einer ihrer Vertreter an einem fremden Hofe eine Verbindung einging, die den strengen Anforderungen höfischer Etikette nicht entsprach. Den jungen Grafen vermochten alle diese Hindernisse nicht von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen, er fühlte sich stark genug, ihnen zu trotzen und nöthigenfalls konnte ihn die Liebe und der Besitz seiner Auserwählten für alle sonstigen Verluste entschädigen; Henriette aber erwog lange und reiflich, ehe sie in eine Verbindung willigte, mit der ihr Herz zwar längst einverstanden gewesen. Auch die Entsagung ihres künstlerischen Berufs, der ihr eine unversiechbare Quelle des Glückes und der Freude geworden, mochte ihr schwer fallen, und daß sie diesem Berufe werde entsagen müssen, sobald sie eingewilligt, ihr Loos mit dem des Geliebten zu verknüpfen, davon war sie schon damals fest überzeugt, obwol der junge Graf niemals eine derartige Forderung gestellt hatte.

Dieses zärtliche Verhältniß zwischen zwei, wenn auch in verschiedenen Richtungen, hochstehenden Personen konnte unmöglich der Welt ein Geheimniß bleiben. Schon längst war in öffentlichen Blättern die Notiz aufgetaucht, daß die berühmte Sängerin demnächst eine Verbindung mit einem jungen Diplomaten aus hochadeliger Familie eingehen werde; selbst über die diese Verbindung verzögernden Umstände, die ihr entgegenstehenden Hindernisse fehlte es nicht an Winken und Andeutungen. Das Gerücht war natürlich nach Deutschland gedrungen und daselbst auch dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu Ohren gekommen, der noch immer den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der von ihm hochgeschätzten Künstlerin nahm. Augenblicklich ließ er durch seinen Gesandten in Paris nähere Erkundigungen einziehen. Der Gedanke, daß das Lebensglück eines so vortrefflichen Wesens durch Rücksichten der Etikette und Convenienz in Frage gestellt werden sollte, betrübte den biedern Sinn des Monarchen. Standesunterschiede auszugleichen, lag in seiner Gewalt, und niemals hatte er von dem ihm zustehenden Recht mit freudigerem und bereitwilligerem Herzen Gebrauch gemacht. Ganz aus freien Stücken und ohne von irgend einer Seite darauf aufmerksam gemacht oder daran angegangen zu sein, erhob er die Sängerin Henriette Sontag in den

Adelstand seines Königreichs, ertheilte ihr den Titel einer Freiin von Launstein, verlieh ihr ein Wappen und berücksichtigte überhaupt alle Bedürfnisse, um ihr jene Verbindung, der nur formelle Schwierigkeiten entgegenstanden, zu erleichtern. Diese zarte Aufmerksamkeit, gewiß eine der ehrenvollsten Anerkennungen, die jemals ein Monarch einer Künstlerin erwiesen, ward von den betreffenden Theilen in Paris mit großer Freude entgegengenommen, denn es war hierdurch das einzige Hinderniß beseitigt, welches bisher noch ihren sehnsüchtigen Wünschen entgegengestanden. Der Tag, an dem die Verbindung stattfinden sollte, war bereits festgesetzt; auf den dringenden Wunsch der schönen Braut sollten alle überflüssigen Zeugen ferngehalten und die heilige Handlung selbst ohne allen Prunk und Aufwand vollzogen werden.

Ein wunderschöner Frühlingsmorgen war über Paris aufgegangen. Seit einigen Stunden schon war die Geschäftsthätigkeit in den Straßen erwacht; die milde Luft, der klare Himmel schien einen erfrischenden Einfluß auf alles Lebendige zu äußern, was sich tief unten zwischen den unabsehbaren Häuserreihen hin und herdrängte und den alltäglichen Beschäftigungen mit regem Eifer nachging. In den Champs Elysées, in den Gärten des Luxembourg und der Tuilerien prangten die Wiesenplätze im frischesten Grün, an den Halmen und Büschen hingen die glänzenden Thauperlen, dichtbelaubte Kastanienalleen bildeten ein unabsehbares Blüthenmeer, und die röthlich-weißen Blüthen fielen wie zarte Schneeflöckchen zur Erde und überdeckten in weitem Umfang den grünen Rasenteppich. Die Bewohner anderer Stadttheile, wo die Häuser dicht an einander gedrängt stehen, wo jedes Fleckchen Erde zu geschäftlichen Zwecken benutzt ist und nicht das feinste Grashälmchen zwischen den Steinen hervorzusprossen vermag, waren freilich nicht so glücklich, den herrlichen Frühlingsmorgen in vollstem Maße zu genießen. Was ist ein Frühling ohne Grün und Blumen? Die milde Luft, die wir athmen, der tiefblaue Himmel, der sich über uns wölbt, weckt nur die Sehnsucht nach grünen Wäldern und blumigen Gefilden. Doch der Pariser, der diese Sehnsucht lebhafter empfindet, als der Bewohner anderer großen Städte, weiß sich auch am geschicktesten zu

helfen; in dem bescheidensten Winkelchen, auf dem engsten Plätzchen, wo nur die Sonne ihre belebenden Strahlen hinwirft, schafft er sich einen künstlichen Frühling, der die Schönheit des wirklichen mindestens ahnen läßt. Mag man an einem jener Tage, der die Natur nach langem Winterschlaf zu neuem Leben ruft, die engen, düsteren Straßen der Seinestadt durchwandern, so wird man, wenn nicht auf ebener Erde, wo kein Raum dafür vorhanden, so doch in der Höhe, auf den kleinen Balkons und den schmalen Fensterbrettern, die Gaben Flora's, die lieblichen Kinder des Frühlings, im milden Sonnenschein aufgestellt finden. Je höher hinauf, je näher den Wolken und dem Quell des Lichts, um so einfacher und anspruchsloser wird dieser duftige, in allen Farben spielende Schmuck, der gar wohlthuend und freundlich von dem dunklen Mauerwerk absticht. Während auf den kleineren eisernen Balkons der mittleren Etagen, woselbst die Familien jener wohlhabenden Geschäftsleute wohnen, die parterre ihre Läden und eleganten Bazars halten, dunkelgrüne Orangeriepflanzen, üppige Camelien in eleganten Kübeln und Töpfen prangen, zwischen denen ein buntgefiederter Papagei oder ein schneeweißer Kakadu sich auf seiner Stange wiegt und seinen monotonen Schrei ausstößt, stehen vor den Fenstern des obern Stockwerks, wo der bescheidene Handwerker sein Quartier aufgeschlagen hat, einige blühende Rosen, höchstens ein glänzend-grünes Myrthenstöckchen oder ein mit rothen Früchten behangenes Korallenkirschbäumchen; noch höher hinauf endlich, vor dem winzig kleinen Fensterchen der Mansarde, wo die Luft frei und ungehindert streicht, wo die Welt mit ihrer Pracht und ihrem Tand so fern, so tief liegt, kos't der Strahl der milden Frühlingssonne mit einem bescheidenen Vergißmeinnicht, einem duftenden Resedastöckchen, das sich die arme Grisette für einige mühsam ersparte Sous auf dem billigsten Blumenmarkte der großen Hauptstadt kaufte, und das sie nun wie ihren größten Schatz pflegt, mit gewissenhafter Sorgfalt bewässert, der Luft und dem Sonnenschein aussetzt.

Es war einer jener köstlichen Frühlingsmorgen in den ersten Tagen des Juni, wo der Odem der göttlichen Liebe das Weltall zu erfüllen und in jedem Menschenherzen ein kleines Paradies zu schaffen scheint.

Aus der freien Natur, aus dem Gewühl der Straßen, versetzen wir den Leser in ein reich ausgestattetes Gemach eines eleganten Hauses in

der Nähe des Boulevard des Italiens. Es ist von mittlerer Größe und beträchtlicher Höhe; von der leichtgewölbten, mit Frescomalereien verzierten Decke hängt ein prachtvoller Krystallcandelaber herab. Ein grünseidener, in reichen Falten herniederfallender Vorhang verdeckt im Hintergrund den Eingang zu einem anstoßenden Zimmer. Die beiden vom Boden bis zur Decke reichenden Fenster werden außen durch Jalousieläden geschlossen, innen aber durch blendendweiße, durchsichtige, mit der feinsten Stickerei verzierte Vorhänge verhüllt. Der eine der Läden ist etwas geöffnet, und das helle Sonnenlicht zittert auf dem in den buntesten Farben prangenden Teppich, der den Boden des Zimmers bedeckt. Ueber zwei Stühlen ausgebreitet, die in der Nähe des noch verschlossenen Fensters zusammengestellt sind, liegt ein prachtvolles weißes Atlasgewand, das sich heute zum ersten Mal den schönen Formen seiner Besitzerin anschmiegen soll. Auf einem eleganten Putztischchen dicht daneben finden sich in reichlichster Auswahl und sorgfältig geordnet alle jene kleinen Erfordernisse der weiblichen Toilette, wodurch selbst Schönheit und Anmuth ihren Reiz noch zu erhöhen streben. Was aber am meisten ins Auge fällt, ist ein offen stehendes Kästchen mit einem unschätzbaren Diamantschmuck, dessen kunstvoll gefaßte Steine, von dem durch die Gardinen gedämpften Sonnenstrahl berührt, das Auge des Beschauers durch ihren Glanz und ihr blitzendes Farbenspiel fast zu blenden vermögen. Auf einem kleinen Pfeilertischchen endlich, welches den zwischen den Fenstern hängenden, reich vergoldeten Spiegel trägt, liegt ein weißer Schleier vom feinsten Gewebe, reich mit den kostbarsten Spitzen, den werthvollsten Stickereien verziert.

Feierliche, geheimnißvolle Stille herrscht in dem Gemach, die nur von dem gedämpften Ticken der prachtvollen Pendule unterbrochen wird. Es ist früh Morgens, und die glückliche Bewohnerin dieser Räume, für die schon so viele Herrlichkeiten bereit liegen, mag noch von süßen Träumen umfangen werden. Mehrmals schon ist eine Kammerzofe auf den Fußzehen leise hereingeschlichen, hat dieses und jenes in Ordnung gebracht, dann aber sich eben so behutsam wieder entfernt. Endlich, als die Sonne schon tiefer und heller in das Gemach dringt, läßt sich ein leises Geräusch im Nebenzimmer vernehmen. Es sind Schritte, die über den weichen Teppich hin- und hergleiten;

der seidene Vorhang bewegt sich, er wird zurückgeschlagen — und herein tritt eines jener wunderbaren weiblichen Wesen, deren ganze Erscheinung auf den ersten Blick bezaubert und hinreißt.

Es ist ein Mädchen in der vollsten Blüthe der Jugend und Schönheit. Das einfache Morgengewand, der leicht um die Schultern geworfene Shawl läßt die reizenden Formen in ihrer ganzen Vollendung, in ihrem unvergleichlichen Ebenmaß hervortreten. An dieser Schönheit hat die Kunst noch keinen Antheil, es ist Alles ächte, unverfälschte Natur. Das üppige, kastanienbraune Haar ist ohne besondere Sorgfalt zu einigen Flechten zusammengewunden, die durch einen silbernen Kamm emporgehalten werden.

Die Züge des Gesichts sind von seltener Regelmäßigkeit; sie verrathen ebenso eine unerschöpfliche Fülle von Geist, als Sanftmuth, Bescheidenheit und Herzensgüte. Ein wunderbarer Ausdruck liegt in den großen, tiefblauen, feingeschnittenen, von stark geschweiften Brauen überwölbten Augen, die in einem eigenthümlich feuchten Glanze schwimmen, kein leidenschaftlich verzehrendes, wol aber ein stetiges, wohlthätig belebendes Feuer ausstrahlen.

Es ist Henriette Sontag an ihrem Hochzeitsmorgen, die wir dem Leser mit einigen schwachen Federzügen zu schildern versuchten.

Mit raschen Schritten trat die Sängerin an das Fenster, öffnete einen Flügel und ließ die würzige Morgenluft einströmen. Indem sie sich umwendete, fielen ihre Blicke auf den Brautschmuck, den die Kammerzofe für ihre Gebieterin sorglich bereit gelegt hatte. Lächelnd betrachtete sie bald das kostbare Gewand, bald die Diamanten und sonstigen Schmucksachen. Am längsten hielt sie den Schleier in Händen, den sie völlig entfaltete und, vor den Spiegel tretend, halb tändelnd und zufällig, mit einigen Nadeln an der Stelle befestigte, die er zu zieren bestimmt war. Fast bis zur Erde herabwallend, umhüllte das duftige Gewebe die reizende Gestalt. Eine Fluth von Gefühlen und Gedanken strömte auf sie ein und malte sich in den lebhafter bewegten Zügen. Jetzt war sie Braut, in wenigen Stunden Gattin; — der wichtige Augenblick, der über ihre Zukunft entscheiden sollte, nahte heran, bald war ihr Geschick unauflöslich an das des Geliebten geknüpft. Mit einer hastigen Bewegung nahm sie den Schleier aus dem Haar, legte ihn an seine frühere Stelle und warf sich dann in

eine Ecke des Divans, die hocherglühenden Wangen tief in die seidenen Kissen verbergend.

Eine geraume Weile mochte sie in dieser Stellung verbracht haben; das Herz klopfte vernehmlich und der wallende Busen verrieth die Bewegung ihres Innern. Da wurde die Thür leicht geöffnet und die Kammerzofe trat ein. Rasch fuhr Henriette empor und strich sich das Haar aus der Stirn.

„Du hast mich lange träumen lassen, Sophie," sagte sie. „Es ist spät geworden, fürchte ich."

„Ich mochte Sie nicht stören, Fräulein; auch dachte ich, daß uns Zeit genug übrig bliebe. Der Herr Graf wird vor elf Uhr nicht hier sein; selbst jetzt hätte ich mich noch nicht hereingewagt, wenn nicht vor einer Viertelstunde bereits Herr Paër angekommen wäre, der Sie sobald als möglich zu sprechen wünscht."

„Mein Gott, warum sagst Du mir das jetzt erst? Der treffliche Mann wird sich beleidigt fühlen, weil ich ihn warten ließ."

„Nicht doch; er wollte Sie durchaus nicht im Schlummer stören, und befahl mir, seine Meldung noch ein wenig aufzuschieben."

„Laß ihn ohne Verzug eintreten."

„In dieses Zimmer?"

„Warum nicht? Der ehrwürdige alte Mann hat ein Recht, selbst in diesen Räumen empfangen zu werden. Schnell, schnell, führ' ihn herein!"

Das Kammermädchen entfernte sich.

Henriette ordnete rasch ihr Haar ein wenig vor dem Spiegel, zog den Shawl fester um die Schultern und eilte dann nach der Thür, um ihren alten Freund zu empfangen. Seit jener denkwürdigen Aufführung des „Don Juan", wo er sie zum ersten Mal gesehen und gehört, war Paër mit Henrietten bekannt geworden. Beide fühlten eine gewisse Zuneigung zu einander. Dem alten Manne, der sich durch sein zurückgezogenes, nur der Kunst gewidmetes Leben eine seltene Kindlichkeit, Einfalt und Milde des Characters bewahrt hatte, that der nähere Umgang mit einem so hochbegabten, zartfühlenden weiblichen Wesen, das ihm voll Liebe und Freundlichkeit entgegenkam, überaus wohl; Henriette hingegen, die keine Verwandte besaß, an welche sie sich anschließen konnte, faßte eine fast kindliche Zuneigung

zu dem liebenswürdigen Greise, dessen Wohlwollen sie ganz nach Gebühr zu schätzen verstand. Während der alte Paër seit vielen Jahren schon nur ausnahmsweise aus seiner, mehrere Stunden entlegenen Wohnung nach der Stadt gekommen war, stellte er sich jetzt regelmäßig wöchentlich ein und selbst zwei Mal ein, und niemals kam er nach Paris, ohne bei seiner „deutschen Henriette", wie er sie zu nennen pflegte, vorzusprechen und einige Stunden mit ihr zu verplaudern. Wenn die Sängerin ihrem Freunde eine recht besondere Freude bereiten wollte, so setzte sie sich an das Instrument und sang eines jener im classischen Kirchenstyl gehaltenen Lieder der alten deutschen Meister Bach, Händel oder Haydn, auf die er große Stücke hielt. Dann saß der alte Mann mit halb geschlossenen Augen und gefalteten Händen in der Ecke des Sophas, auf seinem stets heiteren, friedlichen Antlitz spiegelte sich eine himmlische Verklärung, und mit wonnigem Entzücken lauschte er den lang angehaltenen, aus dem Innersten der Brust hervorquellenden, leise hinsterbenden Tönen, die nur hin und wieder durch einzelne Accorde des begleitenden Instruments unterbrochen wurden. Er hatte viel gehört und gesehen, da er in früheren Jahren lebhafteren Antheil an dem Thun und Treiben der Welt genommen, sein ganzes Leben war dem Streben nach künstlerischer Vollendung geweiht gewesen, dennoch versicherte er, daß sich ihm das wahre Wesen, die tiefere Bedeutung der Kunst erst seit jenem Augenblick offenbart habe, als er seine „deutsche Henriette" kennen gelernt.

Kaum hatte die Sängerin die Thür des Zimmers geöffnet, so trat der alte Mann mit freudestrahlender Miene herein. Er hatte seinen gewöhnlichen, abgetragenen Tuchrock mit einem schwarzen Frack vertauscht, dessen Schnitt zwar mindestens um zwei Jahrzehente in der Mode zurück war, der sich jedoch bei dem sparsamen Gebrauch noch so neu und glänzend erhalten hatte, als ob er heute erst aus der Hand des Künstlers hervorgegangen wäre. Die blendend weiße Halsbinde, deren künstliche, fast tadellose Schleife gewiß nur durch Zuziehung einer sachverständigen Person zu Stande gekommen war, die noch über die Hüften hinausreichende, großgeblumte Weste, endlich die ganz ungewöhnlich glänzende Fußbekleidung, auf der sich höchst ausnahmsweise kein ländlicher Staub angesammelt hatte — alles Dies beurkundete, daß für Herrn Paër heute ein besonders wichtiger Tag sein müsse,

wie deren bisher in seinem Leben noch nicht allzuviele vorgekommen. Um seine Erscheinung jedoch noch auffallender zu machen, trug er in der Rechten ein so großes, umfangreiches, kostbares Blumenbouquet, wie es nur bei den berühmtesten Kunstgärtnern der Hauptstadt zu haben war, während er in der Linken, außer Hut und Stock, die er, einer alten Gewohnheit zu Folge, niemals aus der Hand zu legen pflegte, noch ein mit feinem Seidenpapier umwickeltes Päckchen hielt, das er sorgfältig vor jeder ungestümen Berührung zu bewahren suchte.

„Tausend Mal willkommen, mein lieber, wackerer Freund!“ rief die Sängerin, indem sie dem Alten herzlich die Hände schütteln wollte, was dieser jedoch, da er so sehr beladen war, kaum zulassen durfte. „Es soll mir eine glückliche Vorbedeutung sein, daß Sie der Erste sind, der mir am heutigen Tage entgegenkommt. Ich habe viel an Sie gedacht und schon eine recht lebhafte Sehnsucht empfunden, mit Ihnen noch eine Weile zu verplaudern, Ihnen mein volles Herz auszuschütten. Darum doppelt willkommen, daß Sie so zeitig schon meiner Einladung Folge leisten.“

„Ei, das versteht sich ja ganz von selber, liebste, werthgeschätzte Mademoiselle, daß ich an Ihrem Ehrentage, der zugleich für mich ein Tag der innigsten Freude, des höchsten Glücks ist, pünktlich und zeitig erscheine. Meinen Sie, ich hätte diese Nacht ruhig und ungestört, wie sonst, den Schlummer genießen können? Gott behüte, das hätte schon die freudige Aufregung nicht zugelassen. Mit dem ersten Hahnenschrei war ich heraus. Madame Bertram, meine Nachbarin, die mir die kleine Wirthschaft besorgt, war herübergekommen, um Musterung über mich zu halten, ob ich auch mit Ehren bei einer solchen Festlichkeit erscheinen könne. Die erste Diligence, die mit Tagesanbruch nach der Stadt fährt, brachte mich herüber. Hier hatte ich noch allerlei kleine Einkäufe zu machen, Geschäfte zu besorgen — — —.“

„Es thut mir herzlich leid, lieber Freund, daß Sie sich um meinetwillen so viele Unruhe bereiten,“ unterbrach ihn die Sängerin. „Aber kommen Sie, setzen Sie sich an meine Seite und ruhen Sie ein wenig aus von den Strapatzen des Morgens.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte der alte Tonsetzer, „erlauben Sie mir nur zuvor, mich meiner mitgebrachten Schätze zu entledigen. Hier

dieses Blumenbouquet ist das einzige Geschenk, das ich Ihnen am heutigen Tage überreichen kann. Jede meiner Blumen soll ein Symbol Ihres zukünftigen Glückes sein, das, gleich diesen Kindern des Frühlings, im buntesten Farbenglanz schillern möge."

„Hoffentlich aber ohne so früh zu verwelken," setzte die Sängerin lächelnd hinzu und empfing das Bouquet mit einem dankbaren Händedruck.

„Wird keine Noth haben, nein, gewiß nicht!" fuhr der Alte fort, „es soll vielmehr grünen und sich bis ans Ende einer langen, segensvollen Lebensdauer in derselben ungetrübten Frische erhalten, in der wir heute diesen Myrthenkranz erblicken, den ich eigenhändig für Sie gewunden habe."

Mit diesen Worten öffnete er das zierliche Päckchen, welches er bisher vorsichtig in der Linken gehalten und brachte ein Kränzchen von frischen Myrthenzweigen zum Vorschein.

„Wollen Sie mir die Liebe anthun, Mademoiselle, diesen Kranz an Ihrem heutigen Ehrentage zu tragen?"

Thränen glänzten in den Augen des alten Mannes, als er sich etwas aufrichtete und das grüne Kränzchen in das dunkle Lockenhaar seiner Freundin drückte.

„Ob ich will!" entgegnete die Sängerin gerührt. „Wie mögen Sie nur fragen, mein theurer Freund? Kein lieblicheres, kein sinnvolleres Geschenk hätte ich am heutigen Tage von Ihnen empfangen können."

Behutsam nahm sie das Kränzchen und legte es zu dem Brautschleier auf das kleine Tischchen am Fenster; dann ließ sie sich wieder an der Seite des Componisten nieder, der, nunmehr seiner Hochzeitsgeschenke ledig, sich behaglich auf dem weichen Polster ausstreckte. Den Hut hielt er dabei fest zwischen den Knieen, während er mit dem Stock in der Rechten allerlei Figuren auf den Teppich zeichnete.

„Die Natur vergißt doch ihre Lieblinge nicht," sagte er nach einer kurzen Pause. „Gestern, als ich nach Sonnenuntergang meine Blumen begoß, thürmten sich schwarze Wolken auf. Die Nacht kam so finster, so unheimlich heran, die Schwalben flogen dicht an der Erde hin und der Wetterhahn an dem benachbarten Kirchthurm drehte sich so schrillend nach allen Richtungen, daß ich kaum zweifelte, wir wür-

den heute einen regnerischen, stürmischen Tag haben und dadurch die Freude des Festes nur halb genießen. Doch der Himmel war nicht so vergeßlich, nicht so rücksichtslos. Er wußte gar wohl, daß heute einer seiner auserwählten Lieblinge, eines jener Wesen, die er so augenscheinlich begünstigt, vor den Altar der Liebe hintreten würde. Da durfte er wol kein finsteres Gesicht ziehen, sondern mußte eine heitere, festliche Miene annehmen. Eh' man sich's versah, kehrte die frühere Ruhe zurück, die Wolken verzogen sich und ein klarer, tiefblauer Sternenhimmel überwölbte die schlummernde Erde. Als der Tag anbrach, zeigte sich kein Wölkchen am Horizont. Die gute Madame Bertram, die immer für meine Gesundheit so sehr besorgt ist, wollte mir demungeachtet den dicken Regenmantel aufnöthigen, weil es am Abend zuvor regnerisch ausgesehen. Ich aber lachte über ihre Vorsicht und gab ihr die Versicherung, daß die schöne Braut, deren Hochzeit ich heute beiwohnen würde, nicht nur die Menschen, sondern sogar den Himmel zu bezaubern verstände."

„Sie sind zu gütig gegen mich, legen Alles zu sehr zu meinen Gunsten aus, mein Freund," versetzte die Sängerin. „Vielleicht wollte der Himmel nur ein Tröpfchen lindernden Balsams in eine schmerzende Wunde gießen, vielleicht wollte er durch einen freundlichen Sonnenblick am heutigen Tag nur für manche Leiden, manche Entbehrungen entschädigen."

„Ich verstehe Sie nicht, Mademoiselle," sagte der Alte verwundert, indem er den Blicken seiner schönen Freundin zu begegnen suchte, die jedoch die herrlichen, tiefblauen Augen mit einem schmerzlichen Ausdruck zu Boden schlug. „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Mademoiselle. Sie reden von Leiden — von Entbehrungen?"

„Und muß ich es nicht?" entgegnete Henriette, ihrer inneren Bewegung nicht mehr mächtig. „Gerade heute fühl' ich so recht, daß mir das Geschick schon manche harte Schläge versetzt hat, daß ich einsam und verlassen in der Welt stehe. Ein Hochzeitstag! Wie schön, wie herrlich ist er für Diejenigen, die ihn im Kreise der Ihrigen feiern können, denen Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde zur Seite stehen. Auf den Segen des Vaters gestützt, vom Arm der liebenden Mutter geleitet, vor den Altar zu treten, — o, wie muß das tröstlich, beglückend, beseligend sein! Jeder ängstliche Zweifel, der in dem Ge-

müth des unerfahrenen Mädchens auftaucht, wird beseitigt durch den wohlmeinenden Rath der für das Wohl ihres Kindes besorgten Eltern, jede störende Disharmonie findet ihre Lösung durch den freundlichen Zuspruch Derer, die Gott als die Nächsten uns zur Seite gestellt. Heute fühl' ich es, daß ich, trotz aller Gunstbezeugungen, mit denen mich das Geschick überhäufte, eine Waise bin. Weder Vater noch Mutter können mir heute das Geleit geben, — sie sind längst hinüber! Ob ich in ihrem Sinn handle, ob ihr Segen mich begleitet — wer bürgt mir dafür? Ich hätte ihres Rathes so sehr bedurft, aber er soll mir nicht zu Theil werden. Ihr theurer Mund ist verstummt für immer, ihre liebende Stimme verklungen, — sie haben ihr Kind so hülflos, so einsam in der weiten Welt zurückgelassen!" —

Der alte Mann hatte den in leidenschaftlicher Erregung gesprochenen Worten der Künstlerin mit sichtbarer Theilnahme gelauscht. Hin und wieder nickte er beistimmend mit dem Kopf, und seine vorher so heiteren Züge nahmen einen Ausdruck der Bekümmerniß und des Mitgefühls an.

„Sie haben ganz recht, Mademoiselle," sagte er mit weicher Stimme. „Es ist ein großes Glück für ein junges Frauenzimmer, wenn ihm der Himmel gestattet, das schöne Fest, welches Sie heute feiern, im Kreise seiner Angehörigen zu begehen. Doch der Tod ist ein unvermeidlicher Gast, der wenig Rücksicht nimmt auf die Wünsche und Bedürfnisse der Einzelnen. Er stellt sich ein und winkt, wenn es ihm an der Zeit dünkt, und wem der Wink gilt, der muß sich los reißen von Allem, was ihm hier lieb geworden, und dem geheimnißvollen Führer in ein unbekanntes Land folgen. Wohl den Zurückbleibenden, wenn sie Entschlossenheit, Ueberlegung und Characterstärke genug besitzen, um fernerhin für sich allein ihre Bahn hienieden wandeln zu können, bis der Sensenmann einst auch zu ihnen herantritt."

Der alte Paër hatte diese Worte nachdenklich vor sich hingesprochen, ohne dabei auf seine schöne Nachbarin besondere Rücksicht zu nehmen; jetzt aber wendete er sich zu ihr hin, legte seine linke Hand leicht auf ihre Schulter und sagte:

„Mademoiselle, ich hege die feste Ueberzeugung, daß Sie diese Entschlossenheit, Ueberlegung und Characterstärke in einem Maße be-

sitzen, wie sie nicht leicht einer Anderen Ihres Geschlechtes und Alters zu Theil wurde."

„Sie setzen ein stärkeres Zutrauen in mich, als ich es zu rechtfertigen vermag. Für die sorgliche Liebe, den wohlgemeinten Rath eines Vaters kann leider kein eigener Scharfsinn Ersatz leisten."

„Auch nicht der gute Wille, die aufrichtige Ergebenheit eines bejahrten Freundes, der schon lange genug in dieser eitlen, thörichten und doch so liebenswürdigen Welt gelebt hat, um sich einige Erfahrung zu sammeln, von der er jetzt von Grund seines Herzens zum Heil eines ihm so unendlich theuern Wesens, das seine alten Tagen beglückt und verklärt hat, Gebrauch machen möchte?"

„O, mein theurer, mein väterlicher Freund!" rief Henriette, und warf sich weinend an die Brust des alten Mannes, den sie mit beiden Armen eine kurze Weile umfangen hielt. „Verzeihen Sie mir, daß ich in Ihrer Gegenwart so reden mochte. Hätte ich doch längst wissen können, daß ich an Ihnen einen erfahrenen, leitenden, theilnehmenden Freund besitze, der auf mein volles Vertrauen Ansprüche hat, dem ich unbedenklich mein Herz erschließen kann und der mir seinen väterlichen Rath gewiß nicht versagen wird."

„Ich habe niemals Kinder gehabt," sagte der Alte, „obwol ich mir einst eine Tochter sehnlichst gewünscht hatte. Meine Gattin ist mir vor zwanzig Jahren in das Jenseits vorangegangen; als sie starb, dachte ich nicht, daß es eine Trennung auf so lange sein würde. Damals empfand ich lebhaft, was es heißt, allein in der Welt zu stehen. Ich malte mir manchmal mit recht verlockenden Farben aus, wie schön es sein müßte, eine Tochter zu haben, die einst den Vater in seinen alten Tagen verpflegen würde. Ich liebte diese Tochter, ich dachte mir ihre Züge so engelschön, ihre Gestalt so reizend und anmuthig, ich gab ihr einen Namen, — doch auf einmal war mein schönes Traumbild dahin, in Luft und Nebel zerronnen. Ich stand einsam, ohne Gattin, ohne Tochter. Die Kunst allein, die göttliche, erhabene Kunst, vermochte mich zu entschädigen. Jahre gingen und kamen. Ich wurde älter, ruhiger und dachte seltener meines Verlustes und jenes Traumbilds. Da führte mir der Himmel Sie entgegen, Henriette — und plötzlich erwachte meine Sehnsucht auf's Neue. Ich hatte nie eine Tochter besessen, aber wie ich sie lieben würde, falls mir das Glück

einen solchen Besitz gegönnt, das wußte ich jetzt deutlicher als zuvor. Wollen Sie es mir darum verargen, wenn ich mir einmal in den Kopf gesetzt, in Ihnen jene Tochter zu erblicken, deren Bild sich meine Phantasie mit den schönen Farben ausgeschmückt? Wollen Sie es mir verargen, wenn ich mich hier fast gewaltsam in eine väterliche Rolle hineindränge, zu deren Durchführung mir vielleicht das Geschick und die Erfahrung fehlt, zu deren Ergreifung mich nur ein mächtiger, unwiderstehlicher Drang des Herzens hintreibt?"

„Genug, mein Freund, — mein Vater, wenn ich anders diesen süßen Namen gebrauchen darf," unterbrach die Sängerin den Alten. „Möchten Sie mich immer Ihrer Aufmerksamkeit, Ihrer Liebe würdig finden. Ein Vater war es, nach dessen treuem Herzen ich mich sehnte, als ich am heutigen Morgen den ersten Schimmer des anbrechenden Tageslichtes begrüßte. Wol darf ich hoffen, daß es der glücklichste Tag meines Lebens sein werde. Lang gehegte Wünsche, denen sich Hindernisse aller Art entgegenstellten, sollten heute in Erfüllung gehen. Muß ich Ihnen erst versichern, daß der Bund, den ich zu schließen im Begriff stehe, ein Bund der Herzen ist, an dem die Welt mit ihren Vorurtheilen und Rücksichten keinen Antheil hat? Sie wissen es, sie sind überzeugt, daß es nicht anders sein soll, sein kann. Aber sind das Alle? Wird es nicht Viele geben, die meinen Schritt lebhaft tadeln, die mir den peinigenden Vorwurf machen, nach hohem Rang begehrt und mich in Sphären eingedrängt zu haben, in denen ich, meiner Geburt nach, kein Recht habe, mich zu bewegen?"

Paer sah die Sängerin etwas verwundert an; auf sein Antlitz schien das frühere Lächeln zurückzukehren.

„Ist das Ihr ganzer Kummer, mein liebes Kind? O, dann reicht mein einfacher Verstand völlig aus, Ihnen einen Rath zu geben. Bereiten Sie sich um einiger Lästerzungen willen nicht höchst unnützen Gram und Kummer. Wer von dem Gerede aller müßigen Faselhänse, die ihm gelegentlich in den Weg kommen und sein Thun und Treiben bekritteln, Notiz nehmen wollte, der müßte älter werden als Methusalem und die edle Zeit überdies in unverantwortlicher Weise geringschätzen. Henriette Sontag, die gefeierte Künstlerin, hat in den Augen aller Gebildeten und Vernünftigen nicht nöthig, die Gattin eines Grafen oder hohen Staatsbeamten zu werden,

um dadurch in der allgemeinen Achtung zu steigen und den Glanz ihres Namens zu erhöhen."

„Das ist das Geringste," fuhr die Sängerin lebhaft fort, „um meinetwillen würde ich nicht das leiseste Gewicht darauf legen. Es handelt sich aber um die Stellung, um die Laufbahn meines künftigen Gatten. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn beides durch mich gefährdet würde. Dennoch werde ich meine Abkunft, meinen Stand nie verleugnen. Ich bin ein Kind des Volkes, meine Wiege stand unter den ärmlichen Habseligkeiten einer wandernden Comödiantentruppe, meine geliebten Eltern gehörten einem Stand an, den man in den höheren Cirkeln der Gesellschaft mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Achselzucken zu betrachten pflegt. Der Künstlerin mag man es zum Verdienst anrechnen, daß sie sich ihren Weg selbst zu bahnen verstand, der Gemalin eines Mannes von Geburt und Rang macht man es vielleicht zum bittern Vorwurf, der auf den Gatten zurückfällt. Dieser Gedanke ist es, der mich ängstigt und quält, der mir das reine Glück der Liebe trübt. Nimmermehr werde ich zugeben, daß mein Gatte um meinetwillen einer Stellung entsagt, zu der er durch Geburt, Erziehung, Kenntnisse und Fähigkeiten berufen ist; ebenso tief aber würde es mich schmerzen, wenn ihm diese Stellung durch mich verbittert, vielleicht zur völligen Unmöglichkeit gemacht würde."

„Sie berühren da einen Punkt, mein liebes Kind," versetzte der Alte, der, das Kinn auf den Elfenbeinknopf seines Stockes stützend, aufmerksam zugehört hatte, dessen Mienen übrigens wieder heiterer geworden waren und den Ausdruck der Bedenklichkeit gänzlich verloren hatten, „Sie berühren einen Punkt, der unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Ihrigen, wol schon tausend Mal in Erwägung gezogen wurde, über den es freilich schwer hält, ein für alle Mal ein gültiges Urtheil zu fällen, da das Meiste von speciellen Umständen und Persönlichkeiten abhängt. Wenn es übrigens einen Fall gibt, in dem mir dieser Punkt keiner Beachtung werth zu sein scheint, so ist es der Ihrige. Halten Sie denn die Welt für so schlecht, für so wenig urtheilsfähig, daß sie den Inbegriff aller weiblichen Tugenden, eine durch eine fortlaufende Kette der glänzendsten, unerhörtesten Triumphe auf dem Gebiete der Kunst eroberte Stellung für nichts achtet? Ei, bei Leibe, mein Kind, so schlimm ist's noch nicht! Es gibt außer dem

Adel der Geburt auch einen Adel der Seele, der persönlichen Vollkommenheit, der Gottlob! noch nicht außer Cours gekommen. Ich möchte doch wissen, welche Prinzessin von Geblüt sich schämen würde, eine Henriette Sontag ihre Busenfreundin, ihre Schwester zu nennen. Lassen Sie das, mein Kind, plagen Sie sich nicht mit solchen Grillen, die der morgende Tag schon in alle Winde zerstreut haben wird. Was ich Ihnen da mit schlichten Worten sage, hat Ihnen ein edler fürstlicher Freund, der Ihren Werth gar wohl zu schätzen weiß, vor wenigen Tagen erst durch die That zu verstehen gegeben. Preußens König hat Ihnen ein Adelsdiplom, ein Wappen und was sonst noch von diesem Ceremonienkram zur Befriedigung der Welt nöthig ist, verliehen. Er, gewiß ein competenter Richter, billigt Ihre Wahl, und räumt mit sorglicher Hand alle Hindernisse aus dem Wege; der alte Herr ist ein feiner Menschenkenner, und weiß gar wohl, daß die Meisterin der Töne sich auf dem Parquetboden der Schlösser, in den Salons der vornehmen Welt mit demselben unnachahmlichen Anstand bewegen, daß sie diesen Regionen ebenso zur Zierde gereichen wird, wie sie einst auf den Brettern, die die Welt bedeuten, unumschränkt herrschte, wie sie hier durch ihre Töne alle Herzen zu besiegen verstand."

Henriettens Züge hatten sich während der Rede des alten Mannes gleichfalls aufgeheitert.

„Mein väterlicher Freund," sagte sie mit jenem gewinnenden Lächeln, das ihrem classisch schönen Antlitz einen so unwiderstehlichen Ausdruck verlieh, „Sie schmeicheln, anstatt mein Bedenken zu theilen, oder mit scharfen Worten meine Eitelkeit zu rügen, wie ich es vielleicht verdient hätte."

„Sie — und eitel? Guter Gott, dann gibt es keine Bescheidenheit mehr in der Welt, und das Wort sollte als völlig bedeutungslos aus der Sprache vertilgt werden!"

„Sie glauben also," fragte die Sängerin nach kurzem Nachdenken, „daß ich mit dem heutigen Tage meiner künstlerischen Laufbahn für immer entsagen muß?"

„Ich sehe keinen absoluten Zwang dazu und denke auch nicht, daß es gerade mit dem heutigen Tage geschehen muß," erwiderte der Componist. „So lange Ihre Verbindung ein Geheimniß bleiben soll,

was freilich mehr eine romantische Laune ist und bald von selber wegfällt, mögen Sie wol noch für eine kurze Weile Ihre ruhmvolle Laufbahn verfolgen; treten Sie dann aber am Arm Ihres Gatten hinaus in die Welt, so werden Sie nur ihm allein angehören dürfen, und der Ruhm der Künstlerin wird in den Pflichten der Gattin aufgehen müssen."

„Sollte ich mich aber nicht eines schnöden Undanks schuldig machen, indem ich einer Kunst entsage, der ich Alles verdanke, die mir so schöne, so glückliche Stunden bereitet hat?"

„Sie werden der Kunst niemals entsagen, mein Kind. In allen Verhältnissen des Lebens wird sie Ihnen als treue Freundin, als unzertrennliche Begleiterin zur Seite stehen, eine Quelle Ihres eigenen Genusses und Glückes, sowie des Ihres Gatten, Ihrer Familie. Sie haben als Künstlerin den höchsten Ruhm geerntet, der einer Sterblichen vergönnt ist, erfüllen Sie fortan mit derselben Hingebung die Pflichten einer Gattin, werden Sie die Zierde Ihres neuen Standes, wie Sie die Krone des früheren gewesen." —

Das Eintreten des Kammermädchens machte der Unterredung ein Ende.

„Der Herr Graf läßt sich nach dem Befinden des Fräuleins erkundigen. In einer Stunde würde er mit den übrigen Herren hier erscheinen."

Die Sängerin erhob sich rasch von dem Divan, und der Alte folgte ihrem Beispiel.

„In einer Stunde also!" rief sie, und ihr Auge strahlte in gewohntem Glanze, ihre Wangen aber bedeckten sich mit einem lebhafteren Roth. „Sie müssen mich entschuldigen, mein väterlicher Freund. So viel Zeit wird schon erforderlich sein, um unseren Gästen den Beweis zu liefern, daß eine Sängerin sich nicht nur für die Bühne zu schmücken versteht. Auf Wiedersehen in einer Stunde!"

Noch einmal drückte sie einen Kuß auf die Hand des Alten, in dessen Mienen deutlich zu lesen war, wie sehr ihn diese Beweise von Anhänglichkeit und Liebe erfreuten.

„So ist's recht," sagte er, den Hut aufsetzend und sich vergnügt die Hände reibend. „Schmücken Sie sich, mein Kindchen; Sie sind schön, engelschön, aber eine Braut kann an ihrem Ehrentage niemals schön genug sein. Der Atlas und die Blumen, die kostbaren Steine

und die Bänder — — ja, ja, Sie verstehen mit den Sächelchen umzugehen. Vergessen Sie nichts, auch das Kleinste nicht, — so schön wie möglich! Ich werde unterdessen einen alten Bekannten aufsuchen, der hier in der Nähe einen kleinen Laden hält, und mit dem ich zuweilen gern ein Stündchen bei einem Glase Bordeaux und einer guten Cigarre verplaudere. Es wird mir heute Mühe kosten, ihm zu verschweigen, daß ich der Hochzeit von Henriette Sontag beizuwohnen im Begriff stehe. Doch fürchten Sie nichts, der alte Paër ist unter Umständen ein Muster von Verschwiegenheit. Auf Wiedersehen, mein Kind, im vollsten, herrlichsten Brautschmuck und am Arm des beneidenswerthesten Grafen, den je die Sonne beschienen!"

Er nahm den Stock unter den rechten Arm und eilte so schnell als möglich zur Thür hinaus. Draußen aber holte er das seidene Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich die hellen Thränen aus den Augen.

„Ein Engel — beim heiligen Gott! — ein Engel in menschlicher Form!" murmelte er vor sich hin, als er die Treppe hinunterstieg. „Und sie soll, sie muß glücklich werden! Der Himmel versteht ja, seine Engel zu behüten."

Die Glocken auf den zahlreichen Thürmen von Paris schlugen die Mittagsstunde an. Die Sonne hatte ihren Höhepunkt erreicht und lachte hell und freundlich auf die im herrlichsten Frühlingsschmuck prangende Erde herab, ohne jedoch jene ermattende, versengende Glut zu verbreiten, die in den späteren Sommermonaten während dieser Jahreszeit die Straßen öde und leer erscheinen läßt. Vor dem Portal einer kleinen, außerhalb der Barrieren der Stadt gelegenen Kirche hielten drei elegante Equipagen. Die fein gemalten Wappen auf den Kutschenschlägen, das silberne Geschirr, die eleganten Livreen der Kutscher und Bedienten deuteten auf Adel und Reichthum der Herrschaften. Einige Gruppen neugieriger Vorübergehender hatten sich vor dem Eingang der Kirche versammelt; hin und wieder stieg einer die steinernen Stufen hinan und schaute durch die angelehnte Thür in das Innere des Gotteshauses.

Daß es sich um eine Trauung handelte, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Offenbar war es ein vornehmes Paar, welches hier

vereinigt wurde, denn zu bürgerlichen Hochzeiten, wenn sie auch mitunter mit allem Pomp gefeiert werden, pflegen doch derartige, mit adeligen Wappen und silbernem Geschirr verzierte Carossen nicht vorzufahren.

Die Trauung eines vornehmen Brautpaares aus den höheren Cirkeln der Gesellschaft in der kleinen, entlegenen Kirche einer Vorstadt gehört jedoch immerhin zu den seltenen Erscheinungen, die der Nachbarschaft hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung liefert. Man stellt mit großem Scharfsinn die Vermuthung auf, daß das Paar aus irgend welchem Grunde seine Verbindung geheim zu halten wünsche, und sucht nun mit eiserner Consequenz und raffinirter Schlauheit diese Gründe zu erforschen. Wo der Wahrheit absolut nicht auf den Grund zu kommen ist, erschöpft man sich in tausenderlei Muthmaßungen, deren eine oft seltsamer und abenteuerlicher klingt als die andere.

Dies Mal wußten sich die guten Leute absolut keinen Rath zu schaffen. Der Nachbar Schuhmacher, der schräg gegenüber der Kirche seine Werkstatt hatte, und — wie alle Collegen des heiligen Crispinus — ein Freund von Neuigkeiten und gewöhnlich auch gut unterrichtet war, stand in einiger Entfernung, die Hände über dem Schurzfell gekreuzt, und wußte heute, zur großen Verwunderung der Uebrigen, auch keine Spur von Aufklärung zu geben. Die Trauung war dem Küster der Kirche erst vor einer Stunde angezeigt worden. Nach längerem Berathschlagen hielt man es endlich für das Zweckmäßigste, die begleitende Dienerschaft auszuforschen, und da in diesem Augenblick einer der Lakaien seinen Platz auf dem Wagen verlassen hatte, so machte sich der Schuhmacher schnell daran, ihn ins Gebet zu nehmen.

„Schöner Tag, heute,“ sagte er, indem er nahe zu ihm herantrat und höflich grüßend die Mütze rückte.

„Sehr schön,“ lautete die kurze Antwort.

„Passend für einen Hochzeitstag.“

„Sehr passend.“

„Glückliches Paar, das!“ — er deutete nach dem Eingang der Kirche.

„Sehr glücklich.“

„Und vornehm — wie?“

„Sehr vornehm.“

Der Lakai schwang sich wieder auf den Wagen; der Schuster aber kehrte kopfschüttelnd zu den Uebrigen zurück.

„Nun, wie ist's? Habt Ihr's heraus, Nachbar?"

„Sehr einsilbiger Mensch, ohne alles gesellige Talent. Seine Aussagen verdienen keinen Glauben."

In diesem Augenblick ertönte die Orgel. Die heilige Handlung war vorüber. An einem kleinen Seitenpförtchen ward die lange, hagere Gestalt des Küsters sichtbar, auf den alsbald die ganze Gruppe, unter Leitung des Schusters, anstürmte.

„Wißt Ihr etwas Näheres, Nachbar?" rief der Fußbekleidungskünstler schon von ferne.

Der Küster legte den Finger bedeutungsvoll auf den Mund und flüsterte, indem er sich dabei scheu nach hinten umsah:

„Pst! Stille! Alles weiß ich! Feine Hochzeit, vornehme Herrschaften — etwas ganz Appartes — Braut bildschön — aber — unter uns — vom Theater. Merkt's gleich: — ächt künstlerischer Anstand, und Diamanten — brr, das glitzert und funkelt!"

Der Nachrichtenspender verschwand hinter dem engen Pförtchen, das er eilig wieder verschloß. Die Uebrigen aber warfen sich verdutzte Blicke zu, ihre Neugier hatte wenigstens einige Befriedigung gefunden.

An demselben Tage noch verbreitete sich in der ganzen Vorstadt das Gerücht, daß ein Prinz des königlichen Hauses mit einer Schauspielerin ehelich verbunden worden sei, und daß die Braut bei der Trauung einen Schmuck im Werth von mindestens einer Million getragen habe.

Aus der Thür der Kirche traten die Neuvermählten. Es war ein junger, schöner Mann, der an der Hand die liebliche Braut leitete, in deren wundervollen Augen noch einige Thränen der Rührung erglänzten. Dicht hinter ihnen folgte ein alter Mann mit schneeweißem Haar, dessen freudige Mienen den innigen Antheil verriethen, den er an dem Schicksal des jungen Paares nahm. Mehrere Herren und Damen machten den Beschluß. Die Gesellschaft bestieg die bereitstehenden Wagen, die rasch nach der Stadt hin rollten. Henriette Sontag kehrte als Gräfin Rossi in ihre Wohnung zurück.

Die eheliche Verbindung wurde für's Erste vor der Welt noch geheim gehalten. Henriette konnte sich so schnell nicht entschließen,

einen Beruf aufzugeben, zu dem sie einen innern unwiderstehlichen Drang in sich spürte, eine Laufbahn zu verlassen, die für sie bisher nur mit Rosen bestreut gewesen, und die sie innerhalb eines Jahrzehnts, des schönsten, ereignißreichsten ihres Lebens, zu dem Gipfel des Glücks und des Ruhms emporgeleitet hatte. Der Graf, der jedem Wunsch seiner Auserwählten zuvorzukommen strebte, gab ihrem Verlangen nach; vielleicht mochte es ihm selber schmeicheln, Zeuge der immer wiederkehrenden, glänzenden Triumphe eines so herrlichen, von Tausenden gefeierten Wesens zu sein, das er nunmehr ganz sein eigen nennen durfte.

Im engeren Kreise konnte natürlich die Verbindung um so weniger ein Geheimniß bleiben, da beide Theile, ihren Freunden und Bekannten gegenüber, sich keineswegs berufen fühlten, sie in Abrede zu stellen. So gelangte die Nachricht auch nach Turin, woselbst die Familie des Grafen Rossi residirte. Daß sie von dieser, die auf ihre Abkunft von einem alt-italienischen Patriciergeschlecht nicht wenig stolz war, und ihren unbefleckten Stammbaum hoch in Ehren hielt, nicht zum Günstigsten aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken; inzwischen mochten jene zwei Millionen Francs, die, wie das Gerücht ferner versicherte, die Ausstattung der nicht ebenbürtigen Braut bildeten, und auf der Bank von England sicher deponirt waren, das Ihrige dazu beitragen, den Unmuth der hochadeligen Familie etwas zu besänftigen und die Partie in einem weit annehmbareren Licht erscheinen zu lassen. Zwei Millionen! Welche Tochter eines fürstlichen Hauses durfte auf eine ähnliche Mitgift rechnen? Es war offenbar ein Mißgriff, eine launenhafte Caprice des Schicksals, eine Theaterkünstlerin so verschwenderisch mit irdischen Glücksgütern auszustatten; weil sie aber einmal im Besitz derselben war, konnte man wol nichts Klügeres thun, als dies nette Sümmchen als ein Aequivalent hochadeliger Geburt zu betrachten. Die sardinische Regierung, welche die diplomatischen Talente ihres Gesandschaftsattachés am französischen Hof wohl zu schätzen wußte, hielt sich vernünftigerweise nicht für berufen, seine Herzensangelegenheiten einer officiellen Kritik zu unterziehen, sondern fuhr fort, ihn in seiner amtlichen Carriere so zu unterstützen und zu befördern, wie es seine Leistungen verdienten.

Ein Jahr verstrich dem neuvermählten Paar in ungetrübter Freude. Nun aber nahte der von der Sängerin längst gefürchtete Augenblick

heran, der der Kunst einen unersetzlichen Verlust bereiten sollte. Graf Rossi wurde in seiner bisherigen Eigenschaft zur sardinischen Gesandtschaft nach St. Petersburg versetzt. Henriette wollte ihren Gatten nicht allein nach dem fernen Lande ziehen lassen, sie mußte also dem schönen Paris, und damit zugleich ihrer künstlerischen Laufbahn entsagen. Vergebens bot Herr de Leon ungeheure Summen, wenn sie ferner seinem Kunstinstitute angehören wollte. Vergebens erschienen Deputationen des Conservatoriums, der Oper und vieler Gesellschaften, die sich Mühe gaben, sie zum Bleiben zu überreden. Die Abreise war fest beschlossen, und keine Bitten, keine Versprechungen konnten den Beschluß wankend machen. Wol mochte es der Künstlerin schwer fallen, sich von einem Ort zu trennen, der ihr zur zweiten Heimath geworden, sich von Verhältnissen loszureißen, die ihr lieb und theuer waren; doch ihrer Pflicht als Gattin eingedenk, zauderte sie keinen Augenblick, die süßesten Bande zu lösen und fernerhin ihr Leben nur dem geliebten Manne zu widmen.

Schmerzliche Gefühle bemächtigen sich Aller, als endlich die Stunde des Abschieds geschlagen hatte. Einer aber, ein alter Mann mit weißem Haar, der kaum noch auf ein Wiedersehen in dieser Welt, der er wol bald entsagen mußte, rechnen durfte, der sich mit einer, nur dem höheren Alter eigenen, unerschütterlichen Liebe dem herrlichen Wesen, das die Freude und den Stolz seiner alten Tage bildete, angeschlossen hatte, — Einer aber empfand den Abschied am tiefsten, am schmerzlichsten. Wenn jene wohlbekannten Räume, die sie durch ihre zauberische Gegenwart belebt hatte, leer standen, wenn das Instrument, über dessen Tasten ihre Hände so oft dahin geglitten, mit dessen reinen Klängen sich die noch viel reineren und wundervolleren ihrer Stimme vermischt hatten, unberührt und verlassen im Winkel stand, — da mußten für den alten Paër recht traurige, einsame Tage kommen. Wen sollte er dann besuchen, wenn er von seiner ländlichen Wohnung herein nach der Stadt kam? Mit wem sollte er sich über vergangene Zeiten unterhalten, mit wem seine Gefühle und Empfindungen austauschen und über die Geheimnisse jener göttlichen Kunst plaudern, für die selbst im Alter sein Herz mit jugendlichem Feuer erglühte? Seit seine „deutsche Henriette“ Herz und Hand einem italienischen Grafen geschenkt, war er ihr um deswillen nicht untreu geworden. Wie er es gewesen, der ihr leb=

haft zugeredet, der Stimme des Herzens zu folgen, der ihr eigenhändig das Myrthenkränzchen gewunden, welches am Hochzeitstage ihre dunklen Locken geschmückt, so gewährte es ihm auch später die innigste Freude, Zeuge eines häuslichen Glückes zu sein, mit dessen Beförderung er sich selber schmeicheln durfte. Seit ihrer Vermählung war er fast noch häufiger gekommen, um das Glück ihrer Gesellschaft zu genießen. An bestimmten Abenden der Woche versammelten sich im Salon der Gräfin Rossi, die jedoch selbst in diesen häuslichen Cirkeln nur als Henriette Sontag auftrat, einige auserwählte Freunde, um im Umgang mit der gefeierten Künstlerin unvergeßliche Stunden zu verbringen. Der alte Paër fehlte nie unter den Gästen, er war der munterste, der fröhlichste von Allen. Wol mußte er wissen, daß dieses Glück nur von kurzer Dauer sein könne, deshalb wollte er es genießen, so lange es das Geschick gestattete. Und die herbe Trennungsstunde schlug früher, als er es selber geahnt. So traurig, so einsam auch seine Zukunft sein mußte ohne Henrietten, so zögerte er doch keinen Augenblick, ihr den Rath zu ertheilen, daß sie allen Ueberredungskünsten widerstehen und bei dem Beschluß, ihrem Gatten zu folgen, beharren möge. An ihrem Hochzeitsmorgen, als sie mit kindlichem Vertrauen ihr Herz dem väterlichen Freunde ausgeschüttet, hatte er bereits ihre Verpflichtung anerkannt, der künstlerischen Laufbahn zu entsagen und dem Gatten allein ihr Dasein zu weihen. Es war ihm ein schwerer Gang, als er zum letzten Mal kam, um Lebewohl zu sagen. Alle Vorbereitungen zur Abreise waren bereits getroffen, die Kisten und Koffer standen gepackt, am nächsten Morgen sollte die Reise, zunächst nach der Heimath und von da nach dem Lande ihrer zukünftigen Bestimmung, dem fernen, eisigen Rußland angetreten werden. Wir unterlassen es, einen Abschied zu schildern, der für beide Theile so schmerzlich war. Henriette flog am schützenden Arm des Gatten hinaus in die weite Welt, — der alte Componist kehrte in sein stilles Häuschen nach der entlegenen Vorstadt zurück, um fernerhin nur selten mehr das geräuschvolle Paris zu betreten. Niemals ließ er sich bereden, der großen Oper einen Besuch abzustatten, soviel Mühe sich auch einige Künstler und Freunde deshalb gaben, die an dem Schicksal des alten Mannes innigen Antheil nahmen und der Meinung waren, daß eine solche Zerstreuung wohlthätig auf ihn einwirken werde. Er hatte

Henriette Sontag gehört und wollte die Rollen, in denen sie einst geglänzt, nicht von Anderen ausgeführt sehen. Seine eigenen Opern sogar, von denen sich einige auf dem Repertoir erhalten hatten, übten keine Anziehungskraft auf ihn. Still und zurückgezogen lebte er in seiner ländlichen Wohnung, pflegte seine Blumen und verwendete hin und wieder noch einige Stunden auf kirchliche Compositionen. Seine größte Freude, seine einzige Erholung bildeten die regelmäßig von der Sängerin eintreffenden Briefe, in denen er die deutlichsten Beweise fand, das sie seiner noch immer mit wahrhaft kindlicher Liebe gedachte. Er selber pflegte nur selten und nur wenige Zeilen zu schreiben; seine zitternde Hand vermochte dem Papier die Empfindungen des Herzens nicht mehr anzuvertrauen. Sanft und schmerzlos, wie sein Leben dahingeflossen, ereilte ihn auch der Tod. Als Madame Bertram, die Nachbarin, eines Abends herüberkam, um die gewohnten häuslichen Geschäfte zu verrichten, saß der Greis, die Hände gefaltet und den Kopf auf die Brust gesenkt, auf seinem Lehnstuhl am geöffneten Fenster, durch welches der Duft der draußen auf den Beeten blühenden Rosen und Narzissen einströmte. Der Abendsonne letzte Strahlen vergoldeten sein ehrwürdiges Antlitz, auf dem noch immer der Ausdruck des Friedens und der Freundlichkeit lagerte. Madame Bertram trat dicht heran und faßte seine Hand, um ihn zu wecken, — doch sie schrak zurück, denn die Hand lag leblos und kalt in der ihrigen; unvermerkt war er in jenen ewigen Schlummer verfallen, aus dem es hienieden kein Erwachen gibt. Dicht vor ihm, über dem kleinen Schreibepult am Fenster, hing ein von einem berühmten Pariser Künstler ausgeführtes Portrait von Henriette Sontag, welches die Künstlerin in der Blüthezeit ihrer Jugend und Schönheit darstellte. Die letzten Blicke des sterbenden Greises mochten wol auf diesem Bilde geruht haben.

Zwei Tage später bewegte sich ein stattlicher Leichenzug durch die Pforten des Père la Chaise. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte den Kirchhof. Als der Zug bei dem frisch aufgeworfenen Grabe angelangt war, setzten die Träger die Bahre ab, und die Begleitenden bildeten einen weiten Halbkreis. Auf ein gegebenes Zeichen stimmte die Trauermusik an, mit deren wehmüthigen Accorden sich bald ein kräftiger Chor und herrliche Solostimmen vermischten. Es war das Orchester, der Chor und die Mitglieder des Sängerpersonals der Großen

Oper, welche hier am Grabe des entschlafenen Tondichters Theile aus Mozart's Requiem aufführten. Ihm, der so einfach, so anspruchslos gelebt, wurde ein so pomphaftes, ehrenvolles Begräbniß! Als der Sarg in die enge Grube hinuntersank, folgte ihm ein Regen von Blumen und Lorbeerkränzen. In weiter Ferne aber widmeten zwei schöne Augen dem Andenken des liebenswürdigen Greises heiße Thränen. —

Die junge Gräfin Rossi war in Berlin angelangt. Jubelnd begrüßte man von allen Seiten die hochverehrte Künstlerin, deren liebliche Erscheinung, deren wunderbare Töne noch frisch und ungeschwächt im Andenken eines Jeden lebten. Nicht nur ein engerer Kreis von Kunst- und Theaterfreunden, nicht nur der Hof und die höheren Stände nahmen innigen Antheil an der Rückkehr der beliebten Sängerin, nein, selbst der Bürgerstand und das Volk legten ihre Freude offen an den Tag und gaben der vaterländischen Künstlerin die unverkennbarsten Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihres Wohlwollens. Der Name Henriette Sontag hatte in ganz Deutschland, vor Allem aber in Berlin eine Popularität erlangt, wie sich deren wol niemals eine andere Künstlerin zu rühmen hatte. Thränen der freudigsten Ueberraschung und Rührung entquollen dem Auge der Gefeierten, als sie um Mitternacht, auf den Arm des Gatten gestützt, auf dem Balcon ihres Hotels erschien, vor dem sich eine unübersehbare Menge versammelt hatte, deren freudiges Jauchzen sich mit den harmonischen Klängen eines aus sämmtlichen Musikern der Hauptstadt gebildeten Orchesters vereinigte. Auch heute wieder erhellten die Reihen dampfender Pechfackeln weithin die dunklen Straßen, und unwillkürlich mochte der Sängerin jener Abend ins Gedächtniß kommen, als sie zum ersten Mal in Weber's „Freischütz" aufgetreten, und wo ihr zugleich mit dem Componisten eine ähnliche Anerkennung zu Theil geworden war. Heute sehnte sie sich vergeblich nach dem Freund und Beschützer ihrer Jugend. Carl Maria von Weber hatte damals seinem deutschen Vaterlande den Rücken gekehrt und lebte in ehrenvoller Stellung in der großen Weltstadt an den Ufern der Themse.

Es war ursprünglich Henriettens fester Entschluß gewesen, während ihrer Reise durch Deutschland die Bühne nicht zu betreten. Die dringenden Bitten, die jedoch in Berlin von allen Seiten an sie gerich-

tet wurden, und mit denen sogar der König Friedrich Wilhelm, dem sie für seine vielfachen Beweise von Wohlwollen zu besonderem Danke verpflichtet war, die seinigen vereinigte, bewogen sie endlich doch, noch ein Mal ihre ganze künstlerische Kraft zusammen zu raffen, um in einigen ihrer vorzüglichsten Rollen von der Bühnenwirksamkeit gerade auf jener der Kunst geweihten Stätte Abschied zu nehmen, von wo aus sich ihr europäischer Ruf zuerst und am glänzendsten verbreitet hatte. Ein erfolgreicheres Gastspiel hat wol niemals eine Bühne gesehen. Die Berliner waren unerschöpflich in den Gunstbezeugungen, womit sie ihren Liebling überhäuften. Immer und immer wieder mußte sie im „Don Juan“, im „Freischütz“, in „Euryanthe“ und im „Barbier von Sevilla“ erscheinen. Da man wußte, daß mit diesen Vorstellungen ihre dramatische Laufbahn für immer geschlossen sein würde, strömten Theater- und Musikfreunde aus einer Entfernung von mehr als hundert Meilen herbei, um die letzte Gelegenheit, den Tönen der wunderbaren Philomele zu lauschen, nicht zu versäumen. Die Künstlerin selber, die sich von dieser außerordentlichen Theilnahme ergriffen und hingerissen fühlte, spielte und sang mit einer Vollendung, die selbst ihre früheren Leistungen wo möglich noch zu übertreffen schien. Den höchsten Genuß gewährte ihr das Auftreten in den Opern Weber's, die sie in Paris, trotz aller darauf verwendeten Mühe und ihrer eigenen unübertrefflichen Durchführung der Hauptpartien, nicht einzubürgern vermocht hatte, während man hier in Berlin im eigentlichen Sinne des Wortes für Weber'sche Musik schwärmte und dem Verdienst des großen Meisters volle Anerkennung zu Theil werden ließ.

Graf Rossi war mittlerweile schon nach St. Petersburg abgereist, um dort in seine amtliche Functionen einzutreten. Seine Gattin konnte ihr Gastspiel in Berlin nicht verlängern, die letzte Vorstellung mußte unwiderruflich angesetzt werden. Darf man sich wundern, wenn sie dazu den „Freischütz“ wählte, um in derselben Rolle der „Agathe“ Abschied zu nehmen, mit der sie einst ihre Laufbahn hier begonnen hatte? Es war im Mai 1830, gerade zwei Monate vor Eintritt der Juli-Revolution, als sie die Bühne verließ, sicherlich nicht ahnend, nach welchem langen Zeitraum und unter welchen Umständen sie einst zu ihr zurückkehren würde.

Von Berlin trat sie die Reise nach Rußland an. Selbst bis an

die nördlichsten Grenzen des deutschen Vaterlandes, wohin sie ihren Fuß bisher noch nie gesetzt, war ihr Ruf gedrungen; allüberall bewillkommnete man sie mit der größten Zuvorkommenheit und überhäufte sie mit Beweisen der Aufmerksamkeit, die ihr gerade in diesem Augenblick, wo sie ihren künstlerischen Beruf mit einer neuen Sphäre des Wirkens vertauscht hatte und die Heimat abermals für unbestimmte Zeit zu verlassen im Begriff stand, doppelt wohlthätig sein mußten. Für dieses liebevolle, ehrende Entgegenkommen fühlte sie sich zur Dankbarkeit verpflichtet und war daher leicht zu bewegen, in den hauptsächlichsten Städten, die sie auf ihrer Reise berührte, in einer Reihe von Concerten aufzutreten. So wurde denn auch den Bewohnern Hamburgs, Königsbergs und Rigas noch der Genuß zu Theil, die berühmteste Künstlerin ihrer Zeit zu bewundern. Vor allen war es aber das alte, reiche Hamburg, wo ihr Auftreten von großem Erfolg begleitet war. Zu drei Concerten, die anfangs beabsichtigt, mußten noch drei weitere hinzugefügt werden, deren überreiche Einnahmen von der freigebigen Sängerin den Armen der Stadt zugewiesen wurden; aber noch immer hatten bei weitem nicht Alle Gelegenheit gehabt, sie zu sehen und zu hören; durch ein ferneres Dutzend von Concerten wären Hunderttausende mit Leichtigkeit zu verdienen gewesen, wenn die Glückliche es der Mühe werth gefunden, um deswillen ihren Aufenthalt zu verlängern. Auch in Warschau mußten einige Concerte veranstaltet werden, um dem allgemeinen Verlangen zu genügen. Der reiche polnische Adel ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, seine bekannte Freigebigkeit und sein lebhaftes Interesse für die Kunst an den Tag zu legen. Von einigen der reichsten Familien der Stadt wurde die Künstlerin mit so kostbaren Geschenken beehrt, daß sich deren kein Monarch zu schämen gehabt hätte.

Endlich war die russische Hauptstadt erreicht, und der junge Graf durfte sich nunmehr, nachdem Henriette ein für alle Mal der öffentlichen Wirksamkeit entsagt hatte, ungestört des Besitzes seiner liebenswürdigen, auf den Adlerschwingen des künstlerischen Ruhmes so hoch erhobenen Gattin erfreuen. Man hatte von gewissen Seiten vorausgesetzt, daß der Einführung der Gräfin in die höheren Cirkel und bei Hofe, wo die Schranken des Ceremoniells aufs Strengste aufrecht erhalten wurden, unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen

würden; neidische Seelen, die durch den Glanz des neuen Gestirns verdunkelt zu werden fürchteten, mochten es wol schon auf eine recht empfindliche Demüthigung der großen Künstlerin abgesehen haben. Doch der Czar selber, der den Werth der Kunst hinlänglich zu würdigen verstand, vereitelte ihre Pläne. Die Gemahlin des sardinischen Gesandten wurde von den Gliedern der kaiserlichen Familie mit der höchsten Auszeichnung empfangen; Czar Nikolaus erwies ihr eine Aufmerksamkeit, wie man es von dem strengen, in seiner äußern Haltung sonst so gemessenen Fürsten kaum gewohnt war. Der russische Adel, der jede leise Bewegung, jedes Zucken des Mundwinkels des allgewaltigen Herrschers als Gesetz und Richtschnur betrachtete, beeiferte sich von diesem Augenblick an, die ehemalige Sängerin als vollkommen ebenbürtig in seinen Kreisen aufzunehmen. Henriettens Stellung in St. Petersburg, die ihr selber schon während ihrer Reise nach Rußland manche angstvolle Stunde bereitet, war fortan eine der angenehmsten, weder durch Kränkungen noch sonstigen Verdruß getrübte. Der Czar hegte den lebhaften Wunsch, die musikalischen Leistungen der Künstlerin zu bewundern, da er jedoch nicht zugeben durfte, daß die Gemahlin eines fremden Gesandten an seinem Hofe in einem öffentlichen Local als Sängerin auftrete, veranstaltete er in seinem kaiserlichen Winterpalast glänzende Concerte, zu denen auch sonst nicht hoffähige Personen Zutritt erhalten konnten. Wie überall, wo sie noch je erschienen, riß sie auch dieses auserlesene, nicht leicht zu entzündende Publicum des hohen Nordens zur feurigsten Bewunderung, zum rauschendsten Beifall hin. —

Wir überspringen einen beträchtlichen Zeitraum und finden gegen Ausgang der dreißiger Jahre Henriette zu Frankfurt am Main wieder, wohin ihr Gemahl als Gesandter des sardinischen Hofes beim deutschen Bundestag übergesiedelt war.

Es sind nicht die, an und für sich vielleicht höchst interessanten, einem Romanschriftsteller reichen Stoff bietenden Erlebnisse der Gräfin Rossi, die wir hier aufzuzeichnen uns bestreben, sondern es sind vielmehr die wichtigsten Momente der künstlerischen Laufbahn von Henriette Sontag, dem Liebling ihrer Zeit und ihres Volkes, die wir in bunter Abwechslung und rascher Aufeinanderfolge dem Gedächtniß des geneigten Lesers zurückzurufen wünschen. Das Leben in der deutschen

Heimat, an die sie durch tausend süße Erinnerungen geknüpft war, mochte der Künstlerin mehr Annehmlichkeiten bieten, ihrem Bedürfniß nach innigem, herzlichem Verkehr mit bewährten Freunden besser genügen, als der Aufenthalt in der Fremde, selbst wenn sie dort, wie am Hofe des russischen Czaren, mit Glanz und Ehren überhäuft wurde. Frankfurt, gewissermaßen im Mittelpunkt Deutschlands gelegen und ganz in der Nähe der Residenz Darmstadt mit ihren lieblichen Waldanlagen und der romantischen Bergstraße, wohin die Gräfin Rossi nunmehr häufig Ausflüge unternahm, obwol alle ihre dortigen Freunde aus früherer Zeit und auch Großherzog Ludwig I. inzwischen das Zeitliche gesegnet hatten, bildete für Henrietten gewiß den angenehmsten Aufenthaltsort, den sie sich irgend wünschen mochte.

Um diese Zeit hatte eine Ueberschwemmung der Donau in den Städten Ofen und Pesth furchtbare, in den Annalen der Vernichtungswuth der Elemente fast unerhörte Verwüstungen angerichtet. Ganze Straßen waren von den mit unaufhaltsamer Gewalt heranstürmenden Wogen der Erde gleichgemacht worden, viele Menschen hatten in den Fluthen ihren Tod gefunden, Tausende aber, denen ihr Alles von dem wüthenden Elemente geraubt worden, irrten ohne Obdach, ohne Nahrungsmittel umher und sahen sich dem Hungertode preisgegeben, falls nicht mildthätige Menschen ihren dringendsten Bedürfnissen abhalfen. Die Zeitungen waren voll von Schilderungen des herzzerreißendsten Jammers und Elendes. Schleunige Hülfe that Noth, aber freilich mußten ungeheure Summen aufgebracht werden, um nur einen kleinen Theil des Schadens zu decken. Die Bewohner der benachbarten Kaiserstadt blieben keineswegs unthätige Zuschauer; es geschah von dort alles Mögliche, um die augenblickliche Noth zu lindern; leider aber reichten selbst dazu die Mittel kaum aus. Man mußte an die Wohlthätigkeit entfernterer Städte, an die Hülfe ganz Deutschlands appelliren. Es bildete sich ein Verein, der alsbald die nöthigen Schritte that. Sie blieben nicht erfolglos. Wohlthätigkeit, inniges Mitgefühl für die Leiden Anderer ist einer der schönsten Züge im Character des deutschen Volkes. Von allen Seiten liefen Beiträge ein, und bald sollten die durch Unglück heimgesuchten Ungarn inne werden, daß der Deutsche, wo es sich um Linderung von Noth und Elend handelt, keine Unterschiede der Nation kennt.

Auch nach Frankfurt war natürlich die Kunde jener großen Calamität gedrungen. Noch ehe man den ganzen Umfang des erlittenen Schadens kannte, noch ehe man wußte, wie dringend nöthig Hülfe in diesem Falle that, faßte man in der reichen Handelsstadt bereits den Beschluß, zur Linderung des Elends sein Scherflein beizutragen. Die Gräfin Rossi war die Erste, die einen ansehnlichen Beitrag zeichnete, außerdem aber noch, im Verein mit dem unermüdlich thätigen Capellmeister Guhr, den Beschluß faßte, durch ein großartiges Concert eine möglichst bedeutende Summe zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen aufzubringen. Was Guhr in die Hand nahm, pflegte er mit seltener Energie zu betreiben. Der einzige Umstand, daß Henriette Sontag in diesem Concert mitwirken und die Sopran-Solos der aufzuführenden classischen Meisterwerke übernehmen werde, war hinreichend, Alt und Jung in Bewegung zu bringen und dieser musikalischen Aufführung, abgesehen von ihrem wohlthätigen Zweck, eine ganz außergewöhnliche Bedeutung beizulegen. Seit jenen letzten Concerten auf ihrer Reise nach Rußland war sie auf deutschem Boden nicht wieder öffentlich aufgetreten. Andere berühmte Sängerinnen waren aufgetaucht, keine aber hatte Henriette Sontag zu ersetzen vermocht. Es war eine höchst ungünstige Zeit für angehende Künstlerinnen, denn jede hatte sich des gefährlichen Vergleichs mit einer hochberühmten Vorgängerin zu gewärtigen, wobei natürlich keine Stand zu halten vermochte. Die ältere Generation hielt mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit an ihrer Sontag fest, und die jüngere, die sich der berühmten Künstlerin nicht ganz so deutlich zu entsinnen wußte, wurde von dem Glanz des so verlockend, so festtägig klingenden Namens unwillkürlich mit fortgerissen.

Der zum Concert festgesetzte Tag war angebrochen. In den Straßen der alten Kaiserstadt wogte es schon am frühen Morgen, und als allmälig die Sonne höher stieg, strömten Fußgänger und Wagen zu allen Thoren herein, über die steinernen Bogen der alten Mainbrücke schien eine förmliche Procession hinzuwallen, und in der engen Fahrgasse bis hinauf zur Zeile herrschte ein Leben und Treiben, wie man's kaum in der regsten Meßzeit zu finden gewohnt ist. So mochte es zu jener Zeit gewesen sein, wenn die Fürsten und Edlen aus allen deutschen Gauen zur Kaiserkrönung hier zusammenströmten. Und

gerade wie damals, wenn die Krone Karl's des Großen das Haupt eines neuen Herrschers schmücken sollte, so wogte auch heute die Menge nach dem alterthümlichen Dom, in dessen geräumigen Hallen die Krönung vollzogen wurde. Aber nicht Fürsten und Edle, nicht Ritter und Knappen, sondern Männer und Frauen in bürgerlicher Tracht, hin und wieder allerdings auch besternte und betreßte Herren, Militairs in bunten Uniformen drängten sich heute in das Innere des heiligen Gebäudes. Es handelte sich nicht um die Krönung eines Fürsten, nicht um die feierliche Einsetzung eines Gottbegnadeten, vor dessen Macht und Gewalt man demüthig die Knie beugt, in Amt und Würden, sondern es galt vielmehr, Thränen zu trocknen, dem Elend Tausender leidender Mitmenschen durch einen Act der Wohlthätigkeit zu steuern, zugleich aber auch, sich an den höchsten Leistungen der Kunst zu erbauen und die unsterblichen Werke classischer Tondichter in der vollendetsten Ausführung an sich vorüberrauschen zu lassen. —

Das Concert war gewiß eins der großartigsten, die jemals veranstaltet worden. Ueber tausend Musiker und Sänger, unter ihnen manche Künstler ersten Ranges, vereinigten ihre Kräfte, um einen Totaleffect hervorzubringen, wie er nur selten zu erlangen ist. Die classischen Compositionen Mozart's, Händel's, Bach's und Haydn's brausten in der gewaltigsten Fülle und Harmonie durch die weiten Räume und erschütterten die altersgrauen Mauern bis in ihre Grundfesten. Guhr beherrschte mit dem rasch die Luft durchschneidenden Tactstock die Massen wie ein Feldherr seine Armee; er feuerte sie bald zum rauschendsten Forte an, bald dämpfte er den Tonschwall zum sanften, leise verhallenden Piano. Als die Reihe an das erste, von Henriette Sontag auszuführende Sopransolo kam, herrschte athemlose Stille in den Hallen des Domes. Aengstlich und erwartungsvoll lauschte man auf die Wiederkehr jener zauberischen Töne, durch die einst die große Künstlerin alle Herzen erobert. Hatten sie sich auch so rein, so frisch erhalten? Sollte ein volles Jahrzehent nicht hinreichend gewesen sein, ihnen die Weiche und Fülle zu rauben? Da tönte hoch vom Chor herab eine weibliche Stimme, anfangs leise, dann anschwellend und stärker und immer stärker, bis sie zuletzt selbst in dem entferntesten Winkel des gewaltigen Raumes deutlich vernehmbar war

und die volltönenden Accorde der begleitenden Orgel beherrschte. Auch den Ungläubigsten blieb kein Zweifel übrig; es konnte da von keinem Vergleich, von keinem kritischen Maßstab die Rede sein; — Henriette Sontag war und blieb die erste Gesangs-Künstlerin ihrer Zeit, aller Zeiten vielleicht, denn Vollendeteres lag wol außer dem Bereich menschlicher Leistungen.

Der Ertrag des Concerts übertraf alle Erwartungen. Viele waren von der Vortrefflichkeit der einzelnen Leistungen, vor Allem aber von dem herrlichen Gesang der großen Künstlerin so mächtig ergriffen, daß sie den zur Aufnahme freiwilliger Spenden allenthalben vertheilten Kassen beträchtliche Gaben zukommen ließen. Eine höchst ansehnliche Summe, die wol allein schon hinreichen mochte, einen ziemlichen Theil des von dem entfesselten Element angerichteten Schadens zu ersetzen, wurde wenige Tage nach der Aufführung den Nothleidenden übermacht. Das Hülfscommittee in Wien, an dessen Spitze Fürst Metternich stand, drückte in einem in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Schreiben den Veranstaltern und Mitwirkenden jener musikalischen Aufführung seinen Dank aus für den edlen Antheil an dem Schicksal der Nothleidenden, den sie durch ihre so schleunige und umfassende Hülfsleistung an den Tag gelegt. Eine Stelle des Schreibens lautet:

„Der Name der gefeierten Künstlerin Henriette Sontag, die in ihrer deutschen Heimath längst als edelmüthige und jederzeit zur Hülfe bereite Beschützerin der Armen bekannt ist, wird nunmehr auch von den Bewohnern jener schwer heimgesuchten Städte und Dörfer Ungarns mit schwärmerischer Begeisterung genannt. Die Unglücklichen haben uns ersucht, der edlen Retterin ihren innigsten, tiefgefühltesten Dank auszudrücken. Sie werden dereinst noch Kindern und Kindeskindern von jenem höheren Wesen erzählen, das von der himmlischen Macht der Töne, die ein Gott in seine Brust gelegt, einen so uneigennützigen Gebrauch zum Heil der Nothleidenden zu machen verstand.“

Abermals überspringen wir in der Lebensgeschichte der Künstlerin ein volles Jahrzehnt. Es war vielleicht nicht ganz so ungetrübt,

nicht so sorglos verflossen, wie das vorhergegangene; zu den heiteren, glücklichen Stunden hatte sich manche trübe und kummervolle gesellt; die Rosen wurden blässer, begannen zu welken und sich zu entblättern, statt ihrer aber kamen die Dornen, die bisher unter der Blüthenfülle verborgen waren, deutlicher und fühlbarer zum Vorschein. Welchem Sterblichen wäre es vergönnt, in ununterbrochener Dauer den Sonnenschein des Glücks zu genießen? Wessen Himmel sollte in ewiger ungetrübter Bläue strahlen? Gram und Sorgen sind ja das im Testament der Natur uns vermachte Erbtheil, das dem Einen früher, dem Anderen später zufällt, das dem Einen reichlicher, dem Anderen spärlicher zugemessen ist, und worauf leider keine Verzichtleistung, keine freiwillige Entsagung angenommen wird.

Graf Rossi hatte nach einem kurzen Aufenthalt im Haag seinen stets zur Zufriedenheit der Regierung bekleideten Gesandschaftsposten niedergelegt und war aus dem sardinischen Staatsdienst ausgetreten. Abwechselnd hielt er sich bald in dieser, bald in jener größeren Stadt auf, besuchte im Sommer die fashionabelsten deutschen Badeorte und schlug zuletzt seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin auf. Von Jugend auf gewöhnt, nur in den vornehmsten Cirkeln zu verkehren, sich mit allem Glanz und Luxus, den Reichthum hervorzuzaubern vermag, umgeben zu sehen, den Werth des Geldes geringschätzend, da er stets nur in Fülle und Ueberfluß gelebt, ist es wohl begreiflich, daß er auch dann den liebgewordenen Gewohnheiten nicht entsagen mochte und schon um der Welt willen auf dem früheren Fuße fortzuleben versuchte, als seine pecuniären Verhältnisse bereits in Verfall zu gerathen anfingen, und die vorhandenen Mittel eigentlich nicht mehr ausreichten, den früheren Aufwand, den damals seine dienstliche Stellung theilweise erforderte, zu bestreiten. Henriette, in jeder andern Beziehung die trefflichste Gattin und Mutter, war hier selbst zu unerfahren in der Welt, um zur rechten Zeit die nöthigen Einschränkungen eintreten zu lassen. Nur in ihrer frühesten Jugend hatte sie den Mangel kennen gelernt, später sah sie sich durch den überreichen Ertrag ihrer künstlerischen Leistungen mit einem Ueberfluß umgeben, von dem sie stets zwar einen Gebrauch gemacht, der ihrem trefflichen Herzen zur Ehre gereichte, über dessen mögliche Erschöpfung sie jedoch niemals nachzudenken pflegte; vielleicht mochte ihr auch, wenn die leise Ahnung

einer trüben Zukunft sie beschleichen sollte, eine innere Stimme sagen, daß sie im Nothfalle immer noch im Stande sein würde, die Sorge für sich und die Ihrigen zu übernehmen. Ein leichter, fröhlicher Sinn war ihr trotz mancher bitteren Erfahrung aus ihrem früheren künstlerischen Leben immer noch geblieben, stets überließ sie sich mit kindlicher, harmloser Freude dem Glück des Augenblicks, mochte dann der dunkle Schoß der Zukunft bergen was er wollte. Ihre Familie hatte sich im Lauf der Jahre beträchtlich vergrößert. Einige Söhne bezogen bereits höhere Lehranstalten, während die Töchter an der Schwelle des jungfräulichen Alters standen. Die Erziehung dieser Kinder in einer ihrer Geburt und ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Weise verursachte bedeutende Kosten. Einige fehlgeschlagene Speculationen, rasch auf einander folgende Verluste größerer, in Staatspapieren angelegter Capitalien trugen das Ihrige dazu bei, das gräfliche Vermögen, welches immer noch zum Unterhalt einer auf nicht allzu kostspieligem Fuß lebenden Familie hingereicht haben würde, ansehnlich zu verringern. Da kam das für Viele so verhängnißvolle Jahr 1848. Der entfesselte Geist der Freiheit brauste mächtig über Europa dahin, vernichtete die Pläne der gewiegtesten Finanzmänner und untergrub mit Einem Schlage den bisher nur mühsam und künstlich aufrecht erhaltenen Credit der meisten monarchischen Regierungen.

Graf Rossi sah sich mit dem Verlust des letzten Restes seines nicht mehr beträchtlichen Vermögens bedroht. Bittere Sorgen kehrten von diesem Augenblick an in die gräfliche Wohnung ein und machten sich dort im Geheimen um so fühlbarer, da sie vor den lauernden Blicken der neugierig forschenden Welt sorgfältig verborgen gehalten werden mußten. Noch durfte die herkömmliche Lebensweise nicht plötzlich verändert, die gewohnten Beziehungen nicht jäh abgebrochen werden, denn jeder Moment konnte eine günstige Wendung herbeiführen, wodurch die so sehr gefürchteten Verluste wenigstens zum Theil vermieden wurden. Mancher im ersten Augenblick zu Boden geschmetterte Capitalist richtete sich allmälich wieder auf, manche zerrütteten Verhältnisse kamen nach und nach wieder in Ordnung; für die gräfliche Familie wollte aber leider dieser ersehnte Moment nicht eintreten. Ihre Lage wurde mit jedem Tage hoffnungsloser und verwickelter. Ein Theil ihrer Kostbarkeiten, ihre prachtvollen Geräth=

schaften, u. s. w., waren bereits geopfert worden, um den nothwendigsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen. Nur ein Ausweg stand noch offen, dem drohenden Ruin zu entgehen; Henriette, mit Freuden bereit, die eigene Ruhe dem Glück der Ihrigen zu opfern, hatte ihn längst in Vorschlag gebracht, doch um ihres Gatten und ihrer Kinder willen die Ergreifung desselben bis zum letzten entscheidenden Augenblick verschoben.

Es war ein lieblicher Sommerabend des Jahres 1849. Unter den Linden in Berlin herrschte das übliche Leben, es rauschte und schwärmte, wie in der Umgebuug eines Bienenhauses. Der Mond, der eben am tiefblauen Nachthimmel emporstieg, warf sein zitterndes Licht durch das dichte Gezweig der herrlichen Bäume und beleuchtete die Tausende von fröhlichen Spaziergängern, die sich in dem traulichen Zwielicht hin und her bewegten.

Wir verlassen das Gedränge und führen den Leser in eine stillere Seitenstraße, in die nur hin und wieder einige den vornehmen Ständen angehörende Fußgänger, häufiger aber glänzende Carossen mit betreßten Kutschern und reich gallonirten Lakaien einbiegen.

In einem glänzenden Gemach der mittleren Etage eines eleganten Hauses der von der Elite der vornehmen Welt bewohnten Behrenstraße finden wir eine fein gekleidete Dame, die am geöffneten Fenster sitzt und zuweilen forschende Blicke hinunter auf die Straße wirft, als ob sie Jemanden von dorther erwarte. Sie steht nicht mehr im jugendlichen Alter, aber ihre Formen sind voll und gerundet, ihre Züge, obwol in diesem Augenblick durch Sorgen und Bekümmerniß etwas angegriffen, verrathen nicht nur Spuren ehemaliger Schönheit, sondern können noch immer für schön gelten, denn sie zeichnen sich durch seltene Regelmäßigkeit und einen unverkennbaren Ausdruck von Herzensgüte aus. Das einst so ausdrucksvolle Auge hat nur wenig von seinem früheren Glanze verloren, und um den Mund spielt noch immer jenes gewinnende Lächeln, welches einst die Welt entzückt und selbst durch den sonst so mächtigen Einfluß des Kummers nicht völlig vertilgt wurde. Müssen wir hinzufügen, daß wir uns in der Woh-

nung des Grafen Rossi befinden, daß Henriette Sontag, an deren wechselndem Geschick der geneigte Leser im Verlauf unserer Skizze gewiß einigen Antheil genommen, vor uns steht? Die Jahre sind nicht spurlos an ihr vorübergegangen, aber sie haben einen verhältnißmäßig nur wenig merklichen Eindruck hinterlassen; sie vermag in diesem Augenblick noch, wie einst in den Tagen ihres Ruhmes und Glanzes, durch ihr bloßes Erscheinen einen geheimnißvollen, unwiderstehlichen Zauber auszuüben; sie ist noch immer, was sie seit ihrer frühesten Jugend gewesen, ein unendlich liebenswürdiges, ein alle Herzen gewinnendes Wesen.

Die Künstlerin war in tiefes Nachdenken versunken. Sie stützte den Kopf auf die Linke und richtete ihre Blicke bald die Straße entlang, bald empor zum blauen Nachthimmel, an dem hin und wieder die hell blitzenden Sternlein zum Vorschein kamen. Bilder und Träume aus der fernen Vergangenheit mochten ihrer Seele vorschweben, wohlbekannte Gestalten, die sie freundlich grüßten, ihr einladend winkten, im Geiste vor sie hintreten. Hatte sie auch den Verlust äußerer Glücksgüter zu beklagen, so war ihr doch ein reicher Schatz unauslöschlicher Erinnerungen geblieben, und gerade jetzt, in der dunklen, umflorten Gegenwart, machte die leuchtende Vergangenheit ihr Recht geltend und zerstreute für einen Augenblick mit ihren belebenden Strahlen die finstern Nebel, die sich rings auf die Künstlerin und Alle, die ihr lieb und theuer waren, herabzusenken drohten. Ganz in ihre Träume versunken, mochte sie vergessen haben, weßhalb sie eigentlich den Sitz an dem geöffneten Fenster gewählt; die Ankunft des erwarteten Besuchs, der unmittelbar unter ihren Augen das Haus betreten haben mußte, war ihr entgangen, denn sie schrak empor und wußte sich im ersten Augenblick nicht gleich zu sammeln, als der Bediente ins Zimmer trat und einen Fremden anmeldete.

„Der englische Herr, der heute Nachmittag in der Abwesenheit der Frau Gräfin bereits hier war, bittet, vorgelassen zu werden. Er hat diese Karte für Ew. gräfliche Gnaden abgegeben.“

Rasch ergriff die Künstlerin die dargebotene Karte; mit lebhafter Bewegung hafteten ihre Augen auf der zierlichen Schrift, und ein leises: „Er ist’s! Er ist es doch!“ entfloh ihren Lippen. Auf der Karte standen die Worte: „Alfred Simmons, Agent für Mr. Lumley.“

„Laß den Herrn sogleich eintreten, ich bin bereit, ihn zu empfangen."

Der Diener eilte hinaus. Henriette aber preßte die Linke an das heftig pochende Herz, während sie in der Rechten noch immer die Karte hielt, auf der ihre Augen wie fest gebannt waren.

„Er ist's!" sprach sie leise vor sich hin. „Er bringt mir die längst erwartete Nachricht. Noch ein Augenblick, und der Würfel ist gefallen! Jetzt wird es sich zeigen, ob mir die Kunst ein bleibendes Andenken geschaffen hat, oder ob mein Name vergessen und in alle Winde zerstreut ist. O, daß der Himmel mein Flehen erhört hätte!"

Das Eintreten eines elegant gekleideten Herren, der sich ehrerbietig verneigte, jedoch dabei einen neugierig forschenden Blick auf die Gräfin richtete, wie er wol schwer zu unterdrücken ist, wenn man sich plötzlich einer berühmten Persönlichkeit gegenüber sieht, unterbrach das kurze Selbstgespräch.

„Frau Gräfin Rossi — ?"

„Zu dienen, mein Herr," erwiederte die Künstlerin, indem sie auf einen bereitstehenden Sessel deutete und dann sich selber dem Fremden gegenüber niederließ.

„Ich bedaure recht sehr, daß Sie sich heute Mittag vergeblich bemühten. Sie kommen von London und im Auftrage des Herrn Lumley, wie ich aus ihrer Karte ersehe?"

„So ist es, Madame. Vor vier Tagen bin ich von London abgereist und habe mir nur in Hamburg eine Nacht der Ruhe gegönnt, ehe ich nach Berlin aufbrach. Schon längst würden Sie die Antwort auf Ihr geehrtes Schreiben erhalten haben, wäre nicht Herr Lumley zufällig aus London abwesend gewesen, und hätte nicht Ihr Brief ihm nach Frankreich gesandt werden müssen. An demselben Tage noch, als er ihn empfing, schickte er die nöthigen Papiere an mich nach London und ertheilte mir den Auftrag, ohne Säumen hierher zu reisen."

„Sehr verbunden für Ihre Pünktlichkeit, mein Herr. Und welche Nachrichten bringen Sie mir?" fragte die Sängerin, der es schwer fallen mochte, die Bewegung ihres Innern hinter scheinbarer Gleichgültigkeit zu verbergen.

„Lesen Sie selbst," antwortete Herr Simmons, indem er ein Papier aus der Tasche zog und es auf dem Tisch ausbreitete. „Ich bringe den vollständig ausgefertigten Contract, dem nur Ihre Unter-

schrift fehlt, um ihn in Wirksamkeit zu setzen. Herr Lumley fühlt sich durch ihr gefälliges Anerbieten hochgeehrt und schätzt sich glücklich, Ihnen Bedingungen stellen zu können, wie sie dem glänzenden Ruf und der ausgezeichneten Stellung einer so hoch berühmten Künstlerin angemessen sind. Er bietet Ihnen als Primadonna für die bevorstehende dreimonatliche Saison der italienischen Oper in Her Majesty's Theatre zu London die Summe von 7000£ Sterling, nebst 15£ Spielhonorar für jede einzelne Vorstellung, und macht sich verbindlich, diese Summe in drei gleichmäßigen Raten, beim Beginn, in der Mitte und am Schluß besagter Saison an Sie auszuzahlen. Die näheren Angaben finden Sie hier im Contract; Herr Lumley wird sich bemühen, ein Opernpersonal zusammenzubringen, wie es der Mitwirkung einer so ausgezeichneten Künstlerin würdig ist; er wird überhaupt Alles aufbieten, jedem Wunsch der Frau Gräfin zu begegnen, Ihr selbst sowol wie Ihrer Familie den Aufenthalt in London so angenehm als irgend möglich zu machen.

Die Sängerin durchflog mit aufmerksamem Blick den Inhalt des Papiers. Als sie damit zu Ende gekommen war, drückte sich in ihren Mienen eine sichtbare Befriedigung aus, ihre Brust athmete leichter, und die vorher von Kummer etwas umflorten Augen strahlten im gewohnten Glanze. Der Himmel hatte ihr Flehen erhört, ihre Hoffnungen waren nicht getäuscht worden. Eine vielversprechende, für die überstandenen Leiden Ersatz bietende Zukunft lag vor ihr ausgebreitet; zum zweiten Mal wollte sie jenen Schauplatz künstlerischer Thätigkeit betreten, auf dem sie einst mit so beispiellosem Erfolg gewirkt und unvergängliche Lorbeeren geerntet hatte. Wol mochte sie dem verhängnißvollen Augenblick, der sie abermals vor das trügerische Lampenlicht, einer erwartungsvollen Menge gegenüber führen sollte, mit banger Besorgniß entgegensehen. War doch seit jener Zeit, wo Henriette Sontag ihre Triumphe gefeiert und als Stern erster Größe am Kunsthimmel geglänzt hatte, so manches Jahr ins Meer der Ewigkeit zerronnen, war doch mit der Welt und der Künstlerin selbst inzwischen manche wichtige Veränderung vorgegangen! Kunstgeschichte und mündliche Ueberlieferung hatten den Ruf ihres Namens mit zärtlicher Sorgfalt, mit bewunderungswürdiger Pietät bewahrt, — lief sie nicht Gefahr, durch abermaliges Hervortreten unter so ganz veränderten

Verhältnissen die kostbaren Errungenschaften früherer Zeiten zu verlieren? Sie wagte es nicht, an einem Ort zu erscheinen, an dem sie einst in den Tagen ihres Ruhmes geglänzt hatte. Wohin aber sollte sie sich wenden? Deutschland und Frankreich waren Zeuge ihrer Triumphe gewesen; mochte inzwischen auch ein neues Geschlecht herangewachsen sein, die Tradition lebte fort. England allein stand ihr offen; dort durfte die Gräfin Rossi erscheinen, denn man hatte Henriette Sontag nicht gekannt. Und auf England richtete sie sofort ihre Hoffnungen. Ein Schreiben an Herrn Lumley, den unternehmenden Director der italienischen Oper, hatte diesen von ihrem Entschluß, auf die Bühne zurückzukehren, und ihrer Geneigtheit, ein Engagement in London anzunehmen, in Kenntniß gesetzt. Die Antwort ließ lange auf sich warten, und fast fürchtete sie schon, der hochberühmte Name habe seinen Klang, seine einst unwiderstehliche Anziehungskraft verloren. Da endlich erschien die ersehnte, nur durch einen Zufall verzögerte Botschaft und übertraf die kühnsten Erwartungen. Unter Bedingungen, wie man sie vor 20 Jahren kaum ehrenvoller und glänzender gestellt haben würde, sollte sie auf einer der ersten Bühnen der Welt auftreten und hier Gelegenheit haben, die ganze wunderbare Fülle ihrer Kunst, die so lange im Verborgenen geschlummert, zum zweiten Male zu entfalten. Dieser Gedanke nahm sie für den Augenblick so ausschließlich in Anspruch, daß sie selbst in Gegenwart des Fremden, der lediglich in Geschäftsangelegenheiten zu ihr gekommen war, ihre Gefühle nicht vollständig zu beherrschen vermochte.

„Ich hoffe nicht," sagte der Agent des englischen Theaterunternehmers, als er sah, daß während des Lesens eine lebhafte Röthe die Wangen der Künstlerin färbte und eine sichtbare Aufregung sich ihrer bemächtigte, „ich hoffe nicht, daß irgend ein Punkt des Contractes Ihre Unzufriedenheit erregt. Herr Lumley hat mich jedoch selbst für diesen Fall mit ausgedehnter Vollmacht versehen, um allen Ihren Forderungen, soweit sie sich mit seinem Interesse nur im Entferntesten vereinbaren lassen, zu genügen."

„Deuten Sie die Bewegung meines Innern, die ich in diesem Augenblick unmöglich zu unterdrücken weiß, nicht falsch, mein Herr," versetzte die Sängerin. „Die Bedingungen, welche mir Herr Lumley stellt, sind ebenso schmeichelhaft für mich, wie sie allen meinen Wün-

schen aufs Vollständigste entsprechen. Ein anderer Gedanke ist es, der mich in diesem Moment mächtig ergreift, der selbst ängstliche Befürchtungen in mir aufsteigen läßt. Werde ich den hochgesteigerten Erwartungen, die man in England von mir hegt, für die selbst dieser sonst so ehrenvolle Contract Zeugniß abgelegt, zu entsprechen im Stande sein? Werde ich es wagen dürfen, vor dem ausgewählten Publicum der größten Weltstadt zu erscheinen, das einen künstlerischen Maßstab anzulegen gewohnt ist, dem ich vielleicht nicht mehr zu genügen vermag?"

„Fürchten Sie das nicht, gnädige Frau. Es hieße die Bescheidenheit zu weit treiben. Sie haben gegründete Ansprüche an die Bewunderung und Anerkennung der Welt, und in England wird Ihnen beides in reichem Maße zu Theil werden. Das englische Publicum ist weder des feinen Kunstgeschmacks so baar, noch so wenig zartfühlend und so rücksichtslos, wie es häufig auf dem Continent geschildert wird. Ich glaube Ihnen die Versicherung ertheilen zu dürfen, daß Sie es niemals bereuen werden, gerade England der Auszeichnung gewürdigt zu haben, Sie bei Ihrer Rückkehr zur Kunst zuerst begrüßen zu dürfen."

„So mag es denn sein!" rief die Sängerin rasch entschlossen, indem sie die Feder ergriff und sich zum Unterzeichnen anschickte. „Die Zeit des Bedenkens und Ueberlegens ist verstrichen. Was der dunkle Schooß der Zukunft auch bergen mag, ich bin auf Alles gefaßt. Jene Laufbahn, die mich einst zum Glück, zum Ruhm geleitet, breitet sich aufs Neue vor mir aus. Der Himmel weiß, daß ich sie nicht aus Ehrgeiz, nicht aus eigennützigen Absichten betrete. Sollte mir dies Mal eine Täuschung bereitet werden, sollte ich vielleicht mein'e schwachen Kräfte überschätzt haben, so würde ich mich mit Fassung und Geduld in das Unvermeidliche fügen, denn meine Absichten waren rein, ich that, was ich thun zu müssen glaubte."

Mit einen raschen Federzuge, ohne den Blick zu verwenden, setzte sie ihren Namen unter den Contract, faltete dann das Papier und überreichte es Herrn Simmons mit anmuthigem Lächeln.

„Hier mein Herr, ich habe mein Wort gegeben und werde es lösen. Uebersenden Sie diese Papiere unverzüglich an Herrn Lumley, und lassen Sie ihn wissen, daß ich zur bestimmten Zeit zu seiner Verfügung

stehen werde. Und nun, mein Herr," fügte sie, sich von ihrem Sitz erhebend, hinzu, „erlauben Sie mir, da unsere Geschäfte abgethan sind, Sie bei meiner Familie einzuführen. Sie sind gewiß im Stande, uns manche schätzenswerthe Mittheilungen zu machen, manche nützliche Winke zu ertheilen über die Sitten und den Geschmack des englischen Publicums, vor dem ich demnächst erscheinen werde; auch sollen Sie nicht nach London zurückkehren, ohne wenigstens Herrn Lumley und den dortigen Kunstfreunden eine Andeutung dessen geben zu können, was sie von den musikalischen Leistungen der neuen Primadonna, die einen Namen trägt, an den man vielleicht allzu hohe Vorstellungen knüpft, in Wahrheit zu erwarten haben."

Sie schritt voraus nach der Thür des Nebenzimmers, und Herr Simmons folgte mit einer höflichen Verbeugung ihrer Einladung.

Einige Stunden später wurde die gesammte Dienerschaft des gräflichen Hauses, die im Lauf der letzten Monate schon sehr zusammengeschmolzen war, in den geräumigen Vorsaal beschieden, welcher sich unmittelbar an das Gesellschaftszimmer des mittleren Stockwerks anschloß. Auf den Mienen Aller malte sich Neugier und Verwunderung; sie ahnten vielleicht, weßhalb sie zusammenberufen worden, doch wagten sie nicht, sich gegenseitig darüber auszusprechen. Stumm und erwartungsvoll harrten sie der Befehle, die man ihnen ertheilen werde. Im Gesellschaftszimmer waren außer der gräflichen Familie nur wenige Fremde versammelt. Es ging stiller und geräuschloser darin zu, als man es sonst wol gewohnt war. Nach einer kleinen Weile wurden einzelne Accorde auf dem Flügel angeschlagen. Gleich darauf sang eine wunderliebliche, doch aber kräftig und volltönende Stimme die große Arie aus dem „Freischütz": „Und ob die Wolke sie verhülle". Athemlos lauschte die Dienerschaft dem herrlichen Gesang, der durch die leicht angelehnte Flügelthür in ungeschwächter Kraft heraus auf den Vorsaal drang. Seit Monaten hatte man in diesen Räumen, wo ehemals Musik und Gesang fast niemals verklungen, in denen sich die berühmtesten Notabilitäten der Kunst zu begegnen pflegten, die freudigen, festlichen Klänge nicht mehr vernommen. Die Nachtigall, die sonst mit ihrer Silberstimme Alle zu bezaubern verstand, war gänzlich verstummt. Um so mehr mußte man sich wundern, so plötzlich und unerwartet, scheinbar ohne besondere Veranlassung, den früheren Zu-

stand zurückkehren zu sehen und durch den meisterhaften Vortrag einer der classischen Compositionen Weber's überrascht zu werden.

„Nein, nein," meinte ein alter Diener kopfschüttelnd, „sie kann es nicht selber sein. Diese Stimme klingt zu frisch und jugendlich; wir haben sie ja tausend Mal gehört, aber so pflegte sie nie zu singen. Es ist nicht anders möglich, es muß die junge Comtesse gewesen sein, obwol ich auch nicht begreifen kann, wie sie plötzlich eine solche Uebung, eine so staunenswerthe Fertigkeit erlangt haben mag."

„Wo denkst Du hin?" versetzte ein Anderer. „In ganz Berlin — was sag' ich? in ganz Deutschland gibt's nur Eine, die so zu singen versteht. Und wenn die ersten Sängerinnen von der Oper herkommen und ihre ganze Kunst aufbieten, sie bringen das nicht zu Wege. Die junge Comtesse ist in jeder anderen Hinsicht das lebende Ebenbild ihrer Mutter, sie ist so schön, so gut, so liebenswürdig — was aber die Stimme, die natürliche Anlage zur Kunst, so was man Genie nennt, anlangt, so ist sie eben eine geborene Comtesse und keine Henriette Sontag."

„Still, still mit Eurem Geplauder!" fiel ein Dritter ein. „Sie singt abermals!"

Wirklich begann der Gesang von Neuem. Dies Mal war es das allbekannte, rührende Volkslied von Abt: „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n", das die Sängerin mit einem so zarten Schmelz, einem so wehmüthigen Ausdruck vortrug, daß im Vorsaal kein Auge trocken blieb. Nun wurde es der versammelten Dienerschaft klar, weßhalb sie hierher beschieden worden. Es galt einen für Alle schmerzlichen Abschied, auf den sie zwar längst vorbereitet gewesen, ohne ihn jedoch für so nahe bevorstehend zu halten. Kaum waren die letzten Töne des Liedes verhallt, als sich die Flügelthür rasch öffnete und Henriette Sontag in einem einfachen weißen Gewande, das Haar mit einem Rosenbouquet geschmückt, mitten unter die Leute trat. Einige Worte, die sie zu ihnen sprach, bestätigten bald die gehegten Befürchtungen. Schon in wenigen Tagen wollte sie nach England abreisen, um dort die Bühne wieder zu betreten. Mit den herzlichsten Worten nahm sie Abschied von denen, die bisher täglich um sie gewesen, dankte ihnen für die geleisteten Dienste und die bewiesene Treue, fügte dort noch

einen aufrichtigen Wunsch, hier eine gutgemeinte Ermahnung hinzu, und theilte endlich eine Anzahl werthvoller Geschenke unter die Leute aus, mit der Bitte, diese Gaben als Andenken an ihre Person sorgfältig zu bewahren. Wer sie in diesem Augenblick gesehen hätte, wie sie so anspruchslos mitten unter der Gruppe stand, wie sie jedem Einzelnen freundlich die Hand drückte, wie sie selber sich der Thränen nicht erwehren konnte, die in Aller Augen glänzten, der würde eher geglaubt haben, daß hier eine Freundin aus liebgewordenem Freundeskreise ausscheide, als daß sich eine Herrin von ihrer Dienerschaft verabschiede. Die übrigen Glieder der gräflichen Familie, sowie die Fremden, die Zeugen dieser ergreifenden Scene waren, welche für den liebenswürdigen Character der Künstlerin ein so sprechendes Zeugniß ablegte, standen an der geöffneten Flügelthür und vermochten gleichfalls ihre Rührung nicht zu bemeistern. Als Henriette bei Allen der Reihe nach herumgegangen, eilte sie an das Instrument zurück, schlug einige Accorde an und begann nochmals das zuletzt gesungene Lied. Die Dienerschaft drängte ihr nach, hemmte jedoch zwischen der weit geöffneten Flügelthür athemlos lauschend die Schritte, als die wunderbaren Töne so tief aus der Brust der Sängerin quollen und mächtig an die Herzen der Hörer schlugen. Wenn es möglich war, so sang sie dies Mal noch ausdrucksvoller, noch ergreifender. Ein leises, anfangs mühsam zurückgehaltenes, dann aber um so gewaltsamer hervorbrechendes Schluchzen mischte sich unter den Gesang. Auch die Stimme der Künstlerin begann zu zittern, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Als sie beim Refrain der zweiten Strophe, bei den Worten: „Scheiden thut weh!“ angelangt war, vermochte sie ihre Fassung nicht länger zu behaupten; sie sprang von dem Sitz auf, drückte das Taschentuch fest vor die Augen und eilte nach der Thür des Nebenzimmers. Auf der Schwelle blieb sie einen Augenblick stehen, winkte nochmals Lebewohl und verschwand. —

Zwei Tage später befand sich Henriette Sontag mit ihrem Gemahl und ihren beiden ältesten Töchtern auf dem Wege nach England. Das elegante Hotel in der Behrenstraße aber war von Morgens früh bis spät in die Nacht von neugierigen Besuchern gefüllt, die theils die Gelegenheit ergreifen wollten, die von der berühmten Künstlerin bewohnten Räume, in denen einst so viel Leben und Lust geherrscht, in

Augenschein zu nehmen, theils aber irgend etwas von den zum Verkauf ausgebotenen Geräthschaften ihres Haushalts an sich zu bringen wünschten, um so ein bleibendes Andenken an Henriette Sontag zu besitzen, deren künstlerische Leistungen zwar einer entschwundenen Zeit angehörten, die sich jedoch durch die Freundlichkeit und Mildthätigkeit ihres Characters die allgemeinste Achtung und Liebe erworben hatte.

Es war ein in der modernen Kunstgeschichte sonder Zweifel bedeutungsvoller Moment, als Henriette Sontag, nach einem Zwischenraum von zwanzig Jahren, zum zweiten Mal die Bühne betrat und vor dem auserlesensten Publicum Londons in der Rolle der „Desdemona“ in Rossini's „Othello“, einst eine ihrer glänzendsten Partien, erschien. Mehrere berühmte Sängerinnen hatten der staunenden Welt bereits den Beweis geliefert, daß wahre Kunst niemals altert. Die große Catalani, das musikalische Wunder des 18. Jahrhunderts, war im fünfundfünfzigsten Lebensjahre auf der Scala zu Mailand mit Blumen und Lorbeerkränzen überschüttet worden, selbst im zweiundsechzigsten war sie noch mit bedeutendem Erfolg in kleineren Räumlichkeiten, die keinen zu starken Aufwand an Stimme erforderten, aufgetreten. Madama Pasta, die unmittelbare Vorgängerin der Malibran und Sontag, die ihren Ruhm auf diese beiden vererbt, denen sie als Vorbild diente, hatte noch im fünfzigsten Jahre eine ehrenvolle Stellung unter dem activen Personale der großen Oper zu Paris eingenommen. So konnte es denn an und für sich nicht gerade als eine unerhörte Erscheinung gelten, wenn Henriette Sontag im siebenundvierzigsten Lebensjahre — so alt etwa mochte sie sein, als sie zum zweiten Mal die Bühne betrat — die schwierige Stellung als Erste Sängerin einer der vorzüglichsten Operngesellschaften und vor einem Publicum behauptete, welches mit den Leistungen der berühmtesten Gesangskünstler der Zeit vertraut war. Einzig in seiner Art aber, und ohne Beispiel vielleicht für alle Zeiten war der Fall, daß eine Künstlerin, nachdem sie zwanzig Jahre lang der öffentlichen Wirksamkeit gänzlich entsagt und zur Erhaltung und Fortbildung ihrer künstlerischen Anlagen wenig gethan hatte, an das gefährliche Licht der

Lampen herantreten und augenblicklich wieder denselben erhabenen Standpunkt einnehmen konnte, den sie vor so vielen Jahren behauptet, und den ihr inzwischen so manche reich begabte Rivalin streitig zu machen versucht hatte.

Henriettens erster Gastrollencyklus in London war ein so vollständiger Triumph, wie er nur je von einer Bühnenkünstlerin gefeiert wurde. Das englische Publicum, dem überdies die in vielfacher Beziehung so äußerst merkwürdige Vergangenheit der deutschen Sängerin ein lebhaftes Interesse einflößte, war ganz vorzüglich geeignet, ihren hohen Werth als darstellende Künstlerin zu schätzen. Henriette Sontag war nicht nur groß als Sängerin, sie war nach dem einstimmigen Urtheil der Kunstkritiker verschiedener Zeiten und Länder fast noch größer als Schauspielerin. Mochte ihre glockenreine Stimme im Lauf der Jahre ein wenig an Fülle, Umfang und Frische verloren haben, so war doch die unbeschreibliche Grazie ihres ganzen Wesens, die ästhetische Vollendung ihres äußern Auftretens unverändert dieselbe geblieben, ja, sie mochte sie sogar durch das vieljährige Bewegen in den höchsten und feinsten Cirkeln der Gesellschaft, durch die für geniale künstlerische Naturen so erfolgreiche Schule des Lebens noch erhöht und vervollkommnet haben. Und gerade diesen Vorzug, den nicht leicht je eine andere dramatische Künstlerin in gleich hohem Grade besessen, verstand das der höheren Gesellschaft und den künstlerischen Kreisen angehörende Publicum, welches sich beim Auftreten der Sontag in Her Majesty's Theatre zu London zu versammeln pflegte, ganz besonders zu würdigen.

Als die Nachricht von den glänzenden Triumphen, welche Henriette Sontag in London feierte, nach dem Continent hinüberdrang, konnte sie nicht verfehlen, in der Kunstwelt eine fast beispiellose Sensation hervorzurufen. Nicht nur aus dem benachbarten Frankreich, namentlich aus Paris, sogar von entlegneren Punkten Deutschlands, vom Rhein, aus Berlin, aus den Hansestädten, strömten die Verehrer der Künstlerin in beträchtlicher Anzahl nach London, um sich durch eigene Anschauung von der Wahrheit des fast unglaublich klingenden Gerüchts zu überzeugen, daß Henriette Sontag abermals mit siegender Allgewalt eine Stellung erobert, in der sie einst die Welt entzückt, der deutschen Musik und der dramatischen Kunst zur höchsten Ehre gereicht.

Aus Paris kamen die berühmtesten Musiker und Componisten, unter ihnen Auber und Halevy, um der Künstlerin ihre Huldigungen darzubringen. Auch der Director der Großen Oper stellte sich ein und suchte Henrietten zur Annahme eines Engagements in Paris zu bewegen, wobei er ihr die schmeichelhaftesten und günstigsten Bedingungen anbot. Doch alle Bemühungen blieben erfolglos. Die Pariser sollten fürs Erste auf diesen Kunstgenuß verzichten, denn die Sängerin fühlte sich nach dem Lande ihrer Geburt, nach jenen heimischen Stätten hingezogen, von denen sich ihr Ruf zuerst verbreitet hatte, wo man ihr einst so unvergeßliche Zeichen der Liebe und des Wohlwollens gegeben. Nun, da sie sich überzeugt, daß das himmlische Feuer der Kunst in ihrem Busen noch nicht erloschen, daß sie auch in der Gegenwart noch eine ihrer Vergangenheit entsprechende Stellung einzunehmen befähigt sei, wollte sie keinen Augenblick säumen, nach Deutschland zurückzukehren, um dort die Erinnerungen vergangener Zeiten wieder aufzufrischen. Lumley, dem aus diesem Gastspiel ein bedeutender Gewinn erwachsen war, gab sich große Mühe, das Engagement über die ursprünglich festgesetzte Zeit hinaus zu verlängern, doch auch seinen Anträgen schenkte die Künstlerin kein Gehör. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie über den Canal nach dem lieben Deutschland, wo sie, wie ehemals, die unvergänglichen Schöpfungen der vaterländischen Meister, Mozart und Weber, verherrlichen, wo sie das der Brust entströmende Lied in die melodischen Laute der trauten Muttersprache einkleiden konnte.

Dem Norden des deutschen Vaterlandes, der sie einst erst am Schlusse ihrer theatralischen Laufbahn kennen gelernt, ward jetzt der Vorzug, die Künstlerin bei ihrem Wiedererscheinen auf deutschem Boden zuerst begrüßen zu dürfen. Die Räume des Stadttheaters zu Hamburg hatten wol selten noch ein so zahlreiches und begeistertes Auditorium aufgenommen, als an jenen Sommerabenden des Jahres 1850, an denen Henriette Sontag in ihren beliebtesten Partien auftrat. Der Hohe und der Niedere, der Reiche und der Arme — Alles drängte sich herzu, Keiner mochte zurückbleiben.

Und wie es in Hamburg gewesen, so war es überall, wohin sie den Fuß nur setzte. Berlin sollte diesmal nicht das Glück genießen, sich ihrer Leistungen zu erfreuen; conventionelle Rücksichten bewogen

sie, die preußische Hauptstadt zu umgehen. Sie hatte sich dort eine längere Reihe von Jahren hindurch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegt, und es würde nun manche schmerzliche Erinnerungen in ihr erweckt haben, auf der dortigen Bühne zu erscheinen. Von einigen Seiten wird versichert, daß sie willens gewesen sei, in Berlin aufzutreten; die Intendantur der königlichen Bühne habe ihr jedoch in höherem Auftrag, übrigens in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, den Wunsch zu erkennen gegeben, von diesem Vorhaben abzustehen. Vielleicht würde es die Etiquette des preußischen Hofes verletzt haben, der Gemahlin eines Grafen und ehemaligen Gesandten auf der Bühne den wohlverdienten Beifall zu spenden. Was Berlin entbehren mußte, wurde Leipzig, wo man sie früher schon so enthusiastisch aufgenommen hatte, in desto reicherem Maße zu Theil. Ihr Gastspiel am Hauptsitz des deutschen literarischen Geschmackes, in dem kunstsinnigen Klein-Paris, welches, wie Altvater Göthe versichert, „seine Leute bildet", verlängerte sich auf mehrere Monate und war vom glänzendsten Erfolge begleitet. Jenny Lind hatte ihrer Zeit eine heilige Scheu vor der scharfen Leipziger Kritik an den Tag gelegt und sich um keinen Preis dazu verstanden, ihr kostbares Nachtigallengefieder von den verteufelt scharfen Schnäbeln und Krallen des in Klein-Paris versammelten Journalistenheeres zerfetzen zu lassen. Henriette Sontag hingegen stürzte sich wie ein argloses Kind in den gefährlichen Höllenschlund. Und die Leipziger Kritik fühlte ein menschliches Rühren, sie bewies, daß sie den Sinn für das wahrhaft Schöne und Romantische noch nicht verloren und stimmte bereitwillig ein in den allgemeinen Jubel. Nun durfte auch der Ungläubigste nicht länger zweifeln. Es stand fest, daß die Jahre in der That spurlos an der Künstlerin vorübergezogen, daß sie jetzt, wie einst, die Krone, die Perle des deutschen Gesanges war.

Was den Berlinern innerhalb ihrer eigenen Mauern zu bewundern versagt war, wollten sie wenigstens in der Ferne genießen. Ein Glück, daß die Leipziger Eisenbahn bereits vollendet, sonst hätte man in Berlin wol nicht Wagen und Pferde genug auftreiben können, um die Schaaren der Neugierigen nach Leipzig zu schaffen. Bei einzelnen Vorstellungen kam der unerhörte Fall vor, daß in Leipzig selbst für theures Geld keine Billets mehr zu haben waren, da sämmtliche Sitze

des Hauses schon mehrere Wochen zuvor von Berlin aus mit Beschlag belegt worden. Ein Berliner, der zufällig in das Theater getreten, würde seinen Augen und Ohren kaum getraut haben, wenn er sich so plötzlich von lauter wohlbekannten Gestalten, echten Berliner Physiognomien und königlich preußischen Uniformen, umgeben gesehen, wenn er, statt des breiten sächsischen Dialekts, allenthalben, in den Logen, im Parterre und auf den Gallerien, das feinste, echteste Berlinisch vernommen hätte.

Da saßen sie, dicht zusammengedrängt, die alten, ergrauten Häupter, die kahlen Scheitel. Ihre Rücken waren krumm geworden von der Last der Jahre, ihre Gesichter hatten sich mit Furchen und Runzeln bedeckt, die Kraft ihrer Augen war geschwächt von den angestrengten Arbeiten im Comptoir und in der Kanzlei, und sie mußten sich der Brillen und Lorgnetten bedienen, um den Gegenstand ihrer Bewunderung gehörig beaugenscheinigen zu können; dort oben aber, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, vor den Lampen, die ein taghelles Licht verbreiten, erschien sie, die Gefeierte, im Glanz der Jugend und der Schönheit, den selbst eine sorgfältige Prüfung nicht abzustreifen vermochte, das wohlbekannte gewinnende Lächeln auf den Lippen, dieselben ergreifenden, zauberhaften Töne aushauchend, die schon fast vor einem vollen Menschenalter alle Hörer hingerissen. War es ein täuschendes Bild der Phantasie oder war es Wirklichkeit? Waren die dazwischen liegenden Jahre mit ihrem Heer von Gram, Mühen und Sorgen ein böser Traum, der jetzt, beim Erscheinen der himmlischen Morgenröthe, beim Herannahen der Königin des Tages wie ein nächtlicher Schatten verflog? Standen sie wirklich noch im Frühling, im Sommer des Lebens? War jene schöne Zeit der patriotischen, der national-künstlerischen Begeisterung wiedergekehrt, als Karl Maria von Weber's volksthümliche Melodien durch alle deutschen Gauen brausten? Verwirrt und erstaunt wendeten sie ihre Blicke von der zauberhaften Erscheinung auf ihre nächste Umgebung, Einer sah den grauen Kopf, die verwelkten, durchfurchten Züge des Andern — da schwand das liebliche Traumbild, und sie wurden deutlich genug inne, daß für sie selber der Abend des Lebens hereingebrochen, und daß die Künstlerin allein die Bevorzugte war, daß nur ihr

ein Wunder der Natur den ungeschwächten Reiz der Jugend, die allgewaltige Macht der Töne bewahrt hatte.

Wie einst Henriette so wesentlich dazu beigetragen, den Opern Weber's Geltung zu verschaffen, sie auf den deutschen Bühnen einzubürgern, so erwarb sie sich auch jetzt wieder durch deren Vorführung in der meisterhaftesten, vollendetsten Gestalt ein hohes Verdienst. „Agathe" und „Euryanthe" waren und blieben ihre Lieblingsrollen, in denen sie alle anderen Künstlerinnen weit in den Schatten stellte. Die Kritiker und Kunstfreunde erkannten ihr schon um deswillen bereitwillig und ohne Widerrede den Preis zu, da sie diese Partien unter Leitung des genialen Tondichters selber einstudirt und sich einst mit ihrer Aufführung seinen Beifall im vollsten Maße erworben hatte.

In Süddeutschland, wo Henriette Sontag im Laufe des folgenden Winters und Sommers an allen bedeutenden Bühnen eine Reihe von Vorstellungen gab, war der Erfolg kein geringerer. Vor allen waren es die Bühnen zu Frankfurt und Darmstadt, auf denen man sie mit einem Sturm des Beifalls begrüßte, wie er an diesen Orten wol noch niemals gespendet worden. Zu Darmstadt gewahrte man unter der Menge, die bei ihrem Auftreten die Räume des Hoftheaters füllte, regelmäßig eine alte, etwas sonderbar gekleidete, grauköpfige Figur, die übrigens mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf den Gesang der Künstlerin lauschte und jedes Mal am Schluß einer von ihr vorgetragenen Nummer die Hände so kräftig in Bewegung setzte, wie es der feurigste, dem Alter selten eigene Kunstenthusiasmus nur irgend vermag.

Der alte Mann hatte guten Grund zu dieser lebhaften Aeußerung von Freude und Begeisterung. Er war Conrector und Lehrer in einer höheren Schule gewesen, außerdem schätzte man ihn als Local- und Gelegenheitsdichter, und manche seiner Lieder waren von Abbé Vogler und von dem berühmten Darmstädter Orgelspieler und Kirchencomponisten Rink, mit denen beiden er lange Jahre hindurch innig befreundet gewesen, in Musik gesetzt worden. Vor 35 Jahren hatte der alte Conrector der damals dreizehnjährigen Henriette Sontag auf Befehl des Großherzogs Ludwig I. Unterricht in der Declamation ertheilt, und daß sie später eine so große Künstlerin, eine so meisterhafte Darstellerin geworden, war natürlich, nächst ihrem eigenen angeborenen Talent, sein unbestreitbares Verdienst, welches er niemals verfehlte,

bei aller Welt ins gehörige Licht zu setzen. Es gab für ihn keinen größeren Genuß, als Jedem die Versicherung zu geben, daß er schon damals die nachmalige Größe der Künstlerin vorhergesagt habe. Einst, als sie während des Unterrichts den „Handschuh" von Schiller declamirte, ergriff sie im Feuer des Vortrags den auf dem Tisch liegenden Handschuh ihres Lehrers und schleuderte ihn, indem sie die Position des „Ritter Delorges" einnahm, dem erstaunten Mentor, dem sie sich in diesem Augenblick als „Fräulein Kunigunde" vorstellte, mit so unnachahmlicher Grazie ins Gesicht, daß der Conrector, der damals freilich noch Collaborator war, sie vor Freude beim Kopf faßte und tüchtig abküßte und dann spornstreichs zum Abbé Vogler hinlief, um ihm die Mittheilung zu machen, daß hinter der kleinen Jette eine ganz gewaltig große Jette stecke, die ihnen dereinst Allen über den Kopf wachsen werde. Als Henriette Sontag ein Dutzend Jahre später als gefeierte Künstlerin nach Darmstadt gekommen war, hatte der Conrector zur Bewillkommnung eine Ode im Horaz'schen Versmaß verfaßt und sie in eigener Person, versteht sich im schwarzen Frack und gelben Glacéhandschuhen, überreicht. Die Sängerin hatte den Lehrer stets in gutem Andenken behalten und ihm noch später, als sie aus dem benachbarten Frankfurt häufig nach Darmstadt hinüberkam, Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegeben. Wer mochte dem alten Manne die fast kindliche Freude mißgönnen, die er empfand, da er nach einer so langen Reihe von Jahren seine einstige Schülerin, bei deren Anblick er sich so lebhaft in längst entschwundene Zeiten zurückversetzte, wieder im alten Glanze vor sich sah?

Um diese Zeit konnten die deutschen Blätter nicht genug Wunder erzählen von der enthusiastischen Aufnahme, welche Jenny Lind in den Ver. Staaten gefunden hatte, von den ungeheuren Summen, die sie dort verdienen sollte. Henriette, die nicht aus künstlerischer Eitelkeit, sondern einzig und allein aus dem Grunde zur Bühne zurückgekehrt war, ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen, ihren herangewachsenen Kindern eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen, las jene Berichte mit besonderem Interesse. Schon während ihres Aufenthalts in England hatte sie den Plan gefaßt, eine Kunstreise nach Amerika zu unternehmen, damals war sie aber davon abgekommen, weil sie sich zunächst nach Deutschland zurücksehnte, und weil

man ihr zugleich versicherte, daß in Amerika der Sinn für die Kunst noch nicht in dem Grade rege sei, um dort auf besondern Erfolg rechnen zu können. Jetzt sah sie ein, daß man ihr nicht recht berichtet, oder daß sich wenigstens im Laufe weniger Jahre in den Vereinigten Staaten Vieles geändert hatte. Die dringenden Bitten ihrer französischen Freunde, in der Großen Oper zu Paris aufzutreten, hatte sie bisher unter dem Vorwande abgelehnt, sich zuerst in ihrem eigenen Vaterlande allenthalben umsehen zu wollen; nun aber, da ihre Rundreise durch Deutschland beendet war, hätte sie sich wol zum Auftreten in Paris entschließen müssen, was sie sonst aus mehrfachen Gründen zu umgehen wünschte. Ein dauernder Aufenthalt daselbst mochte ihr wol verleidet sein. Man hatte die Künstlerin einst in den Himmel erhoben, man hatte der Gräfin gehuldigt, — die zur Bühne zurückgekehrte Gräfin aber mußte, trotz alles Jubels und aller Begeisterung, doch wol hin und wieder die Erfahrung machen, daß die Rosen, welche die Kunst bietet, keineswegs ohne Dornen sind. In den Becher der Freude, den man ihr bot, fiel wol mancher bittere Wermuthstropfen. Wo sie es am wenigsten erwartet und verdient hatte, wurde ihr zuweilen eine Kränkung und Zurücksetzung bereitet. Henriette Sontag aber hatte von jeher und in allen Lagen ihes vielbewegten Lebens jenen edlen Stolz besessen, der sich auf Selbstachtung und die Ueberzeugung des eigenen Werthes gründet. Aus den kleinlichen, beengenden Verhältnissen, die sie umgaben, sehnte sie sich in eine freiere Sphäre der Thätigkeit, wo sie für die Kunst leben und wirken, zugleich aber auch die Zukunft der Ihrigen dauernd befestigen konnte.

Alle diese Bedingungen mußte nach ihrer Ueberzeugung eine mehrjährige Kunstreise nach den Ver. Staaten erfüllen. Dort durfte sie hoffen, im Laufe weniger Jahre so viel zu erwerben, um den Rest ihres Lebens im Schooße ihrer Familie ruhig und sorglos genießen zu können; zugleich aber eröffnete sich ihr jenseits des Atlantischen Oceans, wo schon so viele Hunderttausende ihrer Landsleute eine glückliche Heimath gefunden hatten, die verlockende Aussicht, der deutschen Kunst, die unter den drückenden Verhältnissen der Zeit im alten Vaterlande nicht mehr recht zu gedeihen vermochte, ein neues und ehrenvolles Feld der Wirksamkeit anzubahnen.

Der einmal gesetzte Plan wurde noch im Laufe desselben Jahres

zur Ausführung gebracht. Begleitet von ihrem Gatten und ihren beiden Töchtern schiffte sich Henriette Sontag im August 1852 in Liverpool auf einem amerikanischen Dampfer ein und landete nach einer raschen Fahrt wohlbehalten in New York. Wir unterlassen es, ihre Erfolge auf dem Boden der neuen Welt, die denen in der alten völlig gleichkamen, ausführlicher zu schildern. Nur ein Zug, nur eine Scene, die mit der öffentlichen Wirksamkeit der Künstlerin nichts zu schaffen hatte, für ihren trefflichen, liebenswürdigen Character aber sprechendes Zeugniß ablegt, möge hier umsoweniger übergangen werden, da wir die Wahrheit derselben verbürgen können.

Im östlichen Bezirk des mittleren Theiles der Stadt New York, in den Straßen, die zunächst des East River gelegen sind, herrscht, namentlich zur Winterszeit, wenn die Arbeit seltener und der Verdienst geringer wird, mehr Noth und Elend, als wol Mancher auf dem freien Boden Amerika's, von dem man das hohlwangige Gespenst des Pauperismus verbannt glaubt, voraussetzen möchte. Es sind die unbemittelten Einwanderer, vorzüglich die Deutschen, denen es in der neuen Heimat nicht so bald gelingen will, sich eine etwas behaglichere Existenz zu verschaffen, die in diesem Stadttheil, in den hohen, oft von zwanzig und mehr Familien bewohnten, durch äußere und innere Reinlichkeit nur selten sich auszeichnenden Häusern ein billiges Obdach suchen. Wol mag schon Mancher zu diesen traurigen Quartieren seine Zuflucht genommen haben, der einst in glücklicheren Tagen daheim ein schönes, wohnliches Haus besaß, unter dessen Dach er im Kreise seiner Lieben, die jetzt zerstreut oder begraben sind, die Freuden eines Daseins genoß, das ihm in der gegenwärtigen Gestalt fast zur drückenden Last wird.

Im vierten Stockwerk eines dieser Häuser, in einem engen, zweifenstrigen Stübchen, dessen kahle, weißgekalkte Wände einander so nahe gegenüberstanden, daß man sich bedrückt und beengt zwischen ihnen fühlte, lag ein alter kranker Mann. Die Ausstattung des kleinen Raumes war mehr als dürftig, doch herrschte eine Sauberkeit und Ordnung darin, die bei aller Aermlichkeit einen wohlthuenden, fast behaglichen Eindruck hervorbrachte. Keine Gardinen schmückten die Fenster, aber an Scheiben und Holzwerk war kein Stäubchen, kein

Schmutzfleck zu finden; kein Teppich bedeckte den Fußboden, aber die Dielen waren blendend weiß gescheuert und, vor dem Lager des alten Mannes lag ein Stück eines alten Shawls ausgebreitet, damit sich der Kranke nicht erkälten möge, wenn er den Fuß auf den Boden setzte. Das Bett, welches fast die ganze Breite des Raums einnahm, so daß eben nur noch der einzige Stuhl davor stehen konnte, war bei Weitem das beste Möbel und bildete wol den letzten Rest an brauchbaren Geräthschaften die den Bewohnern aus früheren Tagen geblieben.

Allmälig ward es dämmerig im Zimmerchen, denn der Abend brach herein. Die Laden vor den Fenstern klapperten, die losgerissene Dachrinne bewegte sich mit ächzendem Geräusch hin und her, und zuweilen fuhr ein heftiger Windstoß durch den Schornstein und machte sich selbst in der Stube unangenehm fühlbar, da die weite Oeffnung des Kamins nicht verschlossen war, sondern dem rauhen Luftzug freien Eingang gestattete. Am Himmel trieben graue Wolkenmassen vorüber, und einzelne kleine Regentropfen schlugen an die Scheiben.

Auf dem Stuhl, der dicht vor dem Bette stand, saß ein schlankes zartgebautes Mädchen, das höchstens fünfzehn bis sechszehn Jahre zählen mochte. Um sich vor der feucht kalten Luft, die stoßweise durch das Zimmerchen strich, ein wenig zu schützen, hatte sie ein dickes wollenes Tuch um Hals und Brust gewunden, wodurch die zierliche Figur etwas verunstaltet wurde. Mit unermüdlichem Fleiß führten die kleinen Händchen die Nadel, und nur hin und wieder erlaubte sie sich, die Blicke von der Arbeit wegzuwenden, um auf den Athemzug des schlummernden Kranken zu lauschen, um ihm die Decke etwas höher heraufzuziehen oder die Kissen bequemer unter den Kopf zu schieben. Als es dämmriger wurde, mußte sie das Köpfchen tiefer senken, um die feinen Stiche erkennen zu können. Gern hätte sie ihre Arbeit am Fenster noch ein Weilchen fortgesetzt, aber sie fürchtete durch das Wegrücken des Stuhls den Schlummer des Alten zu stören. Eben wollte sie, da es inzwischen fast völlig Nacht geworden, die Arbeit zusammenlegen, als der Alte sich bewegte und die Augen aufschlug. Obwol sie behende das Nähzeug unter der Schürze zu verbergen suchte, hatte er es doch noch bemerkt.

„Aber Clärchen, da ist es fast stockfinster und Du schonst Deine

Augen so wenig, daß Du noch immer über der feinen Arbeit sitzest," sagte er in vorwurfsvollem Tone.

„Nein, Großvater, gewiß nicht, seit einer ganzen Weile schon hab' ich keinen Stich mehr gethan," erwiderte die Kleine. „Es ist übrigens auch gar noch nicht so finster; vor zwei Minuten noch ließ sich Alles recht deutlich erkennen."

„Schone Dich, Kind, schone Dich; denk', wenn Deine Augen wieder schlimm würden, wie sie es im Frühjahre waren, wenn Du viele Wochen lang — —"

„Aber, Großvater, warum denn daran denken, wenn es doch nicht der Fall ist? Warum sich das Herz schwer machen und immer das Schlimmste befürchten? Seit jener Krankheit sind meine Augen zwar ein bischen blöde geworden, aber selbst bei angestrengter Arbeit hab' ich niemals wieder Schmerz empfunden. Den ganzen Sommer durch hatten sie Zeit genug, sich zu erholen und zu stärken. Es war leider so wenig zu thun, nirgends eine Beschäftigung zu finden. Seit etlichen Wochen geht es wieder besser, die Geschäfte kommen in Schwung, und Arbeit ist jetzt allenthalben vollauf zu haben. Muß man da nicht die kurze Zeit benutzen, um eine Kleinigkeit zu erübrigen? Der Winter ist vor der Thür, Licht und Feuerung wollen bestritten sein. Zunächst aber müssen wir noch dem Doctor den Rest unserer Schuld abtragen, — er wartet nun schon über ein halbes Jahr."

„Armes, armes Kind!" seufzte der Alte, — „und das Alles von Deiner Hände Arbeit!"

„Warum denn nicht, Großvater? Es geht ja ganz gut, man muß es sich nur einzutheilen wissen. Werd' ich doch mit meinen gesunden Gliedern wahrhaftig im Stande sein, für uns Beide zu sorgen, zumal da wir ja so wenig brauchen. Laß mich nur machen, Großvater, es soll schon Alles nach Wunsch gehen. Diese Woche noch, die nächste und höchstens die Hälfte von der darauf folgenden — dann hab' ich gerade so viel erspart, um den Doctor bezahlen zu können, der dann wieder zu uns kommen und Dich gewiß eben so schnell gesund machen wird, wie er es letzten Winter that. Wenn es nur noch so lange anstehen könnte, bis wir ihn rufen! Vor zwei bis drei Wochen haben wir auch noch keine heftige Kälte zu erwarten, und ich werde recht gut

so lange noch hier im Zimmer ohne Feuerung arbeiten können. Dann aber lassen wir den Ofen aufrichten, kaufen ein Bushel Kohlen und wollen's uns schon recht gemüthlich machen. Geht die gute Arbeit dann nur noch bis Weihnachten fort, so sind unsere nöthigsten Bedürfnisse befriedigt, und wir haben selbst noch so viel erspart, um in den zwei ersten Monaten des neuen Jahres, wo die Geschäfte gewöhnlich stocken, nicht darben zu müssen. Nicht wahr, nun machst Du Dir auch keine Sorge mehr, Großvater?"

Clärchen stand von ihrem Sitz auf, beugte sich über das Lager und streichelte mit beiden Händen die eingefallenen Wangen des Alten, der das Kind zu sich niederzog und einen Kuß auf seine Stirn drückte.

„Gott segne Dich und vergelte Dir Deine Liebe zu einem alten Manne, der vielleicht nicht lange mehr durch seine Krankheit die Freuden Deines jugendlichen Lebens verbittern wird."

„Pfui, Großvater!" rief die Kleine in weinerlichem Ton, indem sie ihre Liebkosungen erneuete. „Wenn Du so sprichst, machst Du mich weinen, und das Weinen schadet meinen Augen hundert Mal mehr als das Arbeiten."

„Still, still, Kind! Ich will Dich ja nicht betrüben. Auch mir war so wohl und so leicht ums Herz, als ich vorhin erwachte. Alles Leid, allen Kummer hatte ich für den Augenblick vergessen. Im Traum war mir mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen."

„Im Traum?" fragte Clärchen verwundert. „Gelt, Großvater, nun glaubst Du auch an Träume? Aber sag' doch, was war's denn eigentlich?"

Der Alte richtete sich etwas von dem Lager auf. Seine Haltung wurde kräftiger, seine Stimme gewann an Ausdruck. Clärchen hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen und lauschte neugierig auf seine Worte.

„Sie ist selber hier gewesen, — da, da auf dem Fleckchen vor dem Bette hat sie gestanden, — mit ihren großen tiefblauen Augen hat sie mich so freundlich angeschaut und ihre Stimme war noch so mild und zum Herzen dringend, wie damals, als ich sie täglich in der Blüthe ihrer wunderbaren Schönheit vor mir sah, als sie von Allen als Königin des Gesanges gefeiert wurde. Ach, Kind, das war eine schöne

Zeit! Bei der bloßen Erinnerung schon schlägt dies alte Herz freudiger und lauter, und wenn ich mich im Traum in sie zurückversetze, wenn ich die guten, herrlichen Menschen vor mir sehe, in deren Nähe ich damals weilen durfte, ach, da wird mir so leicht, so unaussprechlich wohl zu Muthe! Freilich ist es nur ein Traum; — wenn ich erwache, ist Alles vorüber. Sie können ja nicht wiederkommen, denn sie ruhen längst im Schooß der kühlen Erde. Eine nur, Eine lebt und sie muß noch so schön und so wunderbar sein, wie damals, denn ihr Name schwebt auch heute wieder auf allen Lippen; sie ist nicht fern von hier, sie ist über das weite Meer gekommen, um auch auf dem Boden der neuen Welt die Fackel der göttlichen Kunst anzuzünden — ach, nur noch ein Mal sie sehen, nur noch ein Mal den Klang dieser süßen Stimme hören, dann wollt' ich mein müdes Haupt ja so gern zur Ruhe tragen!"

„Sei ruhig, Großvater!" sagte Clärchen, indem sie den Kopf des Alten behutsam in die Kissen zurücklegte. „Die Aufregung schadet Dir, und Du fühlst Dich nachher nur um so schwächer. Vielleicht würde die vornehme Dame Deine Bitte gern erfüllen, könnte man sie nur zu ihrer Kenntniß bringen."

„Meinst Du, Kind, meinst Du das wirklich?"

„Warum denn nicht, Großvater? Wenn sie so gut und so liebevoll ist, wie Du immer erzählst — —"

„Es sind jetzt viele, viele Jahre verstrichen seit jener Zeit, von der ich Dir so häufig erzählt, die Jahre aber üben auch auf die Denkungsart der Menschen einen mächtigen Einfluß. Sie ist längst eine vornehme Dame geworden, sie hat mit den Reichsten und Mächtigsten verkehrt; ich aber habe ja immer weit unter ihr gestanden, bin jetzt ein alter, kranker Mann und arm obendrein."

„Ei, Großvater, Armuth ist ein Unglück, aber keine Schande. Uebrigens sind wir noch gar nicht einmal so arm, denn so lange ich arbeiten kann, leiden wir ja keinen Mangel. Wenn aber eine berühmte Künstlerin, mag sie auch noch so reich und vornehm sein, uns deshalb geringschätzen wollte, weil wir uns mit unserer Hände Arbeit ernähren müssen, dann würde ich sie nicht für werth halten, daß Du so viel von ihr sprichst und sie in so gutem Andenken hältst."

Clärchen war aufgestanden und tappte in der Finsterniß nach dem

Sims über dem Kamin, um ein Licht anzuzünden. Noch ehe sie das Zündhölzchen in Bewegung setzte, wischte sie sich mit der Schürze einige Thränen aus den Augen, die der Großvater nicht bemerken durfte.

„Sie kommt nicht,“ seufzte sie leise vor sich hin, „sie nimmt keine Notiz von meinen Zeilen, und doch bin ich überzeugt, daß ihr Anblick mehr helfen würde, als der beste Arzt und die kräftigste Medizin. Es galt einen Versuch, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, ihn zu wagen. O, diese Vornehmen und Reichen! Ich dachte es immer, sie sind nicht so gut von Herzen, wie sie wol zuweilen scheinen mögen.“

In diesem Augenblick ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen. Unten im Hause sprachen mehrere Stimmen, und es sprang Jemand in aller Eile die Stiege herauf. Im Nu brannte das Licht. Clärchen wollte eben neugierig die Stubenthür öffnen, als eine Hausgenossin, die auf dem untern Flur wohnte, in aller Eile den Kopf hereinsteckte.

„Mamsell Clärchen, sind Sie zu Hause? Geschwind mit dem Licht heraus! Unten auf der Straße hält ein eleganter Wagen, und der Kutscher ist eben ins Haus getreten und hat nach Ihnen gefragt. ’s kann kein Irrthum sein, denn er hat den Namen und die Hausnummer ganz genau gewußt. Das ist gewiß eine vornehme Kundschaft, die eine wichtige Bestellung bringt, bei der’s was zu verdienen gibt. Machen Sie geschwind und leuchten Sie über die Stiegen, die vornehme Herrschaft möchte sonst den Weg hier herauf nicht finden.“

Das junge Mädchen wußte kaum wie ihr geschah. Die geschwätzige Hausgenossin aber riß ihr das Licht aus der Hand und eilte damit nach der Treppe.

„Was gibt’s denn, Kind?“ fragte der Alte auf seinem Lager, der jetzt auch aufmerksam geworden war.

Seine Stimme brachte Clärchen wieder zum Bewußtsein. Sie sprang ins Zimmer zurück und holte rasch aus dem Wandschrank eine Kerze auf einem blank geputzten Messingleuchter hervor, die nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten angezündet wurde. Als das Licht hell brannte, stellte sie es auf das Kamingesims.

„Freu’ Dich, freu’ Dich, Großvater!“ rief sie und schob rasch die

Kissen und die Decke des Bettes etwas zurecht. „Der Besuch gilt Dir — Dir ganz allein. Dein Traum von vorhin ist schneller in Erfüllung gegangen, als Du dachtest. Gelt, Großväterchen, Du bist mir doch nicht böse deshalb?"

„Aber, Kind, was soll denn das Alles — —"

Der Alte wollte weiter reden, als in der Thür plötzlich die in einen seidenen Mantel gehüllte Gestalt einer Dame erschien.

„Wohnt hier Herr L. aus Berlin, der schon längere Zeit krank liegt?" fragte eine wohltönende Stimme.

„Treten Sie ein, gnädige Frau, Sie sind am rechten Ort," erwiderte Clärchen.

Die Dame that einige Schritte vorwärts und stand jetzt dicht vor dem Bette, in dem sich der Alte emporgerichtet und auf den rechten Arm gestützt hatte; sie streifte die Capuze zurück, und die auf dem Kaminsims brennende Kerze warf ihren vollen Schein auf die feinen, ausdrucksvollen Züge.

Auf den alten Mann machte die Erscheinung der fremden Dame einen seltsamen Eindruck. Sein blasses, eingefallenes Gesicht schien sich im ersten Augenblick noch mehr zu entfärben, die weit geöffneten Augen waren starr und unverwandt auf die Fremde gerichtet, die Lippen bewegten sich leise, aber die Zunge war vollständig gelähmt, und mit Hülfe der weit ausgestreckten Arme schien er sich überzeugen zu wollen, ob er es mit einem lebenden Wesen, oder, wie gewöhnlich, nur mit einem im nächsten Moment in leere Luft zerrinnenden Traumbild zu thun habe. Erst allmälig gewannen die starren Züge etwas mehr Ausdruck, seine Augen glänzten, und ein seliges Lächeln, die Erfüllung eines innig gehegten Wunsches verkündend, schwebte um seine Lippen. Clärchen stand am untern Ende der Bettstelle. Das erstarrte Ansehen des Großvaters hatte sie im ersten Augenblick heftig erschreckt, und schon begann sie die von ihr herbeigeführte Ueberraschung bitter zu bereuen, als sich die Züge des Alten belebten und damit auch in ihren Busen die Hoffnung zurückkehrte. Die fremde Dame, welcher der Schreck des kranken Mannes nicht entgangen war, theilte wol Anfangs die Besorgniß des jungen Mädchens; da sie aber sah, daß der Alte sich zu erholen begann, beugte sie sich freundlich über das Lager hin und ergriff seine beiden Hände.

„Sie erkennen mich, mein Lieber?" fragte sie in einem Ton, der deutlich genug ihre Theilnahme und innere Bewegung verrieth. „Fassen Sie sich! Es ist ja eine alte Bekannte, die vor Ihnen steht." Nach Clärchen sich hinwendend sagte sie: „Es wär wol sehr unvorsichtig von mir, so plötzlich und ohne ihn darauf vorbereiten zu lassen, hier einzutreten."

„O nein, gnädige Frau, der Großvater wird sich rasch erholen und seine Freude wird dann um so größer sein," versicherte die Kleine. „Seit Wochen spricht und träumt er ja nur von Ihnen, Sie sind sein erster und letzter Gedanke."

In diesem Augenblick erst schien dem Alten das Sprachvermögen wiederzukehren; seine Augen füllten sich mit Thränen und nicht ohne Anstrengung stotterte er:

„Es ist — — Sie sind — — Ja, ja, das kann ja unmöglich eine Täuschung sein: — Fräulein Henriette! — Ach, mein Gott, verzeihen Sie — gnädigste Frau — —"

„Nennen Sie mich immerhin Henriette," versetzte tief gerührt die Künstlerin, denn Henriette Sontag war es, die des Armen bescheidene Wohnung aufgesucht hatte. „Ich will Sie Friedrich nennen, — so versetzen wir uns am Besten in die Vergangenheit zurück und vergessen jene lange Reihe von Jahren, die zwischen einst und heute liegt."

„Aber gnädigste Frau, wie soll ich mir Ihr Erscheinen erklären? Wer sagte Ihnen, daß der alte Friedrich hier krank und verlassen liegt, daß er schon längst die müden Augen gern für immer geschlossen hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ohne Sie noch ein Mal gesehen zu haben?" fragte der Alte, indem er die Hände der Künstlerin immer noch fest in den seinigen hielt und sie zugleich mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Sprich doch nicht davon, Großvater," fiel Clärchen rasch ein. „Die gnädige Frau ist hier, und Dein innigster Wunsch ging damit in Erfüllung; wie es kam, will ich Dir schon ein ander Mal erklären."

„Ich verstehe, mein Kind," versetzte die Gräfin mit einem freundlichen Blick auf die Kleine. „Sie schrieben jene Zeilen, die mir heute Morgen eingehändigt wurden, ohne Wissen Ihres Großvaters. O, hätten Sie es doch längst gethan! Wie gerne wär' ich an sein Lager

geeilt, hätt' ich nur eine leise Ahnung gehabt, daß ich ihn hier in diesem fremden Lande wiederfinden würde."

Es währte noch eine geraume Weile, ehe sich der alte Mann soweit zu sammeln vermochte, um seine Schicksale etwas zusammenhängend mitzutheilen. Die Künstlerin hatte sich an seiner Seite niedergesetzt und ließ sich Alles so umständlich und so genau als nur irgend möglich erzählen. Es ermüdete sie nicht, wenn er, nach Art alter Leute, zuweilen von der Hauptsache abschweifte und erst nach und nach, durch eingestreute Fragen, wieder auf das zurückkam, was sie eigentlich zu wissen wünschte. Sprach er doch von einer Zeit, in die sie sich selber mit Freude und Stolz zurückversetzte, erzählte er doch von Personen, die ihrem Herzen einst nahe gestanden und deren Namen sie nicht ohne innere Bewegung auszusprechen vermochte.

Friedrich L. war vor vierzig Jahren ein fahrender Musikant gewesen, wie deren in seinem Vaterlande, dem an musikalischen Talenten so reichen Böhmen, gar viele umherziehen. Auf seiner Wanderschaft war er denn endlich auch nach Prag gekommen, und obwol er bisher nur auf Kirchweihen und in Bauernschenken seine Kunst producirt hatte, nahm er doch keinen Anstand, auch in den Straßen der großen Stadt und vor einem gewiß mehr sachverständigen Publicum die unzertrennliche Genossin seiner Fahrten, die alte Clarinette, mit geschicktem Fingersatz und kräftigem Athem zu bearbeiten. Eines Abends spielte er vor den Fenstern eines unscheinbaren Hauses in einer jener engen, höckerigen Straßen, die den steilen Hügel hinanlaufen, auf dessen Gipfel der Hradschin, die Zwingburg der alten böhmischen Herrscher, gelegen ist, die Melodie eines beliebten Volksliedes, welches damals allenthalben gespielt und gesungen wurde. Während er seiner Clarinette nach Leibeskräften zusetzte, that sich dicht vor ihm ein Fenster des fast mit der Straße gleichen unteren Stockwerks auf, ein Mann steckte den Kopf heraus und schrie ihm mit gellender Stimme ins Ohr:

„Cis, fis und gis! Himmel tausend Donnerwetter, will Er wol cis, fis und gis greifen?!" —

Der fahrende Musikant, der vom Generalbaß und von geschriebenen Noten soviel verstand, wie der Bauer von Logik und Metaphysik, dachte im Stillen, der Herr müßte mit seinem cis, fis und gis wol nicht recht bei Troste sein und spielte ruhig weiter. —

„Aber in's drei Teufels Namen, ich sage Ihm ja, Er spielt grundfalsch, einen ganzen halben Ton zu tief; das ist nicht mit anzuhören! So greif' Er doch cis, fis und gis! Es bleibt ja doch einerlei Thun!" rief der Mann im Fenster wo möglich noch heftiger.

Jetzt ward's dem böhmischen Musikanten doch zu bunt; er setzte die Clarinette ab und antwortete in nicht eben ganz höflichem Ton: „Was, mein Spiel nicht mit anzuhören? Weiß der Herr auch, daß schon ganz andere Leute mein Spiel recht gern mit angehört haben? Die reichsten Bauern haben mich alle Mal kommen lassen, wenn's eine Hochzeit oder eine Kindtaufe gab, und der Herr Küster hat oft genug gesagt, daß ich der beste Musikant im Ort wär', und sogar der Herr Pastor, der doch gewiß die Musik versteht, hat mir mit Vergnügen zugehört, und Keinem ist es eingefallen, so quere und ungeschlachte Redensarten, wie der Herr da, im Mund zu führen, der sein is, is und noch einmal is für sich behalten kann!"

Dem Manne im Fenster mochte der Unwille des an seiner Künstlerehre gekränkten Clarinettisten doch possirlich vorkommen; er konnte sich des Lachens nicht erwehren und sagte nun um Vieles freundlicher: „Na, na, nur nicht gleich so oben hinaus, Mann. Er hat vor meinem Fenster falsch gespielt, und da muß ich Ihn doch corrigiren. Ich verstehe das Ding wol besser, denn ich bin auch Musikus und habe obendrein die Melodie zu dem Stück, das Er eben gespielt hat, selber erfunden."

„He, auch noch einen Bären will mir der Herre aufbinden?" rief der Andere ärgerlich. „Ich bin freilich nur vom Dorfe, aber von den Stadtherren laß ich deshalb doch keinen Narren aus mir machen. Das Stück hat Einer erfunden, der wol mehr von Musik und Clarinettspiel versteht, wie der dreimalige Is-Herre dadrinne; das hat der berühmte Herr Carl Maria von Weber erfunden."

„Weiß Er das? Ei, das ist schön von Ihm. Nun, sieht Er, dieser Weber bin ich ja selber. Reich Er mir einmal sein Instrument."

Der ehrliche Dorfmusikant stand sprachlos vor Staunen und reichte unwillkürlich dem fremden Herren seine Clarinette hin. Dieser setzte sie an den Mund, that einige Griffe und spielte dann die ganze Melodie so wunderschön, daß sich alle Fenster in der Nachbarschaft öffneten und die Vorübergehenden lauschend stehen blieben. Der Eigenthümer

des Instruments aber hatte ehrerbietig die Mütze abgezogen, sperrte Maul und Nase auf und schien jeden Ton mit wahrer Begierde einzusaugen. Als der Meister geendet hatte und ihm seine Clarinette wieder durch das Fenster zurückgab, rief er laut jubelnd:

„Gott steh' mir bei! Ja, der Herre ist der Weber, der leibhaftige Weber! Ach Herr Jemine, jetzt glaub' ich's ja gern, daß ich falsch gespielt hab', daß es mit dem is seine Richtigkeit hat, aber ich bin ja nur ein schlichter Dorfmusikus, spiel' Alles nach dem Gehör und nichts nach Noten. Ach, liebster Herr Weber, zeigen Sie mir das mit dem is, lernen Sie mich auch so blasen, dann will ich's gewiß immer richtig machen!" —

Seit diesem Zusammentreffen kam der fahrende Musikant häufiger in die Wohnung des Componisten. Weber fand Gefallen an dem ehrlichen Burschen, der zwar keine sonderliche Anlage zum Virtuosen, doch desto mehr Anhänglichkeit und Treue an den Tag legte. Der Gedanke, für immer in der Nähe des berühmten Mannes bleiben zu dürfen, der so wunderschöne Stücke erfunden hatte, schmeichelte ihm so sehr, daß er seinen Wanderstab an den Nagel hing, das Clarinettenspiel aufgab und bei Herrn Weber als Kammerdiener und unentbehrliches Factotum in Dienst trat. Er hatte sich als fahrender Musikant eigentlich besser gestanden, allein die Ehre, einen so berühmten und trefflichen Herrn zu bedienen, ging über den Verdienst, und Friedrich zumal verstand sie gar wohl zu schätzen. Hier in Prag war es, wo er die damals erst siebzehnjährige, als Künstlerin bereits gefeierte Henriette Sontag kennen lernte. Fast täglich kam sie in die Wohnung des Componisten, und für Friedrich gab es dann keinen höheren Genuß, als wenn Herr Weber vor dem Clavier saß und mit Fräulein Jette eins seiner neuesten Lieder, eine seiner unvergleichlichen Arien einstudirte. Bei solchen Gelegenheiten machte er sich gewiß immer etwas im Zimmer zu schaffen, ließ aber bald die Arbeit liegen und drückte sich mäuschenstill in eine Ecke, um so recht ungestört das Spiel des Meisters und den Gesang der jugendlichen Künstlerin genießen zu können. So war er denn der Erste gewesen, der die nachmals von ganz Deutschland mit Begeisterung aufgenommenen Melodien des „Freischütz" erlauscht, der die herrlichen Arien der „Agathe" von derselben Nachtigallenstimme vernommen hatte, die acht Jahre

später damit Hunderttausende zum Entzücken und zur Bewunderung hinriß.

Als Henriette Sontag von Prag weggezogen, war es lange Zeit in der Wohnung des Herrn Weber recht einsam und still hergegangen. Dem Herrn wie dem Diener schien in allen Ecken etwas zu fehlen, Einer sah den Andern betrübt an, und wenn Herr Weber, nach Friedrich's Meinung, ein rechtes Capitalstück componirt hatte, da machte es ihm gar nicht einmal mehr so viel Freude, wie früher, er spielte und sang es seinen vier Wänden oder höchstens dem stets zum Zuhören bereiten Factotum vor, stülpte dann den Hut auf den Kopf, warf den Rock über und eilte spornstreichs hinaus ins Freie, mochte es auch selbst spät in der Nacht sein.

Friedrich konnte sich nicht entschließen, seinen Herrn wieder zu verlassen, obwol er daheim in seinem Dorfe Weib und Kind hatte; seinen Verdienst schickte er ehrlich bis auf den letzten Pfennig heim, er selber aber blieb in der Stadt. Als zwei Jahre später Herr Weber die Capellmeisterstelle in Prag aufgab und nach Berlin überzusiedeln beschloß, stellte er seinem Diener frei, ihn zu begleiten oder zu seiner Familie zurückzukehren und sich wieder aufs Clarinettspiel zu verlegen. Friedrich, der seinen Herrn bereits so lieb gewonnen hatte, daß er für ihn durchs Feuer gegangen wäre, wählte nicht lange, sondern packte seine paar Habseligkeiten gleich mit denen seines Herrn zusammen.

In Berlin ging dem ehemaligen fahrenden Musikanten, der sich jetzt schon völlig metamorphosirt hatte, eine neue Welt auf. Das großstädtische Leben und Treiben behagte ihm gar wohl, am glücklichsten aber war er, weil es seinem Herrn dort so ausnehmend zu gefallen schien, weil Herr Weber mit jedem Tage wieder heiterer und gesprächiger wurde. Auf der königlichen Hofbühne studirten sie den „Freischütz" ein; in der Wohnung des Componisten ging es gewaltig lebhaft zu. Das war ein Rennen und Laufen von Morgens früh bis spät in die Nacht, da gab's Proben anzusagen und abzubestellen, da kamen Sänger und Sängerinnen, und der Herr mußte das Clavier alle paar Tage stimmen lassen, denn er schlug gar tüchtig darauf los und schonte die Saiten nicht, wenn man's ihm nicht ganz recht machte. Friedrich wußte den ganzen „Freischütz" auswendig, er hätte ihn von Anfang bis zu Ende auf der Clarinette spielen können, wenn er das edle

Instrument nicht längst bei Seite gelegt. Die Ansichten über den Erfolg der Oper waren getheilt. Einige erklärten, daß sie ungeheueres Furore machen müsse, Andere schüttelten bedenklich den Kopf und meinten, die Musik sei gar zu apart und das Publicum liebe dergleichen nicht immer. Herr Weber schien seiner Sache ziemlich gewiß, er arbeitete tüchtig darauf los, und ließ sich keine Mühe verdrießen. Eins nur ging ihm ein bischen durch den Kopf; — die „Agathe" war ihm nicht ganz recht. Er suchte sie so gut wie möglich einzuschulen, und die Dame bot auch wirklich alle Kräfte auf, den strengen Meister zu befriedigen; wenn sie aber zur Thür hinausgegangen war, murmelte er in den Bart: „Lange keine Jette! Lange keine Jette! Ach, wenn doch nur die Jette da wäre!"

Friedrich fühlte inzwischen nach so langer Trennung doch einige Sehnsucht nach seiner Familie und mochte dies wol zuweilen geäußert haben. Die Heimkehr war ihm freilich verbittert, denn er wußte ja nicht, wovon er die Seinigen ernähren sollte, da er zum wandernden Musikanten schlechterdings nicht mehr taugte. Herr Weber wußte ihn inzwischen zu trösten und machte ihm immer Hoffnung, ihn irgendwie schon einmal recht gut unterzubringen. Nach längerem Bemühen gelang es ihm endlich, seinem Factotum ein kleines Pöstchen beim Theater als Orchesterdiener zu verschaffen. Niemand war glücklicher als Friedrich, der nun seine Familie zu sich nehmen konnte, und doch auch den Herrn Weber nicht zu verlassen brauchte, wozu er sich ein für alle Mal nicht verstehen wollte. —

Der „Freischütz" war gegeben. Wie er aufgenommen worden, welchen Sturm des Beifalls er hervorgerufen, davon wird sich der geneigte Leser schon aus den früheren Schilderungen einen einigermaßen hinreichenden Begriff gemacht haben. In Deutschland war etwas Aehnliches noch nicht vorgekommen. Der Name Carl Maria von Weber lief von Mund zu Mund, seinen Ruhm verkündeten alle Federn und Zungen. Sechs und zwanzig Mal war die Oper bereits über die Bühne gegangen. Da stürmte eines Abends der gefeierte Componist unter lautem Jubel in sein Arbeitszimmer, wo Friedrich eben die Orchesterstimmen für die nächste Probe in Ordnung brachte.

„Sie kommt! Sie kommt!" rief er halb lachend, halb weinend,

und seine sonst bleichen Wangen waren mit leichter Röthe bedeckt, sein seelenvolles Auge glühte in dunklem Feuer.

„Wer kommt denn, Herr Weber? Wer kommt denn?“ fragte der nunmehr in Amt und Würde stehende Orchesterdiener, fast etwas ängstlich über die ausgelassene Freude des sonst so gesetzten Herrn.

„Wer? Brauchst Du zu fragen? Jetzt sollen die Berliner gewahr werden, was ich mit der „Agathe“ eigentlich im Sinn hatte. Hurrah! Sie kommt! Eh' vierzehn Tage vergehen, ist die Jette da und singt die „Agathe!“

Henriette Sontag erschien in Berlin, — ihre erste Rolle war die „Agathe“. Das Entzücken, den Stolz und die Befriedigung des Tondichters zu schildern, der jetzt endlich sein Werk in allen einzelnen Theilen auf der Bühne so aufgeführt sah, wie es ihm in den begeisterten Stunden des Schaffens vorgeschwebt, mögen wir nicht versuchen. Friedrich allein war Zeuge seines damaligen Glücks, denn der Meister liebte das zurückgezogene Leben und gestattete Fremden nur selten Zutritt in seine bescheidene Häuslichkeit. Doch das Leben ist ja nichts anderes als ein ewiger Wechsel zwischen Tag und Nacht, Freud' und Leid. Auf wenige Stunden lichten Sonnenscheins folgt dunkle, unheilschwangere Nacht, auf einzelne Momente des Glückes Gram und Sorge. Und der Lebenspfad des Künstlers, dessen wahre Heimath in lichteren Regionen liegt, führt nur selten, nur kurze Strecken durch ebne blumige Auen. Nach einem nicht ganz dreijährigen Aufenthalt in Berlin, während dessen der „Freischütz“ und „Euryanthe“ erschienen, „Oberon“ aber begonnen war, wollte es Weber, der immer vergeblich auf eine seinen außerordentlichen Leistungen, seinem europäischen Ruf entsprechende Anstellung gewartet hatte, in der preußischen Hauptstadt nicht länger behagen. Der König war ihm persönlich zwar gewogen, und wußte sein Genie wohl zu schätzen, Andere aber nahmen Anstoß an dem freimüthigen Auftreten des Künstlers, der sich höfischen Formen und steifem Ceremoniell schlechterdings nicht fügen wollte. Einer Einladung, während der Saison von 1826 auf '27 die italienische Oper in London zu dirigiren und einige seiner Werke daselbst zur Aufführung zu bringen, leistete er mit besonderem Vergnügen Folge. Henriette Sontag verließ Berlin im Sommer desselben Jahres, um eine mehrmonatliche Urlaubsreise nach Paris anzutreten. Beim Abschied hatte ihr Weber

kein Wort gesagt von seiner beabsichtigten Uebersiedlung nach London, obwol schon damals Alles in Richtigkeit gebracht war. Als sie nach jenem kurzen, aber glänzenden Gastspiel an der Großen Oper zu Paris im Spätherbst nach Berlin zurückkehrte, wollte sie vor allen Dingen einen Besuch bei dem berühmten, ihrem Herzen so theuren Freunde abstatten. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß etwas Besonderes vorgefallen sei. Mit klopfendem Herzen betrat sie das Haus und eilte die Stiegen hinan. Die Thür stand offen, aber das Zimmer selbst war leer und vollständig ausgeräumt; aus einem Seitencabinet aber, welches der Meister als Arbeitszimmer zu benutzen pflegte, trat ihr Friedrich mit roth geweinten Augen, ein Bündel unter dem Arm schleppend, entgegen.

„Mein Gott, Friedrich, wo ist Herr Weber?"

Bei dem unerwarteten Anblick der Freundin seines Herrn heiterten sich die Züge des ehemaligen Musikanten auf, er legte rasch das Bündel zu Boden und rief verwundert:

„Fräulein Henriette! O du meine Güte, ist's denn möglich?"

„Was wundern Sie sich, Friedrich? Ich komme soeben von meiner Reise zurück."

„Und Sie wissen nicht —?"

„Keine Sylbe. Ist Herr Weber ausgezogen?"

„Ausgezogen? Ja wol, Fräulein; weit, weit weg ist er gezogen, — übers Meer gar!"

Dem treuen Diener stürzten die hellen Thränen aus den Augen, Henrietten aber überkam ein jäher Schreck.

„Um des Himmels willen, reden Sie deutlich, Friedrich! Wo ist Herr Weber?"

„Auf dem Wege nach England. Vor drei Tagen reiste er ab."

„Was sagen Sie, — nach England? Und wird er bald zurückkehren?"

„Nimmermehr! Das hat er ganz bestimmt erklärt."

„Aber was in aller Welt bewog ihn zu diesem raschen Entschluß?"

„Der Entschluß war seit Monaten schon gefaßt, allein es wußte Niemand darum, als ich, und mir hatte der Herr strengstes Stillschweigen befohlen."

„Unbegreiflich! Beim Abschied sagte er mir kein Wort von dieser Reise, und ein Brief, den ich von Paris aus nach meinem ersten Auftreten an ihn richtete, blieb unbeantwortet.“

„Vielleicht ist dies die Antwort,“ versetzte der Diener, indem er aus einer Brieftasche ein Papier hervorholte. „Herr Weber übergab mir diesen Brief mit dem Auftrag, ihn persönlich in Ihre Hände zu liefern.“

Die Sängerin trat in eine der leeren Fensternischen und erbrach mit zitternden Händen das Schreiben. Friedrich mochte sie nicht stören, er ging in das Seitencabinet zurück, um dort noch Einiges zusammenzupacken. Als er zurückkehrte, sah er ihre Augen mit Thränen gefüllt; sie preßte den Brief an die Lippen, bewahrte ihn im Busen und suchte sich dann gewaltsam zu fassen.

„Sie haben recht, Friedrich! Er wird niemals hierher zurückkehren. O wir haben Beide viel, unaussprechlich viel verloren!“—

Henriette Sontag verließ nach wenigen Monaten Berlin zum zweiten Mal, dies Mal für lange Zeit. Ihr Scheiden war für Friedrich fast so schmerzlich wie das seines Herrn, denn mit ihr schwanden die schönsten Erinnerungen seines Lebens; jetzt hatte er Niemand mehr, mit dem er über die Vergangenheit ungehindert plaudern konnte. Hundert Mal faßte er den Entschluß, seinem alten Herrn, der ihm ewig theuer und unvergeßlich blieb, nach London zu folgen, immer aber hielt ihn der Gedanke an seine Familie zurück, die ohne ihn dem Mangel preisgegeben gewesen wäre. Auf eine briefliche Anfrage an Herrn Weber erhielt er den kurzen Bescheid, seine Stellung in Berlin, die ihm einen sicheren Unterhalt gewährte, nicht thörichter Weise aufzugeben, da er selber in London außer Stande sein würde, für sein dortiges Fortkommen zu sorgen.

Als die Nachricht von der Vermählung Henriettens mit dem sardinischen Grafen Rossi nach Berlin gelangte, erregte sie bei Hohen und Niederen allgemeine Theilnahme; Keiner aber vernahm sie mit so eigenthümlichen Empfindungen als Friedrich, der anfangs gar bedenklich den Kopf schüttelte.

„Wenn sie nur so recht von Grund des Herzens glücklich wird,“ sagte er. „Es ist freilich nicht Jeder im Stande, sie so glücklich zu

machen, wie sie es verdient. Eines nur möcht' ich wissen: was wol Herr Weber von dieser Verbindung denken mag?" —

Friedrich erhielt von seinem früheren Herrn keine andern Nachrichten als diejenigen, die er hie und da in den Zeitungen fand. Jedes Mal aber, wenn er den Namen Carl Maria von Weber las, wenn er in Erfahrung brachte, wie man auch in fremdem Lande dem Genie des Meisters zu huldigen verstand, hätte er laut aufjauchzen und trotz seines schon etwas vorgerückten Alters wie ein Kind springen und tanzen mögen. Abermals verstrichen etliche Jahre. Da traf eine traurige Nachricht ein, für Friedrich die schrecklichste die ihm werden konnte. Carl Maria von Weber, der geniale Meister der Töne, Deutschlands Stolz und Zier, war in den kräftigsten Mannesjahren vom irdischen Schauplatz abgerufen worden. Er hatte richtig vorhergesagt, daß man ihn in Berlin niemals wiedersehen werde. Friedrich, der unerschütterlich treue Diener, verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. In seinen Fieberphantasien sprach er von nichts als von Herrn Weber, von der Aufführung des „Freischütz" und von der Partie der „Agathe", die schlechterdings nur von Henriette Sontag dargestellt werden dürfe. Als er endlich körperlich genas, blieben doch seine Geistesfunctionen gestört, und erst nach Jahren, als das schmerzliche Ereigniß, welches ihn so heftig ergriffen hatte, mehr in die Vergangenheit zurücktrat, begann der Nebel, der seine Sinne umflort hielt, allmälig ganz zu weichen. Seine Anstellung am Theater war mittlerweile verloren gegangen, man hatte ihn als dienstunfähig mit einer kleinen Pension in den Ruhestand versetzt. Als mit Anfang der vierziger Jahre der alte König, der stets Unrecht zu verhüten suchte, wo er nur irgend konnte, und einen treuen Diener niemals darben ließ, zu seinen Vätern versammelt war, wurde bei Gelegenheit einer Regulirung des Theaters dem ehemaligen Orchesterdiener die kleine Pension um die Hälfte verkürzt, so daß er nun dem Mangel preisgegeben gewesen wäre, hätte nicht mittlerweile sein einziger Sohn ein nützliches Handwerk gelernt, wodurch er dem alten Vater unter die Arme greifen konnte. Aber auch diese Stütze sollte ihm geraubt werden. Der Sohn hatte sich durch einige freimüthige Aeußerungen, die noch überdies entstellt und im schlimmsten Sinne gedeutet wurden, eine nähere Bekanntschaft mit der königlichen preußischen Polizei verschafft, die wahrscheinlich höchst unangenehme und verderbliche

Folgen nach sich gezogen haben würde, wäre es nicht dem Alten durch Verwendung eines einflußreichen Mannes, der ehemals mit Carl Maria von Weber befreundet gewesen, gelungen, seinen Sohn von der ihm bevorstehenden Strafe mehrjähriger Einsperrung zu befreien. Man ließ ihn los, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich zur Auswanderung bequeme. Dazu war der junge L. gern bereit, denn in der Heimath kam es ihm längst etwas eng und unbehaglich vor; in Begleitung seiner kleinen Familie und seines alten Vaters, der auf die fünfzig Thaler, die man ihm fernerhin noch als Ruhegehalt zahlen wollte, freiwillig Verzicht leistete, trat er die Reise nach Amerika an.

In New York, wo sich die Ankömmlinge gleich häuslich niederließen, ging anfangs Alles nach Wunsche. Der junge L. fand leicht Beschäftigung und so reichlichen Verdienst, daß die kleine Familie sich bald eines gewissen Wohlstandes erfreute. Ruhig und ohne Sorgen glaubte Friedrich, der jetzt schon zwei Enkelchen auf seinen Knieen schaukelte, sein Leben im Kreise der Seinigen beschließen zu können. Gar manchmal, wenn die Familie Abends beisammen saß und das Feuer so behaglich im Ofen knisterte, erzählte der Großvater von seinem lieben unvergeßlichen Herrn, dem berühmten Componisten Weber, und von der wunderbaren Gesangskünstlerin, die jetzt als vornehme Dame in demselben Berlin wohnte, wo sie einst auf der Bühne so glänzende Triumphe gefeiert; je mehr er sprach, um so lebhafter versetzte er sich in die alten Zeiten, und war dann unerschöpflich in der Mittheilung mancher für die Lebensgeschichten jener berühmten Personen, mit denen er einst in so naher Berührung gestanden, höchst wichtiger und interessanter Einzelnheiten. Doch die Zeit der Prüfung und des Leidens war noch nicht überstanden. Als im Sommer des Jahres 1849 in der Stadt New York die Cholera nach längerer Abwesenheit zum ersten Mal wieder erschien und so manches Opfer forderte, wurde auch der junge L. und wenige Tage nachher seine Gattin weggerafft. Nun lag dem alten Manne die Sorge für sich selber und für die beiden Enkel ob, die noch zu jung waren, um auf ihr eigenes Fortkommen bedacht zu sein. So lange die vorhandenen Ersparnisse reichten, mochte es schon gehen, als aber diese aufgezehrt waren, kehrte bald bitterer Mangel ein. Der Alte sah sich durch häufige Krankheit außer Stande, einem

regelmäßigen Erwerb nachzugehen, die beiden Mädchen aber waren noch zu jung, um durch ihrer Hände Arbeit so viel zu verdienen, wie zur Erhaltung einer aus drei Personen bestehenden Familie erforderlich war. Harte, traurige Zeiten brachen für die Armen herein. Gar manchmal legten sie sich hungrig zu Bette und hatten selbst nicht einmal die Hoffnung, am nächsten Morgen einen Bissen Brod vorzufinden. Allmählig erst gestalteten sich ihre Aussichten wieder etwas günstiger. Die jüngere der beiden Mädchen fand Aufnahme in einer reichen Familie, wo man sie gütig und schonungsvoll behandelte, die ältere, Clärchen, wollte den stets kränklichen Großvater nicht verlassen, und nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es ihr endlich, eine lohnende Beschäftigung zu finden, wobei sie durch angestrengten Fleiß soviel zu verdienen vermochte, wie zu ihrem beiderseitigen Unterhalt erforderlich war.

Eines Abends, als Clärchen aus dem Geschäft, für welches sie arbeitete, nach Hause zurückkehrte, brachte sie dem Großvater ein Zeitungsblatt mit. Darin stand eine ganz kurze Notiz, die jedoch den alten Friedrich in die lebhafteste Aufregung versetzte. Henriette Sontag, hieß es, wird sich nun mit voller Bestimmtheit in den letzten Tagen des August an Bord eines Dampfers der Collins Linie zu Liverpool einschiffen, und ihre Ankunft in New York steht demnach in der ersten Wochen des September zu erwarten. Daß sie aus dem Privatleben ausgeschieden, die Bühne wieder betreten und überall den alten Sturm des Beifalls hervorgerufen hatte, war ihm aus früheren Zeitungsberichten bereits bekannt, doch jetzt erhielt er die Gewißheit, daß sie wirklich über das Meer herüberkommen und den Boden der neuen Welt betreten werde. Durfte er nicht an diese Gewißheit zugleich die zuversichtliche Hoffnung knüpfen, sie noch ein Mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihrem herrlichen, für ihn so bedeutungsvollen Gesang zu lauschen und im Gespräch mit ihr sich in längst entschwundene glückliche Zeiten zurückzuversetzen? Als die Zeit kam, zu der sie, nach jener Angabe, sich an Bord des Schiffes begeben sollte, schloß er sie Morgens und Abends in sein Gebet ein und flehte zum Himmel, daß er sie vor den Gefahren der See beschützen möge. Endlich meldeten die Zeitungen ihre Ankunft und zwei Wochen nachher ihr erstes öffentliches Auftreten. Ach, wie klopfte dem alten Friedrich an

jenem Abend das Herz, wie warf er sich ungeduldig auf seinem Lager hin und her, wie würde er sich gesund und kräftig gefühlt haben, hätte er einen einzigen Dollar zu seiner Verfügung gehabt, um sich Eintritt in den glänzenden Concertsaal zu verschaffen! Sie, deren Namen mit unauslöschlichen Zügen in seinem Gedächtniß geschrieben stand, war in seiner Nähe, — und doch sollte er sie weder sehen noch hören. Lange dachte er darüber nach und berieth mit Clärchen, wie es wol anzufangen sei, in ihre Nähe zu kommen. Er war überzeugt, daß wenige Worte hinreichen würden, sie in eigener Person an sein Lager zu führen, aber er mochte diese Worte weder selber schreiben, noch durch Andere aussprechen lassen, denn er schämte sich seiner drückenden Armuth und fürchtete für einen zudringlichen Bettler gehalten zu werden. Sah sie ihn in seiner jetzigen Lage, so würde ihr menschenfreundliches Herz sogleich bedacht gewesen sein, eine Verbesserung derselben herbeizuführen. Almosen aber, und wenn sie in der schonendsten Form geboten wurden, mochte er selbst von ihr nicht empfangen. So verstrich Woche um Woche. Der Zustand des Alten wurde bedenklicher, eine fortwährende fieberhafte Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, die schlimme Folgen herbeizuführen drohte. Clärchen merkte wol, daß hier Gefahr im Verzug sei, und als sie in öffentlichen Blättern las, daß die Gräfin Rossi demnächst nach Philadelphia und Boston abreisen werde, faßte sie sich ein Herz und schrieb ohne Vorwissen des Großvaters einige Zeilen an die Künstlerin, worin sie ihr den innigen Wunsch des Alten, sie vor seinem Tode noch ein Mal zu sehen, zu erkennen gab, und zugleich die Hoffnung aussprach, daß die Gewährung dieser Bitte auf den Gesundheitszustand des Großvaters gewiß einen sehr günstigen Einfluß ausüben werde. —

Wir kehren in jenes kleine Zimmerchen im dritten Stockwerk eines von vielen unbemittelten Familien bewohnten Hauses zurück, wo jetzt seit länger als eine Stunde ein so eifriges, kaum für einzelne Momente unterbrochenes Gespräch, welches sich hauptsächlich um die zuletzt erwähnten Personen und Begebenheiten drehte, geführt worden war. Der alte Friedrich saß hoch aufgerichtet zwischen den Kissen seines Lagers, keine Spur von Schwäche oder Ermüdung war an ihm wahrzunehmen, es schien, als ob die lang andauernde Krankheit plötzlich der Einwirkung eines wunderbaren Zaubermittels gewichen sei.

Die Sängerin, noch immer auf dem Stuhl dicht vor dem Bette sitzend, wurde nicht müde, der Erzählung des Alten zu lauschen und wußte immer neue Fragen an ihn zu stellen, die er stets mit derselben Ausführlichkeit beantwortete. Clärchen hatte sich nach dem Fenster zurückgezogen und blickte mit freudiger Genugthuung auf den Großvater, der ihr so kräftig, so heiter und aufgeweckt erschien, wie sie ihn seit vielen, vielen Jahren nicht gesehen hatte. Das Wetter draußen war noch ungestümer geworden, der Wind rüttelte die schlecht befestigten Fensterladen, heulte im Kamin und sauste über die Dächer dahin; — die drei Personen in dem kleinen Zimmerchen kümmerten sich nicht viel um Wind und Wetter, in ihren Herzen war lichter, warmer Sonnenschein, mochte es draußen in der finstern Nacht auch stürmen und toben.

„Erinnern Sie sich noch jenes Abends, gnädigste Frau," sagte der alte Mann, „als Sie zum ersten Mal in Berlin auftraten, als Herr Weber so außer sich vor Freude war, daß seine „Agathe", auf die er so große Stücke hielt, endlich in seinem eignen Sinn und Geiste dargestellt werden sollte, als im Theater Kopf an Kopf gedrängt saß und Alles in athemloser Stille auf Ihr Erscheinen lauschte, als endlich der zweite Act begonnen, als Sie sich erhoben und die ersten Tacte der Arie gesungen hatten, — als nun Alles ein Jubel, eine Begeisterung, ein Entzücken war, — ach, gnädigste Frau, denken Sie wol daran?"

„Ob ich daran denke?" versetzte die Künstlerin, der diese Erinnerung an eine der glänzendsten Epochen ihres Lebens Thränen der Rührung erpreßte. „Ob ich mich dessen entsinne? Ach, Friedrich, man vergißt nicht, was mit Flammenzügen dem Gedächtniß eingeprägt ist, man vergißt nicht die seligsten, erhabensten Augenblicke des Lebens, die hinreichend sind, für viele Jahre des Kummers und der Betrübniß zu entschädigen. Bis zum letzten Athemzug werde ich der gütigen Vorsehung Dank wissen für jene ewig unvergeßlichen Momente, als das Glück sein reichstes Füllhorn über mich ausschüttete."

„Als die Arie zu Ende ging," fuhr Jener fort, stürmte und wogte der Jubel des Beifalls durch das Haus; ein prachtvoller, mit Gold- und Silberstreifen durchflochtener Lorbeerkranz flog aus einer der

königlichen Degen auf die Bühne, Sie ergriffen ihn und eilten nach den Lampen im Vordergrund, wo Sie sich niederbeugten, um Herrn Weber's Stirn damit zu schmücken."

„Dem Meister gebührte die Auszeichnung; dem Schöpfer des genialen Werkes, nicht dem unbedeutenden Werkzeug, das seinen Tönen nur den Ausdruck verliehen, mußte jener Kranz des Ruhmes zu Theil werden."

„Ach! gnädigste Frau, wenn ich an den Augenblick zurückdenke, da möchte mir das alte Herz springen vor Freude und Wonne. War ich doch Zeuge so mancher schlaflosen Nächte, die Herr Weber vor dem Pult und vor dem Instrument zugebracht, hab' ich ihn doch so oft erst gegen Morgen, wenn der Tag schon graute, halb durch Bitten, halb durch Gewalt dazu vermocht, sich niederzulegen und einige Stunden der Ruhe zu gönnen; hab' ich doch gesehen, wie er unablässig für die Kunst wirkte, wie all' sein Streben dahin ging, die deutsche Tonkunst von fremden Einflüssen zu befreien, sie selbstständig und unabhängig von den Italienern und den Franzosen zu machen — — und wie hat man ihm gedankt, wie hat man ihn für den Aufwand von Mühe und Kräften belohnt? — Schöne Worte, Schmeicheleien, fade Complimente — Alles, was ihm so von Grund des Herzens verhaßt und zuwider war, daran fehlte es nicht; thatsächliche und aufrichtige Beweise der Liebe und Hochachtung aber wurden ihm nur selten zu Theil. Sie, gnädige Frau, gehörten zu den Wenigen, die den großen Geist erkannten und würdigten. In jenem Augenblick, als Sie ihm den Lorbeerkranz auf die Stirn drückten, da war mir's, als ob ein Engel vom Himmel herabgestiegen sei, um ihn, den die Welt so viel verkannte, mit der Krone der Unsterblichkeit zu schmücken. —Und wissen Sie auch, gnädige Frau," setzte der Alte nach einer kurzen Pause hinzu, „daß Herr Weber jenen Kranz wie ein heiliges Kleinod aufbewahrt, daß er schon damals erklärt hat, er würde ihn einst mit ins Grab nehmen? Ach, er dachte wol nicht, daß die dunkle Pforte sich schon so bald für ihn aufthun würde!"

Henriette, der diese Erinnerungen allzu schmerzlich waren, suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Wie kommt es, Friedrich," sagte sie, „daß Sie sich der Begebenheiten jenes Abends noch so genau zu entsinnen wissen?"

„Ei, gnädige Frau, war ich doch kurz vorher erst durch Vermittlung des Herrn Weber am Theater angestellt worden; mein Amt rief mich bald auf die Bühne, bald ins Orchester, wo's gerade etwas zu besorgen und zu bestellen gab. Als der dritte Act vorüber und der Vorhang gefallen war, befand ich mich hinter der Scene. Plötzlich und eh' ich's mich versah, stürzten Sie an mir vorüber nach Ihrem Garderobezimmerchen, im nächsten Moment folgte Herr Weber, — die Thür stand offen, ich sah, wie er zu Ihren Füßen fiel: — „O mein Gott, erhalte mir die Jette!" das waren seine eigenen Worte, die mir noch heute in den Ohren klingen. Sie wollten ihm die Hand reichen, ihn zu sich emporziehen, aber die Natur forderte ihren Tribut, die heftige Aufregung zog Ihnen eine Ohnmacht zu. Sie schwankten und würden gefallen sein, wären wir beide, ich und der alte königliche Herr, der mittlerweile aus seiner Loge gekommen war, nicht herzugesprungen, um Sie gerade im glücklichen Moment noch aufzufangen. Der alte Herr war tief gerührt, er sagte, daß er diesen Anblick niemals vergessen werde, — — ja, ja, glaub's ihm wol, wer könnte auch so was vergessen? Sind doch jetzt 27 Jahre verstrichen, aber der ganze Vorfall steht mir noch so lebhaft vor Augen, als ob ich ihn erst gestern erlebt und mit angesehen hätte."

„Sie entsinnen sich aller Einzelnheiten genauer, als ich selber es im Stande bin."

„Gewiß, und mag mein Gedächtniß auch sonst etwas schwach geworden sein, hier bleibt es mir treu, und Sie können sich auf Alles verlassen, was ich Ihnen sage, gnädige Frau. Ich weiß wol sogar noch Manches, was Ihnen selber ein Geheimniß blieb. Als ich am nächsten Morgen nach jenem denkwürdigen Abend mit Tagesanbruch zu Herrn Weber kam, fand ich ihn schlafend. Die ganze Nacht hindurch hatte er gewacht und componirt, denn das Clavier war geöffnet, der Fußboden mit Manuscripten und Papierschnitzeln bedeckt, auf dem Pult aber brannte noch immer mit mattem Schein die Lampe, die ihm zu seinen nächtlichen Arbeiten geleuchtet. Die Unordnung im Zimmer zeigte deutlich, daß er in ganz ungewöhnlich heftiger Aufregung gewesen. Ich schlich mich auf den Zehen zu dem Sopha, auf dem der Meister angekleidet lag. Erst kürzlich konnte er entschlummert sein, denn seine Wangen waren noch geröthet, er athmete tief und

schlief so fest, wie ich es sonst von ihm nicht gewohnt war. In seiner Rechten, die an der Seite herabgesunken war, hielt er den Lorbeerkranz, den Sie ihm am Abend zuvor aufs Haupt gesetzt, die Linke aber war krampfhaft aufs Herz gedrückt und hielt ein kleines Papier fest umschlungen, welches noch feucht war von Thränen, mit denen er es reichlich benetzt haben mochte. Ich beugte mich behutsam über den Schlummernden, um das Papier zu entfalten, —— was glauben Sie wol, gnädige Frau, was er so fest an sein Herz drückte?“

Die Sängerin schwieg, doch ihr fragender Blick haftete auf den Lippen des Alten.

„Es war ein kleines wohlgetroffenes Bild von Henriette Sontag, welches sie in der Rolle der „Agathe“ darstellte. Dieses Bild hat er von Stund' an auf dem Herzen getragen, bis er sein deutsches Vaterland verließ, um sich in fremdem Lande ein heimisches Plätzchen zu suchen. Der Kranz und das Bild waren für ihn zwei Heiligthümer, von denen er sich niemals trennte, die, wenn sein Wille nach seinem Tode beachtet wurde, ihm beide ins Grab gefolgt sind. Ach, gnädige Frau, er hat ein so liebevolles, dankbares Herz besessen, und es waren so Wenige, die ihm mit Liebe entgegenkamen!“ ——

Am nächsten Morgen in der Frühe schon erschien im Auftrage der Gräfin einer der geschicktesten Aerzte der Stadt in der Wohnung des Alten, um seinen Gesundheitszustand genau zu untersuchen. Nach der Versicherung des Doctors war für den Augenblick noch keine Gefahr vorhanden. Was Kunst und sorgfältige Pflege zur Herstellung des Kranken beitragen konnten, wurde nicht versäumt. Fast täglich ließ sich die Gräfin nach seinem Befinden erkundigen, einige Male sprach sie auch selber bei ihm vor, und hatte bald das Vergnügen, ihn fast völlig genesen zu finden. Ihre nächste Sorge ging nun dahin, eine bessere Wohnung für ihn herzurichten und ihn daselbst mit allen Bequemlichkeiten zu umgeben, die nur irgend dazu beitragen konnten, seine alten Tage angenehmer zu machen.

Wer im December des genannten Jahres die von Henriette Sontag gegebenen Concerte besuchte, wird wol mitunter einen alten Mann mit schneeweißem Haar bemerkt haben, der, von einem niedlichen jungen Mädchen begleitet, gewöhnlich einen der vordersten Plätze einnahm und dessen Augen sich jedes Mal mit Thränen füllten, wenn

die gefeierte Künstlerin auf der Bühne erschien, wenn ihre wunderbar liebliche Stimme die weiten Räume durchdrang. Es war der alte Friedrich L., dem ein gütiges Geschick den Wunsch erfüllt hatte, am späten Abend seines Lebens nochmals Zeuge der künstlerischen Triumphe Derer zu sein, die er gleich einem höheren Wesen verehrte. Als er zum ersten Mal an jenem Ort erschien, stand die Arie aus „Freischütz“: „Und ob die Wolke sie verhülle,“ auf dem Programm. Es war eine zarte Aufmerksamkeit, die ihm von der Künstlerin erwiesen wurde. Die Hände gefalten, den verklärten Blick unverwandt auf die Sängerin gerichtet, saß er da und lauschte dem Gesang. Seit undenklich langer Zeit war ihm ein Genuß wie dieser nicht zu Theil geworden. Als er am späten Abend nach seiner Wohnung zurückkehrte, hatte Clärchen Mühe, ihn zur Ruhe zu bringen; er war außer sich vor Freude, er lachte und weinte, und versicherte unaufhörlich, wenn Herr Weber heute plötzlich aus dem Grabe auferstanden wäre und an seiner Stelle die Jette gehört hätte, er würde, trotz seines scharfen Gehörs, nicht den mindesten Unterschied zwischen einst und jetzt wahrgenommen und nimmermehr geglaubt haben, daß mehr als ein Vierteljahrhundert seit der Zeit ihrer beiderseitigen Triumphe verstrichen sei.

Die Besserung im Befinden des alten Friedrich war übrigens nur von kurzer Dauer. Als das Frühjahr herannahte, kehrten auch die Symptome der Krankheit zurück. Dies Mal waren sie bedenklicher. Der Arzt bot um so bereitwilliger alle Kunst auf, da ihm seine Mühe durch die Gräfin reichlich belohnt wurde. Doch die Natur forderte ihr Recht, das Stündlein des Alten hatte geschlagen.

An einem trüben, regnerischen Aprilmorgen fuhr langsamen Schrittes auf der Straße, welche sich von Brooklyn aus längs der Bai nach Greenwood Cemetery hinzieht, ein Leichenwagen dahin. Die Natur erwachte eben aus ihrem Winterschlaf, die grünen Keime sproßten aus der Erde und an Bäumen und Buschwerk kamen hin und wieder die ersten Triebe zum Vorschein. In wenigen Wochen schon mochten sich Wald und Flur vollständig verjüngt haben, jetzt aber war es überall noch kahl und leer. Der Todte, der zur letzten Ruhestätte gebracht wurde, hatte wol nicht viele Freunde und Verwandte besessen, denn nur ein einziger Wagen gab ihm das Geleit.

Als der kleine Zug auf dem Gottesacker, bei dem frisch aufgewor-

fenen Grabe angelangt war, stiegen zwei Damen aus dem Wagen. Die eine von hoher, schlanker Gestalt, stand schon in den höheren Jahren und zeichnete sich durch ihre imponirende Haltung, durch ihren feinen Anstand aus; die andere war ein junges Mädchen, eine eben in voller Schönheit aufbrechende Knospe. Als der Sarg in die Grube hinabgesenkt wurde, brach die Kleine in lautes Schluchzen und Wehklagen aus, ihre Begleiterin aber suchte sie durch tröstenden Zuspruch aufzurichten und geleitete sie nach dem Wagen zurück, zuvor aber ergriff sie noch eine Hand voll Erde und warf sie thränenden Auges in die Grube hinab, die nunmehr von den Leichengräbern zugeschaufelt wurde. Die Damen bestiegen den Wagen, der rasch von dannen rollte.

Henriette Sontag hatte dem alten Friedrich die letzte Ehre erwiesen. Es war nicht der Boden der theuren Heimath, der seine Gebeine bedeckte, aber eine traute Freundin aus alter Zeit hatte ihm im fremden Lande die müden Augen zugedrückt und das Geleit zur letzten, ewigen Ruhe gegeben.

Clärchen war durch den Tod des Großvaters in tiefe Betrübniß versetzt. Die Gräfin bot inzwischen Alles auf, sie für den Verlust zu entschädigen. Sie hatte das junge Mädchen, welches den Kranken stets mit so viel zärtlicher Sorgfalt gepflegt, herzlich lieb gewonnen und mochte sich nicht von ihr trennen. Als sie im Herbst des Jahres 1853 New York verließ, um eine Kunstreise nach dem Süden der Vereinigten Staaten und nach Mexiko anzutreten, befand sich Clärchen in ihrer Begleitung.

Zwölf Meilen von der Stadt Mexico, etwas seitlich von der breiten, nach Vera Cruz führenden Heerstraße, liegt das Kloster St. Augustine und dicht dabei ein Dörfchen gleiches Namens. Das Kloster ist eines der reichsten und angesehensten in der mit Klöstern und geistlichen Stiftungen so überreich gesegneten mexikanischen Republik. Eine weite und fruchtbare Ebene umgibt das alterthümliche Gebäude. Durch üppige Wiesengründe schlängeln sich krystallhelle Bäche, deren eiskaltes Wasser im Sommer erfrischende Kühlung verbreitet; dunkelgrüne Cypressen, zierlich und edel geformt, stehen in

einzelnen malerischen Gruppen umher, und neigen ihre Zweige schützend über den rasch dahin sprudelnden Quell; hin und wieder erhebt sich eine schlanke Palme, die in kühnem Schwung dem Himmel zustrebt und ihre duftigen Conturen an dem unergründlichen Blau des Horizonts abzeichnet.

In dieser Ebene war es, wo zur Zeit der Eroberung Mexiko's das schwache Häuflein der durch Strapazen und Entbehrungen aller Art geschwächten Spanier den letzten entscheidenden Sieg davontrug über das gewaltige, trefflich ausgerüstete Heer Montezuma's. Sie hatten den heiligen Augustinus zum Schutzpatron des Tages gewählt und vor Beginn der Schlacht sich seiner Obhut anvertraut. Gewiß war der Heilige an jenem Tage ungewöhnlich guter Laune gewesen, denn er nahm von der ihm demüthig vorgetragenen Bitte huldreichst Notiz und erschien — wie spanische Schriftsteller versichern — in eigner Person auf dem Schlachtfelde, wo er die ungläubigen Feinde, zwar nicht wie einst Simson mit einem Eselskinnbacken, wol aber mit seinem Ledersack und seinem Strick so tüchtig bearbeitete, daß sie verzweiflungsvoll nach allen Richtungen zerstoben. Die Spanier wären sehr undankbar gewesen, wenn sie sich für diese Hülfsleistung nicht dankbar erwiesen hätten. Kaum waren sie in der Hauptstadt Mexiko siegreich eingezogen und hatten von dem ganzen Lande in aller Form Rechtens Besitz ergriffen, als sie auch bereits in jener Ebene ein dem heiligen Augustinus gewidmetes Kloster erbauten. An frommen Mönchen, die hier zur größeren Ehre Gottes ein beschauliches Leben zu führen Willens waren, fehlte es nicht; schon nach einigen Jahrzehnten hatte sich das Einkommen des Klosters durch Stiftungen und Geschenke gehoben, und da der heilige Augustin diesen ehemaligen Schauplatz seiner Heldenthat fortwährend begünstigte, an Kranken und Gebrechlichen wunderbare Heilungen bewerkstelligte und reumüthigen Sündern, die ein wohlgefälliges Scherflein auf seinen Altar niederlegten, Verzeihung und ewigen Frieden gewährte, so wurde das Kloster bald ein beliebter Wallfahrtsort und sein Reichthum stieg von Jahr zu Jahr. Um das Andenken an jenen wunderbaren Sieg stets zu bewahren, wurde alle drei Jahre ein großes Fest gefeiert, wobei viele Tausende aus Nah und Fern herbeiströmten, um ihre Andacht an der geweihten Stätte zu verrichten, oder um dem Heiligen irgend eine

Bitte, ein bescheidenes Anliegen vorzutragen, — und der Gewährung glaubte man bei einer solchen Veranlassung stets gewiß sein zu dürfen.

Wie es bei einem üppigen, dem sinnlichen Genuß zugethanen Volke nicht anders sein konnte, nahm dieses kirchliche Fest im Laufe der Jahre einen ziemlich weltlichen Character an. Der Clerus selbst mochte diese Umgestaltung im Stillen begünstigen, denn die frommen Väter wußten gut genug, daß die große Menge sich um so behaglicher im Schooß der Mutter Kirche fühlt, wenn diese zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken versteht, wenn sie über der Sorge um das himmlische Seelenheil auch die irdischen Bedürfnisse ihrer Schutzbefohlenen nicht ganz außer Augen läßt. Die wechselnden politischen Schicksale des von Parteiungen zerrissenen Landes waren niemals im Stande gewesen, auf die Abhaltung jenes Festes einen hindernden Einfluß zu üben. Mitten im Drang und Sturm der wichtigsten Ereignisse, in verhängnißvollen Augenblicken, wo unheilschwangere Wolken den politischen Horizont umlagerten und sich jeden Augenblick zu entladen drohten, strömte das sorglose, abergläubische, nur dem Sinnengenuß nachhängende mexikanische Volk hier zusammen, um sich von seinen Priestern von den Heldenthaten des seligen Augustinus erzählen zu lassen, nebenbei aber die Freuden des Lebens recht gründlich und nach allen Richtungen zu genießen. Der Südländer denkt nicht gern ans Sterben, lebt aber so, als ob ihm der Tod auf dem Nacken säße und er sich beeilen müsse, alle Genüsse möglichst rasch zu erschöpfen, um dann vollkommen gesättigt die ewige Reise antreten zu können.

Es war Anfangs Juni 1854. Das alle drei Jahre wiederkehrende Fest zu Ehren des Heiligen hatte begonnen. Jene weite Ebene um das Kloster St. Augustino war mit hunderten kleiner Zelte bedeckt und bot einen ebenso buntbewegten, als malerischen Anblick. Sehenswürdigkeiten aller Art wurden von ihren Besitzern und Ausstellern mit lauter Stimme angepriesen; neben der Löwin aus Californien, dem höchst merkwürdigen Exemplar einer neu entdeckten Thiergattung, konnte man die afrikanische Klapperschlange und den arctischen Eisbär bewundern. Taschenspieler, Seiltänzer, Wahrsagerinnen, Herkulesse und sonstige Künstler hatten ihre Buden aufgeschlagen, über deren Eingang ein vielversprechendes Bild die neugierige Menge zum Besuch einlud. Die wunderbarsten Dinge sollten

hier gezeigt und die unglaublichsten Kunststücke für ein ganz bescheidenes Entré ausgeführt werden. Hin und wieder sind ebene Stellen eingezäunt, die Brüstungen aber mit bunten Tüchern und Fahnen verziert worden, und eine oft nicht sehr harmonische Musik ladet das jüngere und ältere Volk zum lustigen Tanze ein. Paar an Paar drängt sich hier in raschem Wirbel, der Unterschied der Stände, sonst in diesem nur dem Namen nach republikanischen Lande so streng aufrecht erhalten, scheint gänzlich außer Augen gesetzt, denn der stolze Abkömmling des Castilianers, mit dem prächtigen Federhut auf den dunklen Locken und dem kleinen Degen an der Seite, verschmäht nicht, die braunwangige Indianerin mit den zierlich geflochtenen Zöpfen an sein ritterliches Herz zu drücken, der sonst so schüchterne Bauernbursche aber, in der offenen Weste und den bunten, kreuzweise über einander liegenden Achselbändern, hat sich ein Herz gefaßt und führt die schmucke, nach neuester Mode gekleidete Städterin zum Tanz. Alles athmet Freude und Lust, süße Worte werden geflüstert, feurige Blicke begegnen sich, Trommeln und Pfeifen, Castagnetten und Guitarren machen einen Höllenlärm durcheinander, Herzen schlagen, Busen wallen und die Fahnen und buntseidenen Bänder flattern lustig in der würzigen sonnigen Luft.

Das belebteste Bild entfaltete sich in der Nähe der Buden, in welchen Erfrischungen zum Verkauf ausgeboten werden. An langen Tafeln saßen hier die munteren Gäste, zechend, spielend und plaudernd; wer an den Tischen keinen Platz finden konnte, der lagerte sich auf den grünen Rasenteppich und mochte dabei wol noch am besten gefahren sein. Geschäftige Aufwärter, flinke Schenkmädchen flogen die unabsehbaren Reihen entlang, um die Bedürfnisse der Hungrigen zu befriedigen. Wohin man hörte und sah — nichts als Schäkern und Lachen, Lust und Fröhlichkeit. Citherspieler und Bänkelsänger faßten hin und wieder Posto und ließen zu den verstimmten Instrumenten die rauhen Stimmen ertönen; ihre Kunstleistungen fanden übrigens ein sehr nachsichtiges Publicum und wurden reichlicher belohnt, als sie es wol verdient hatten.

Einen seltsamen Contrast zu dieser allenthalben herrschenden, fast zügellosen Fröhlichkeit bildeten die geistlichen Processionen, welche sich hin und wieder, unter Vorantragung eines Kreuzes oder der colossalen

Statue des heiligen Augustinus und unter Absingen monotoner Lieder, durch die weit ausgedehnte, die Ebene bedeckende Zeltstadt bewegten. Das Erscheinen einer solchen Procession änderte plötzlich die Scene. Die Musik verstummte, der Tanz brach ab, die einzelnen Paare aber hielten sich fest an den Händen, um hübsch beisammen zu bleiben; die Zechenden sprangen von der Tafel oder aus dem Grase auf, die Marktschreier hielten in ihren Anpreisungen inne, und die Citherspieler und sonstigen Musikanten legten ihre Instrumente bei Seite. Alles eilte nach der Gegend, woher der heilige Gesang ertönte, Alles warf sich auf die Knie, bekreuzigte sich und betete ein Vaterunser. Die Mönche aber mit ihren Crucifixen und Heiligenbildern bewegten sich mit langsamen, feierlichen Schritten, ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Lied absingend, durch die andächtige Menge. Kaum war die Procession vorüber und die heiligen Melodien verhallt, so befand sich auch schon Alles wieder auf den Füßen und eilte zu der früheren Beschäftigung oder dem früheren Nichtsthun zurück. Eine ernsthafte, andächtige Stimmung schien bei keinem Einzigen zurückgeblieben zu sein. Jeder beeiferte sich vielmehr, das inzwischen Versäumte durch desto größeren Eifer im Jubel und freudigem Genuß nachzuholen. Der ritterliche Castilianer schlang die Arme fester um die vollbusige Tänzerin, der Zecher füllte das Glas bis zum Rande, der Bänkelsänger sang ein neckisches, die Probe streng moralischer Censur schlecht bestehendes Liebeslied, der Quacksalber pries seine Lebenselixire und Sicherheitspulver an, und der Marktschreier brüllte noch lauter als der hinter seiner Leinwand verborgene arctische Bär und die californische Löwin.

Am Eingang eines kleinen, dem äußeren Anschein nach schon etwas eleganteren, im Innern aber mit Teppichen ausgelegten und mit seidenen Gehängen verzierten Zeltes saßen auf leichten Feldstühlen zwei Damen und schauten auf das bunte Bild ihrer Umgebung, welches jeden Augenblick die Farben wechselte, innerhalb dessen von der reizendsten tropischen Landschaft gebildeten Rahmens die mannigfaltigsten Gruppirungen in beständiger Bildung und Auflösung begriffen waren. Ihre Kleidung und ganze äußere Erscheinung verrieth auf den ersten Blick die ausländische Abkunft, und wer in ihren Mienen zu lesen verstand, mochte leicht den Schluß ziehen,

daß sie das vor ihren Augen sich entfaltende Bild eines von einem Volk des Südens, unter südlichem Himmel gefeierten Volksfestes nicht in der richtigen Weise aufzufassen vermochten.

„Sie sind so niedergeschlagen, gnädige Frau," sagte die Jüngere, ein schönes freundliches Mädchen von höchstens achtzehn Jahren. „Ihre Stirn will sich inmitten dieses fröhlichen Treibens nicht aufheitern. Sie sollten sich zu zerstreuen suchen, Sie sollten an der Freude dieser guten Leute einigen Antheil nehmen. Was wird der Herr Graf sagen, wenn Sie wieder so bekümmert in die Stadt zurückkehren, wie Sie dieselbe am Morgen verließen?"

„Laß mich Kind! Ich kann meiner Stimmung unmöglich Gewalt anthun. Es ist mir Alles so fremd, so ungewohnt hier. Selbst diese stürmischen Aeußerungen der Freude haben etwas Beängstigendes für mich," versetzte die Aeltere der beiden Damen, deren bleiche, von Sorgen und Anstrengungen etwas entstellte Züge deutliche Spuren ungewöhnlicher Schönheit verriethen.

„Der Reiz der Neuheit sollte doch seine Wirkung nicht verfehlen," fuhr die Jüngere fort. „Es ist hier Alles so seltsam, so ganz eigenthümlich, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt wird."

„Das ist es eben, was mich beunruhigt. Ich weiß mich einmal in dieses südliche Leben, in diese heißblütigen Menschen nicht zu finden. Mir ist, als ob in jedem Winkel ein verborgener Feind lauerte."

„Aber gnädige Frau, wie mögen Sie nur einem so unseligen Vorurtheil Raum geben? Blicken Sie um sich, die Natur ist ja so friedlich, die Menschen sind so harmlos — —"

„Friedlich und harmlos? Wohl Dir, wenn Du davon überzeugt bist. Deine Unbefangenheit läßt Dich sorglos am Rand des Abgrunds tändeln, der von bunten Blumen überdeckt wird."

„Sie ängstigen mich! Gewiß fühlen Sie sich nicht ganz wohl, und der Lärm ringsum macht es nur noch schlimmer. O, wären wir doch in der Stadt geblieben, — und der Weg zurück ist so weit!"

Sie stand auf und schlug ängstlich den rechten Arm um den Nacken der älteren Gefährtin, die ihre Sorge durch einen dankbaren Kuß auf die Stirn belohnte und dann mit etwas heiterer Miene fortfuhr:

„Beunruhige Dich nicht, Clärchen, — es ist nichts, ein unseliges Vorurtheil, Du magst ganz Recht haben. Ich muß es zu bekämpfen

und zu unterdrücken suchen, denn es wäre unverzeihlich, wenn ich Andern damit zur Last fallen wollte."

Henriette Sontag — der Leser wird in den redenden Personen die Künstlerin und ihre junge Schutzbefohlene bereits erkannt haben — erhob sich gleichfalls von ihrem Sitz, trat vor das Zelt hinaus, um ihre ungetheilte Aufmerksamkeit den sie umgebenden Festlichkeiten zu widmen.

„Ich glaubte mich hier zerstreuen zu können," sagte sie nach einer Pause, „und folgte daher der Einladung, dieses Fest zu besuchen. Doch ich weiß nicht wie es kommt, ehemals war mein Herz der Lust und Freude geöffnet, jetzt bin ich unempfänglich für ihre verlockendsten Klänge. Seit ich Mexico betreten, ist mit mir eine Veränderung vorgegangen, die ich mir nicht zu erklären weiß. Zuweilen befällt mich eine Beklemmung, eine namenlose Angst, daß ich auf der Stelle von dannen möchte, wenn mich nicht mein gegebenes Wort zurückhielte, und wenn ich mich nicht bei ruhiger Ueberlegung meiner kindischen Furcht selbst schämte. Kein Ort, keine Gesellschaft schützt mich davor, — auf der Bühne, in den Proben, in den geselligen Kreisen — überall beschleicht mich das peinigende Gefühl. Niemandem hab' ich es bis jetzt zu gestehen gewagt, denn man würde mich vielleicht mit Recht für launisch und eigensinnig halten. Noch fünf Wochen fesselt mich mein Contract an dieses Land, — dann aber sollen keine Versprechungen, nicht das Gold Peru's und Californiens im Stande sein, mich länger hier zu halten. Fünf Wochen, unselig lange Zeit! O, wenn sie doch erst vorüber wären!"

„Die Zeit verfließt schnell, gnädige Frau, und eh' wir's uns versehen, wird der Tag der Abreise gekommen sein."

„Meinst Du? Meinst Du, daß wir Alle abreisen werden, daß Niemand — — zurückbleibt?"

Die Sängerin sprach die letzten Worte mit krampfhaft gedämpfter Stimme; in ihren sonst so schönen, milden Augen lag ein seltsam wehmüthiger Ausdruck, welcher Clärchen zu Thränen rührte.

„Aber, gnädige Frau, was Sie doch da wieder reden! Sie versprachen, sich zu fassen; doch immer verfallen Sie in Ihre trübe Stimmung zurück."

„Laß Dich's nicht beängstigen, Kind, gewiß, es geschieht jetzt nicht

wieder. Die Rolle der „Lucretia Borgia", die ich morgen zu singen habe, mag viel Schuld an meiner Aufregung tragen. Nur mit Widerwillen übernahm ich sie; denn jedes Mal beschleicht mich ein unheimliches Grauen, wenn ich den entsetzlichen Character darstellen, diese Gift und Blut athmende Musik wiedergeben soll. O wie weit kann sich die göttliche Kunst von ihrem erhabenen Ziel verirren! Mozart und Weber, Ihr großen Todten meines geliebten deutschen Vaterlandes, Euer Streben war nur dem Reinen und Höheren zugewendet, Ihr hättet niemals eine „Lucretia Borgia" geschaffen! — Ich würde viel darum gegeben haben, hätte man gerade diese Oper hier vom Repertoire gelassen. Allein der Director besteht auf ihrer Aufführung, er kennt sein Publicum und weiß nur zu gut, daß dieses von wilden Leidenschaften erregte, an Gift und Dolch gewöhnte Volk auch auf der Bühne nur an der Vorführung grausiger Scenen Gefallen findet —"

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Ankunft mehrerer Mitglieder der italienischen Oper, Herren und Damen, die heute gemeinsam einen Ausflug aus der Stadt nach dem berühmten Volksfest von St. Augustino unternommen hatten, und jetzt von einem Spaziergang und der Beaugenscheinigung der Lustbarkeiten in das von ihnen in Beschlag genommene Zelt zurückkehrten.

„Sie haben viel verloren, Frau Gräfin," rief einer der Sänger schon von Weitem.

„Ist das ein Spaß! Bei Gott, so etwas darf man nicht versäumen!"

„Ich denke, Sie lassen die Wagen vorfahren, meine Herren," versetzte die Gräfin. „Es wird Zeit sein, daß wir an den Aufbruch denken."

„Nur noch ein halbes Stündchen, gnädige Frau. Dort kommt eben der Zug der unvermählten Paare, die nach altem Herkommen zu Ehren des heiligen Augustinus mit einer Aussteuer beschenkt wurden, aus der Kirche zurück. Lassen Sie uns jenen Hügel besteigen, dort können wir Alles übersehen. Es lohnt sich wahrlich der Mühe. Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren und Damen!"

Und die ganze Gesellschaft schlug den Weg nach dem Hügel ein.

Die Gräfin, der einer der Herren den Arm geboten, hatte sich mit Clärchen den Uebrigen angeschlossen.

Als man auf dem Hügel anlangte, stand dort schon Kopf an Kopf gedrängt. Von der Seite her schallte eine fröhliche Musik, und bald erschienen die Anführer eines Zuges, der trotz seiner ländlichen Einfachheit, durch die heitere ausgelassene Laune aller Theilnehmenden die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und einen wohlthuenden Eindruck auf die Zuschauer hervorbrachte. Der Verfügung eines großmüthigen Stifters entsprechend, erhalten jedes Mal bei Abhaltung des Festes zu Ehren des heiligen Augustinus sechs unbemittelte Paare eine Aussteuer und werden gleich auf der Stelle in der Capelle des Klosters ehelich verbunden. Da die Aussteuer ziemlich beträchtlich ist, fehlt es niemals an Brautpaaren, die sich darum bewerben. Der Prior des Klosters und die ehrwürdigen Väter haben die Würdigsten auszuwählen, und unter diesen entscheidet dann am festgesetzten Tage das Loos. Unter dem Zustrom einer jubelnden Menge werden die Glücklichen sogleich vor den Altar und von da nach dem Tanzplatz geleitet, wo man das Hochzeitsgelage während der ganzen Dauer des Festes feiert und nicht selten einen hübschen Theil der durch die Gunst des Glückes erlangten Aussteuer in Saus und Braus aufgehen läßt.

Der Zug der Neuvermählten kehrte aus der Kirche zurück. Voran ein zahlreiches Musikcorps, das die lustigsten, tollsten Weisen aufspielte. Dann folgten die sechs Paare, festlich geschmückt, unter dem Geleit der Hochzeitsführer und Brautjungfern; ein Klosterbruder, mit einem Crucifix in den Händen, hatte den Vortritt vor jedem einzelnen der Paare. Unmittelbar dahinter schlossen sich nun die Angehörigen, Freunde und Verwandte der dies Mal vom Glück Begünstigten an. Den Beschluß bildeten Schaaren junger Burschen und Mädchen, von denen manche wol sich gleichfalls der Hoffnung hingaben, bei einer der nächsten Gelegenheiten durch Vermittelung des heiligen Augustinus in den sicheren Hafen der Ehe einzulaufen.

Wo der Zug vorüberpassirte, wurde er von den Umstehenden mit jauchzendem Zuruf begrüßt. Die Künstlergesellschaft auf dem Hügel gab gleichfalls ihre Freude zu erkennen, und selbst die Gräfin schien, von dem allgemeinen Frohsinn mit fortgerissen, beim Anblick dieser Glücklichen, deren sehnlichster Wunsch heute in Erfüllung gegangen,

vor denen die Welt in verlockendster Farbenpracht ausgebreitet lag, ihren eigenen Kummer zu vergessen und einer fröhlicheren Stimmung Raum zu geben, als es seit vielen Wochen bei ihr der Fall gewesen.

„Ei, sehen Sie da, gnädige Frau," rief der Herr, welcher der Gräfin den Arm geboten hatte, als das letzte der Paare sich ihrem Standpunkt näherte, „ist das nicht ein so schmuckes Brautpaar, wie nur noch je eines vor dem Altar gestanden hat? Sehen Sie dieses wunderhübsche Mädchen, so blühend, so voll, und wie es verschämt die Augen niederschlägt! Dieses Madonnenköpfchen wäre wirklich des Pinsels eines Raphael's würdig!"

„Sie haben recht," erwiderte die Sängerin, der dieser Anblick großes Vergnügen zu gewähren schien. „Ei, das ist ein nettes Bräutchen und der Bursch nicht minder schön! Man sieht das Glück und die freudige Ueberraschung so recht in Beider Antlitz ausgeprägt. Sie mögen wol nur schwache Hoffnung genährt haben, daß sich das Loos gerade zu ihren Gunsten entscheiden würde."

„Jammerschade, daß sie nicht auf der Bühne erscheinen," meinte einer der Andern, „dort müßten sie sich noch unendlich viel besser ausnehmen, als hier in dieser zwar naturwüchsigen, aber doch etwas wilden, uncultivirten Umgebung."

In diesem Augenblick war das letzte Paar dicht vor der auf der kleinen Anhöhe stehenden Gesellschaft angelangt. Henriette Sontag machte rasch ein Bouquet künstlicher Blumen aus ihrem Haarschmuck los, und warf es mit so geschickter Hand, daß es gerade mitten zwischen das Paar fiel. Die Blicke der versammelten Menge wendeten sich der Gruppe auf dem Hügel zu, ein Geflüster lief durch die Reihen des Zuges, der plötzlich Halt machte; die Männer schwenkten die Hüte und ein tausendstimmiges „Viva! Viva!" erfüllte die Luft.

Die ehrenvolle Auszeichnung galt der fremden Künstlerin, deren Ruhm selbst bis unter die schlichte Landbevölkerung gedrungen war. Ihre Anwesenheit bei dem Feste war bereits im Laufe des Tages vielfach besprochen worden; man hatte sie erkannt und legte ihr auf eine zwar einfache und natürliche, gerade deshalb aber um so schmeichelhaftere Weise seine Huldigung an den Tag. Die Gräfin fühlte sich freudig überrascht. Sie war an den Beifallruf, an das Zujauchzen der Menge längst gewöhnt, hier jedoch, unter fremdem Himmel und

fremden Menschen, wo sie es am wenigsten erwartet hätte, mußte dieser unaufgeforderte Beweis von Hochachtung ihrem Herzen besonders wohlthun. Unzählige Male war ihr von Reichen und Mächtigen gehuldigt worden, das Volk im eigentlichen Sinne des Wortes aber hatte ihr fast noch nirgends so unzweideutig seine Gesinnung zu erkennen gegeben. Mit freundlichen Verbeugungen dankte sie für die ihr erwiesene Aufmerksamkeit und stieg dann in Begleitung der Uebrigen von der kleinen Anhöhe hernieder, um sich unter die guten Leute zu mischen. Einer ihrer Begleiter, der der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, diente als Dollmetscher. Sie unterhielt sich mit den einzelnen Paaren und deren Angehörigen und wußte durch ihr freundliches, theilnehmendes Wesen das schlichte Landvolk so für sich zu gewinnen, daß es ihr kaum gelang, sich aus den dichten Schaaren, die sie von allen Seiten umdrängten, wieder herauszuwinden. Das meiste Interesse flößte ihr jenes allerliebste Paar ein, welches schon vorher ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

„Du dachtest wol nicht, mein Kind, daß Dich der heutige Tag an das Ziel deiner Wünsche führen würde?“ fragte sie das niedliche Bräutchen, das verlegen die Augen zu Boden schlug.

„Ach ja, hohe Frau, gedacht hab' ich schon daran und der Tonio hat auch daran gedacht, aber was man bloß denkt, ist ja noch zu nichts nütze, so lang' es nicht in Erfüllung geht, und die Erfüllung schien uns noch in weitem Felde zu liegen.“

Tonio, der hübsche junge Mann, machte eine bäurische Verbeugung und schien sich recht zu wundern, daß seine kleine Frau so das Herz hatte, mit der fremden vornehmen Dame zu reden.

„Eurer Verbindung standen noch manche Hindernisse entgegen?“

„Der Vormund hätte nimmermehr seine Einwilligung gegeben; er mochte nicht einmal leiden, daß der Tonio ins Haus kam, weil er ein armer Bursche war und kein Hauswesen für eine Frau einrichten konnte. Manchmal schien es mir fast, als ob er selber noch ans Freien dächte und ein Auge auf mich geworfen habe. Heute sind es just acht Tage, daß er mir ernstlich allen Verkehr mit Tonio verbot. Da fiel uns in unserer Herzensangst das herannahende Fest des heiligen Augustinus ein, das schon manches Paar zusammengebracht. Tag und Nacht hab' ich von Stund' an zu dem Heiligen gebetet, und er

hat mein Bitten wirklich erhört. Ach, was wird der Vormund dazu sagen, wenn er uns morgen als Mann und Frau wiedersieht!"

Das geschwätzige Bräutchen hätte wol seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte zum Besten gegeben, wäre nicht mittlerweile dem Zugführer eingefallen, daß es Zeit zum Weiterziehen sei. Die Musik spielte eine lustige Melodie, die Paare traten wieder zusammen und der ganze Brautzug setzte sich unter abermaligem Vivatrufen in Bewegung. —

Die Gräfin kehrte mit ihrer Begleitung nach dem Zelt zurück, wo inzwischen die Tafel gedeckt und ein kräftiger Imbiß aufgetragen worden war. In der heitersten Stimmung setzte man sich nieder. Muntere Reden, Scherze und fröhliche Gesänge würzten das Mahl der kleinen Künstlergesellschaft. Der Gedanke an die Rückkehr zur Stadt schien jetzt ganz beseitigt zu sein, obwol die Sonne schon ziemlich tief stand und die kühlere Luft, welche über die weite Ebene hinstrich, den herannahenden Abend verkündete. Mit Henriette Sontag war eine völlige Umwandlung vorgegangen. Sie nahm an der Unterhaltung, welche sich zunächst um die eben mit angesehenen Festlichkeiten, dann um die Ereignisse des Tages und die Sitten des mexikanischen Volkes im Allgemeinen drehte, lebhaften Antheil und schien sogar an den scherzhaften Berichten über das bei dem Ausfluge durch die Gegend Wahrgenommene viel Gefallen zu finden. Clärchen bemerkte mit einigem Vergnügen die Veränderung im Wesen ihrer Gebieterin und dachte schon um deswillen nicht daran, sie an den Aufbruch zu mahnen. Plötzlich schreckte ein lautes Weinen und Wehklagen, welches aus einiger Entfernung herüberschallte, die Gesellschaft aus ihrer angenehmen Unterhaltung. Einer der Herren stand auf und trat vor das Zelt hinaus um sich über die Ursache des Lärms zu erkundigen. Nach einer kurzen Weile kehrte er erschrocken und sichtbar verstört zurück.

„Was gibt's? Was ist vorgefallen?" fragte man von allen Seiten.

„Ein böser Geist scheint sich bei diesem Feste eingefunden zu haben, der seit einigen Stunden sehr störend in die allgemeine Lustbarkeit eingreift. Erschrecken Sie nicht, meine Herren und Damen, es ist gewiß nicht so schlimm, wie das Gerücht behauptet, allein besser möchte es

immerhin sein, wenn wir diesen Ort sobald als möglich verlassen. Es sollen hier in der Nähe einige äußerst bösartige Fälle von Cholera vorgekommen sein, die in dem kurzen Zeitraum weniger Stunden einen tödtlichen Verlauf nahmen."

„Wenn es weiter nichts ist", entgegnete einer der Jüngeren aus der Gesellschaft, „so wollen wir getrost unser Mahl erst vollenden und unsere Becher leeren. Die Krankheit herrscht in der Stadt und mag sich auch hier zeigen, darin liegt nichts Beunruhigendes. Wer sich die geringste Sorge um sie macht, hat am wenigsten zu fürchten. Stoßen Sie an, meine Herren! Unsere Kunst soll leben!"

Die Gläser klangen für einen einzelnen Moment, doch an die Stelle der früheren munteren Unterhaltung trat peinliches Schweigen.

„Was war die Ursache jenes lauten Klagens?" fragte die Gräfin. „Es schien hauptsächlich von weiblichen Stimmen herzurühren."

„Die Mädchen und Frauen fliehen in Angst nach der Capelle des Klosters hinüber, um den Schutzpatron dieser Gegend um Erlösung von der schrecklichen Seuche anzuflehen. Es ist seltsam, aber sie versichern, daß sogar jener junge Mann, der heute das schmuckste Mädchen zum Altare führte, von der Krankheit befallen worden sei, und daß man bereits jeden Augenblick seinem Ende entgegen sehe. Ich denke, wir lassen die Wagen vorfahren und kehren zur Stadt zurück."

Im Augenblick hatten sich Alle erhoben und waren zur Abfahrt bereit.

„Siehst Du nun," sagte die Gräfin, als sie mit Clärchen heraus vor das Zelt trat, „daß meine trüben Ahnungen mich nicht getäuscht haben. Uns blüht einmal kein Glück und kein Segen unter diesem tropischen Himmelsstrich, wo hinter der üppigsten Blumenpracht giftige Schlangen lauern; wo die kühle, balsamische Abendluft, die wir nach der Hitze des Tages lechzend schlürfen, uns den tödtlichen Krankheitsstoff zuführt. Leben und Tod, Glück und Verzweiflung liegen hier dicht neben einander. O hätten wir nie diesen Boden betreten!"

Clärchen suchte die mütterliche Freundin zu beruhigen und erschöpfte sich abermals in Trostgründen aller Art. Ihre Worte blieben erfolglos. Thränen perlten in den schönen Augen der Künstlerin, als sie den bereit stehenden Wagen bestieg, der sich alsbald in rasche Bewegung setzte und den Weg nach der zur Stadt führenden Landstraße einschlug.

Der Mond war indessen am Himmel aufgestiegen und warf seine bleichen Strahlen durch das zerrissene Gewölk. Still und einsam lag die weite Ebene; die vereinzelten Gruppen der dunkeln Cypressen mit ihren weit ausgebreiteten Zweigen ragten gespenstisch über die öde Fläche empor. Die Musik und der laute Jubel waren verstummt, vor den Zelten aber loderten helle Feuer, durch die man die Luft reinigen und die Krankheit abhalten zu können glaubte. Um die Feuer gekauert saßen zahlreiche Gruppen dunkler Gestalten, schweigend und ohne einen Laut von sich zu geben, die Augen voll Angst und Schrecken auf die lichte Gluth geheftet oder die schwarze, zum bewölkten Nachthimmel emporsteigende Rauchsäule mit stieren Blicken verfolgend. Die hohen Bogenfenster der Klostercapelle waren hell erleuchtet; Orgelklänge und feierlicher Gesang schallten weithin durch die Nacht. Das abergläubische Volk war der Meinung, der Heilige habe sich aus irgend einem Grunde beleidigt gefühlt und deshalb die tödtliche Krankheit geschickt, um zur Abbitte und Buße aufzufordern. Die Capelle vermochte in ihrem Innern die herbeigeströmte Menge nicht einmal zu fassen. Auf den Stufen und in der nächsten Umgebung derselben lagen Schaaren von Männern, Frauen und Kindern auf den Knieen, theils inbrünstige Gebete zum Himmel sendend, theils verzweiflungsvoll die Hände ringend und laute Wehklagen ausstoßend. Dazwischen mischte sich der dumpfe Orgelklang und das von tiefen Baßstimmen vorgetragene "de profundis" der Mönche. Der Mond aber trat allmälig hinter das Gewölk und ließ die weite Fläche in geheimnißvollem Dunkel.

Es war am elften Juni. Trotz der erstickenden Hitze, welche den ganzen Tag geherrscht hatte, trotz der drückenden Schwüle, welche noch lange nach Sonnenuntergang die Luft erfüllte und den Aufenthalt in verschlossenen Räumen fast unerträglich machte, drängten sich dichte Schaaren nach den Eingängen des stattlichsten Theatergebäudes Mexiko's, in welchem die italienischen Opernvorstellungen stattfanden. „Lucretia Borgia" sollte in der laufenden Saison zum ersten Mal gegeben werden. Dem Auftreten Henriette Sontag's in der Rolle

der „Lucretia" sah man mit um so größerer Spannung entgegen, da sie bisher vor dem mexikanischen Publicum noch in keiner tragischen Rolle von ähnlicher Bedeutung erschienen war, obwol allgemein behauptet wurde, daß sie in der ernsten Oper ebenso Vortreffliches leiste, als in der komischen, daß ihr Spiel in demselben Grade leidenschaftlich sei und den höchsten tragischen Effect zu erzielen vermöge, wie es in andern Partien an Lieblichkeit und Anmuth Alles übertraf, was man bisher auf der Bühne gesehen hatte.

Die Zeit des Anfangs der Vorstellung war gekommen, noch aber wurde das übliche Zeichen nicht gegeben. In den obern Regionen des Hauses begann das Publicum bereits einige Ungeduld zu äußern. Da wurde der Vorhang rasch in die Höhe gezogen, und der Director trat dicht vor die Lampen des Proscenjums. Man sah es ihm an, daß er sich in ungewöhnlicher Aufregung befand und daß eine schlimme Botschaft über seine Lippen kommen würde. Mit zitternder, nur schwer verständlicher Stimme machte er die Mittheilung, Madame Sontag sei plötzlich gegen Abend erkrankt, „Lucretia Borgia" könne daher unmöglich gegeben werden, statt ihrer aber solle eine andere Oper zur Aufführung kommen, wenn sich das Publicum nur wenige Minuten noch gedulden wolle, damit die nöthigsten Vorkehrungen getroffen werden könnten.

Der zweite Theil dieser Rede wurde gänzlich überhört. Die Nachricht von dem plötzlichen Erkranken Henriette Sontag's, dieser hochgeschätzten Künstlerin, die sich selbst hier in der ihr völlig fremden Umgebung mit siegender Gewalt alle Herzen erobert hatte, machte einen niederschmetternden Eindruck. Eine dunkle Ahnung schien Allen im gleichen Moment zu sagen, daß diese Krankheit gerade zur jetzigen Zeit, wo eine verheerende Epidemie die Stadt heimsuchte, für die mit Klima und Lebensweise nicht vertraute Künstlerin eine unheilvolle Wendung nehmen könne. Dumpfes Geflüster erhob sich im Parterre und flog rasch zu den Logen empor. Der Director wollte seinen Rückzug antreten, ehe er jedoch die Seitencoulissen erreichen konnte, war ihm bereits von einigen lauten Stimmen der Wunsch zu erkennen gegeben worden, sich über die Krankheit der Künstlerin etwas deutlicher auszusprechen. Mit verlegenem Achselzucken gab er die Erklärung, daß ihm selber in diesem Augenblick noch nichts Näheres bekannt sei, obwol

er nach der ihm zugekommenen kurzen Notiz das Schlimmste befürchten müsse. Dies Mal folgte seinen Worten ein verhängnißvolles Schweigen. Nach einigem Zögern begann das Orchester die Ouverture zur „Nachtwandlerin". Obwohl diese Oper bei frühern Gelegenheiten sich der günstigsten Aufnahme erfreut hatte, so mochte doch heute Niemand das leiseste Zeichen des Beifalls spenden. Tiefe Trauer, ängstliche Besorgniß hatte sich aller Gemüther bemächtigt und ging selbst auf die Sänger und Orchestermitglieder über, die sich ihrer Aufgabe nur mechanisch und ohne innere Begeisterung entledigten.

Henriette Sontag war in der That von einer schweren Krankheit befallen worden. Schon am Nachmittage hatte sie sich unwohl gefühlt, ohne jedoch ihrer Umgebung etwas davon zu sagen. Sie war fest entschlossen, ihre Kräfte gewaltsam aufrecht zu erhalten, um die auf den Abend angekündigte Vorstellung nicht zu stören. Doch die Krankheit zeigte sich mächtiger als ihr Wille. Gegen Abend, als sie sich bereits für das Theater anzukleiden begonnen hatte, mußte in aller Eile ein Arzt gerufen werden, welcher den Fall sogleich für bedenklich und für einen deutlich ausgesprochenen Anfall der herrschenden Epidemie erklärte.

Die Nacht und die beiden folgenden Tage verstrichen unter abwechselndem Hoffen und Fürchten. Die Angehörigen der Künstlerin, der Graf, ihre beiden Töchter und Clärchen wichen keinen Augenblick von dem Lager der geliebten Kranken. Unter den Bewohnern der Stadt zeigte sich eine ans Wunderbare grenzende Theilnahme. Die vornehmsten und angesehensten Familien schickten fast stündlich eigne Boten, um über das Befinden der von Allen geachteten und geliebten Gesangskünstlerin Erkundigungen einziehen zu lassen, und um dem sich fortwährend verstärkenden Andrang zu genügen, mußten zuletzt an der Thüre des Hotels täglich mehrmals ärztliche Bulletins angeschlagen werden. Endlich, am Morgen des 16., kam die erfreuliche Nachricht, daß die Kranke eine ruhige Nacht gehabt habe, und sich etwas besser befinde. Gegen Abend desselben Tages ertheilten die Aerzte die erfreuliche Versicherung, daß nunmehr die größte Gefahr beseitigt und mit ziemlicher Gewißheit auf baldige Genesung zu hoffen sei.

Auch der folgende Tag schien diese Erwartung zu rechtfertigen. Von Stunde zu Stunde erholte sich die Kranke so zusehends, daß die

beiden Aerzte, von denen bisher abwechselnd immer einer in der Nähe geblieben war, während der zweiten Hälfte des Nachmittags keinen Anstand nahmen, sich für einige Stunden zu entfernen, in der gewissen Voraussetzung, daß bei ihrer Rückkehr am Abend die Besserung in gleich rascher Weise fortgeschritten sein würde.

Feierliche, geheimnißvolle Stille herrschte in dem hohen geräumigen Krankenzimmer, dessen beide Fenster von grün-seidenen Vorhängen so dicht verhüllt wurden, daß nur ein schwaches, gedämpftes Licht hereinfiel. Henriette war wieder in einen sanften Schlummer verfallen, wie dies im Laufe des Tages mehrmals geschehen, und worauf sie sich jedes Mal leicht und gestärkt gefühlt hatte. Sie athmete so ruhig, als ob sie sich der besten Gesundheit erfreue und nur durch Ermüdung in einen erquickenden Schlaf verfallen sei; ihre Wangen, kurz vorher noch eingefallen und todtenbleich, hatten sich etwas geröthet und schienen sogar wieder einige Rundung gewonnen zu haben. Dicht vor dem Bette saß Clärchen, die Augen unverwandt auf die Schlummernde gerichtet, den Athem fast gewaltsam an sich haltend, um auch nicht durch das leiseste Geräusch die kostbare Ruhe der theuren Kranken zu stören.

Da bewegte sie sich, — sie hob den Kopf etwas in die Höhe und schlug die Augen auf.

„Wie ist Ihnen, gnädige Frau? Wie fühlen Sie sich jetzt?“ fragte Clärchen, die sogleich voll theilnehmender Liebe der Kranken beide Hände ergriff.

Henriette richtete die tiefblauen Augen, in denen ein milder, freundlicher und doch so unendlich wehmüthiger Ausdruck lag, auf das junge Mädchen und antwortete mit kräftigerer Stimme, als man bei ihrem Zustand hätte erwarten sollen:

„Wohl, sehr wohl! Weßhalb fragst Du, mein Kind? Bin ich ja doch wieder in der trauten deutschen Heimath, wo es so schön, so herrlich ist, wie an keinem anderen Ort der Welt, von der ich mich nie, nie wieder trennen werde, bis man mich einst — nach vielen Jahren wol erst — in ihrem kühlen Schooße bettet. Sieh,“ setzte sie mit fast schelmischem Lächeln hinzu, indem sie beide Hände um den Nacken des erschrockenen Mädchens schlang, „ich will Dir's nur sagen, aber Du mußt es hübsch für Dich behalten und nicht weiter erzählen. Ich bin

draußen gewesen am Rhein; ganz heimlich, ohne daß es die Andern merkten, schlich ich mich hinaus ans Thor und bin über die Felder und Wiesen gerannt, bis ich hinunter ans Ufer kam. Da hab' ich mich vor Freuden zu Boden geworfen, daß meine heißen Schläfe von den kühlen Fluthen benetzt wurden, hab' bunte Blumen gepflückt und glatte Steinchen gesammelt und lange, lange in die grünen Wogen hinabgeschaut. Und glaubst Du wol, daß er mich auch wieder erkannte, der alte Vater Rhein, an dessen Ufern meine Wiege stand, der später, in den Tagen des Glückes, mich so oft auf seinem breiten Rücken geschaukelt? Ja, ja, seine Wellen schlugen mir freudig entgegen, und in der Tiefe unten da murmelte es und rauschte es, als ob er sagen wollte: „Bist Du auch wieder da, Du böses, treuloses Kind? Bist Du auch endlich zur Heimath zurückgekehrt?"

„Aber gnädige Frau, entsinnen Sie sich doch — — "

„Still, still, Kind," fuhr die Kranke mit demselben lächelnden Ausdruck in ihren Mienen fort; „ich weiß schon, Du willst mir Vorwürfe machen, daß ich ihn so heimlich aufgesucht habe, ohne Euch etwas davon zu sagen. Aber sieh, er ist ja mein ältester Freund, der mich schon bei meinem Eintritt in die Welt begrüßte, — warum soll ich ihn nicht zuerst aufsuchen, nachdem ich in die Heimath zurückgekehrt bin?"

„Sie haben einen lebhaften Traum gehabt, gnädige Frau, von dessen Eindrücken Sie sich nicht losreißen können. Die Aufregung aber möchte Ihnen leicht schaden. Ihr Zustand erfordert noch immer die äußerste Schonung."

„Mein Zustand? Aber was redest Du nur? Mir ist ja hier in der Heimath so leicht und wohl, und ich weiß nicht, weßhalb ich der Schonung bedarf."

„Sie befinden sich in Mexico, gnädige Frau, und wenn auch seit gestern mit Gottes Hülfe eine Besserung eingetreten ist, so schwebten wir doch Alle während der vorhergehenden Tage in großer Sorge um Sie."

„In Mexico—und krank?! Ach Clärchen, Clärchen, warum hast Du mir das gethan? Ich war ja so unaussprechlich glücklich!"

Mit einem schmerzlichen Seufzer sank die Kranke auf ihr Lager zurück. Der Graf und ihre beiden Töchter eilten aus dem Nebenzim-

mer herbei, doch den vereinten Bitten und Anstrengungen gelang es nicht, sie nochmals zum Reden zu bewegen. Sie war bei vollem Bewußtsein, doch stumpfe Gleichgültigkeit schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Die Augen waren noch unverwandt nach der Decke gerichtet; um den Mund spielte das frühere schmerzliche Lächeln. Daß ihr Geist nicht rastete, davon zeugten die bebenden, in fortwährender Bewegung begriffenen Lippen; offenbar versuchte sie ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen, aber die Sprache versagte den Dienst.

Eine volle Stunde mochte inzwischen verstrichen sein. Da plötzlich klangen leise, doch wunderbar melodische Töne durch das Gemach; es war, wie wenn der säuselnde Abendwind durch die Saiten der Aeolsharfe streicht. Mit vollkommen klarer Stimme sang die Kranke die erste Strophe der Arie:

„Und ob die Wolken sie verhülle,
Die Sonne bleibt am Horizont."

Die jungen Mädchen waren am Rand des Bettes auf die Knie gesunken und schluchzten laut. Als sie die Strophe zu Ende gesungen hatte, fragte die Kranke:

„Warum habt Ihr die Fenster so dicht verhüllt? Draußen scheint die Sonne in gewohnter Herrlichkeit und Pracht, hier aber ist es so unheimlich und düster. O laßt mich doch ein wenig die schöne goldene Sonne genießen."

Die Vorhänge wurden zurückgezogen und das Fenster halb geöffnet. Ein purpurfarbener Schein ergoß sich über das Gemach, denn die Sonne war schon tief am Horizont herabgesunken und ihre röthlichen Strahlen vergoldeten die kleinen lichten Wolkenstreifchen, die über den tiefblauen Grund hinzogen. Blühende Magnolien, auf dem Balkon vor dem Fenster aufgestellt, strömten einen starken, belebenden Duft aus, der sich rasch im Zimmer verbreitete.

„Clärchen," sagte die Gräfin, indem sie sich wieder kräftiger emporrichtete, „erzählte nicht Dein Großvater, daß es ein Lorbeerkranz und ein Bildniß Henriette Sontag's in der Rolle der „Agathe" war, welche der unsterbliche Meister fest in seinen Händen hielt, als er ihn eines Morgens schlafend überraschte?"

„So ist es, gnädige Frau; aber denken Sie jetzt nicht zu lebhaft

an die Vergangenheit, gönnen Sie sich noch einige Tage der Ruhe, bis Ihre Gesundheit mehr befestigt ist."

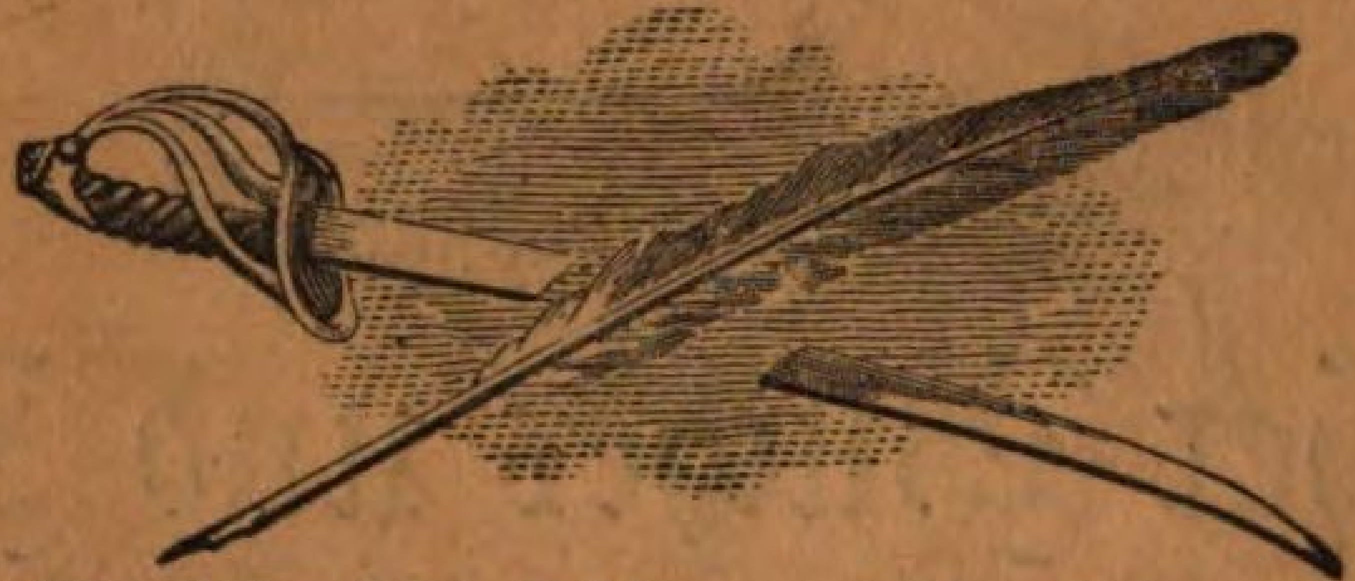
„Willst Du mir wol jenes Kästchen reichen, welches dort in dem Schrank steht? Ich habe ein wohlgetroffenes Portrait meines unvergeßlichen Freundes darin, dessen Anblick mich jetzt erfreuen würde."

Clärchen reichte ihr das verlangte Kästchen. Sie öffnete es mit einem Schlüsselchen, welches sie an einer feinen goldenen Kette um den Hals trug. Es waren allerlei Kostbarkeiten darin enthalten, Papiere und theure Andenken aus jener Zeit, als die Künstlerin auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand. Hastig durchsuchte sie den Inhalt, öffnete mehre Etuis, ohne jedoch das richtige finden zu können. Unwillkürlich fiel ihr ein zierliches Kränzchen in die Hände, ohne Zweifel ein Erinnerungsmal an einen ihrer künstlerischen Triumphe; doch in diesem Augenblick flößte es ihr einen jähen Schrecken ein. Mit dem Ausruf: „Ein Todtenkranz! O weh mir, ein Todtenkranz!" schleuderte sie es weit von sich und sank besinnungslos auf das Lager zurück.

Als die Aerzte kamen, fanden sie den Zustand der Kranken um Vieles bedenklicher. Die Nacht brachte einen heftigen Rückfall der Krankheit. Am nächsten Tage erlosch der letzte Hoffnungsfunken, den man bisher noch sorgsam genährt hatte, und als die Sonne des achtzehnten Juni in voller Pracht über die Hauptstadt Mexiko's emporstieg, da hatte der Tod mit unbarmherziger Hand die zarteste Blüthe der Kunst geknickt, und auf immer war jene Kehle verstummt, der einst für mehr denn ein volles Menschenalter die reichste, üppigste Fülle der Töne entströmt war.

Dumpfes Trauergeläute hallte von den Thürmen Mexiko's. Durch die mit schwarzem Flor und gesenkten Fahnen geschmückten Straßen bewegte sich der unabsehbare Leichenzug. Die reichsten und mächtigsten Bewohner der Stadt, die höchsten Staatsbeamten gaben der geschiedenen Künstlerin das Geleite zur letzten Ruhestätte. Stammverwandte Herzen, die Mitglieder eines deutschen Sängervereins, wie es deren ja allenthalben in der weiten Welt gibt, wo nur die deutsche Zunge klingt, trugen die Bahre; Blumen und Kränze bedeckten den Sarg, der mit einer goldenen Lyra verziert war.

In der Kathedrale erwartete eine unabsehbare Menge den herannahenden Sarg. Reden in deutscher und spanischer Sprache feierten das Andenken der Hingeschiedenen. Als nun die feierlichen Accorde der Musik, vermischt mit den Tönen der Orgel, erschallten, als die deutschen Sänger den wunderbaren Chor anstimmten: „Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen,“ als der Sarg langsam in die Gruft unter dem Hochaltar hinabgesenkt wurde, da lag die ganze Menge auf den Knien und ein lautes Schluchzen mischte sich unter den ergreifenden Gesang. Aus den Hallen des Doms aber drang der Klagelaut weithin über das unermeßliche Weltmeer in ein fernes Land, wo man den Namen der Künstlerin so hoch in Ehren gehalten, wo ihr viele tausend Herzen in Liebe und Verehrung entgegenschlugen. Henriette Sontag todt! Dieser Ruf war ein Donnerschlag, der vom Belt bis zum Rhein, von der Donau bis zur Nordsee hallte. Die Muse der deutschen Tonkunst verhüllte das Antlitz, und manche heiße Thräne des Schmerzes benetzte den vaterländischen Boden, in dessen Schooß später auch die irdischen Reste der Unvergeßlichen ihre letzte Ruhestätte fanden.



Die Feder ist mächtiger, als das Schwert.